

2. Sitzung

1. Marco Polo, "Il Milione", in: Peter Kapitza: Japan in Europa. Texte und Bilddokumente zur europäischen Japankenntnis von Marco Polo bis Wilhelm von Humboldt, 3 Bde., München 1990, Bd. I, 45-47.

2. Luis Frois, "Tratado em que se contem muito susinta...", 1585, in: Kapitza, Bd. I, 132-139. [bekannt unter dem Titel der Übersetzung Kulturgegensätze Japan - Europa]

3. Bernhard Varen: Descriptio Regni Japoniae. Beschreibung des japanischen Reiches. Amsterdam 1649, Darmstadt 1974, vii-ix, 48-51, 127-142.

Peter Kapitza

Japan in Europa

Texte und Bilddokumente
zur europäischen Japankenntnis
von Marco Polo
bis Wilhelm von Humboldt

1



iudicium verlag

Durch den hier als erstes Zeugnis abgedruckten Bericht Marco Polos (1254–1324) wurde Japan als Zipangu (in den verschiedensten Schreibweisen) der europäischen mittelalterlichen Welt bekannt und ging auch in die frühe Kartographie unter diesem Namen ein. Der alte Name Japans, Wa-koku, findet sich als Wäk-wäk (wohl nach dem Kantondialekt: Wo-kwok) erstmals bei dem Geographen persischer Herkunft Ibn Khordādzbeh (848–886). Seine Angaben kehren dann bei arabischen und persischen Geographen phantastisch ausgeschmückt wieder. Wäk-wäk wurde zur Sageninsel, deren Lage niemand kannte.

Das Originalmanuskript, das Marco Polo nach eigenen Angaben in Genueser Gefangenschaft dem venezianischen Kaufmann Rustichello da Pisa in altfranzösischer Sprache diktierte, hatte vermutlich den Titel: „Le livre de Marco Polo citoyen de Venise, dit Milion, où l'on conte les merveilles du monde.“ Auf dieser Urschrift basieren zahlreiche (z. T. stark verfälschte) Abschriften und Übersetzungen, so auch in deutscher Sprache. Erst Luigi Foscolo Benedetto versuchte durch vergleichende Textkritik eine kritische Ausgabe herzustellen („Il Milione“, Florenz 1928). Um 1483–1485 erschien ohne Orts- und Jahresangabe Marco Polos Werk in lateinischer Sprache: „De consuetudinibus et conditionibus orientalium regionum“. 1496 wurde in Venedig eine italienische Ausgabe herausgebracht: „Delle maravigliose cose del mondo“. Unser Zipangu betreffender Text, der u. a. von dem Mongoleneinfall unter Khubilai Khan (1214–1294) handelt, an dessen Hof Marco Polo 1274 gelangte, folgt nicht dem ersten deutschen Druck von 1477 in Nürnberg mit dem Titel: „Das buch des edeln Ritters und landfarers Marcho polo, das do sagt von mangerley wunder der landt und lewt“, sondern der Admonter Handschrift, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstand, während das Original der Übersetzung weiter in die Mitte oder erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zurückzusetzen ist: „Der mitteldeutsche Marco Polo nach der Admonter Handschrift“, hrsg. von Eduard Horst von Tscharnier, in: „Deutsche Texte des Mittelalters“, hrsg. von der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. XL, Berlin 1935.

Von eyner insiln Indie und von deme guidinen pallas und von rotin perlin und von dem here des grozen chaam das den sik vorlos, unde von den viij steynen di gevundin worin in dem vleysche viij gevangin.

Zympagu ist eyne insula in India kegin orient und ist gelegin in der tufe des meris und von deme lande tusint myle und me, und ist eine groze insula. Der insiln volk ist epgoter unde sint gar schone lute unde wol gesit; si han eyne kunig der nymande stet czu gebote; goldis ist do also vil das is keyne moze ist. Nymant mak das gewinnen, wen das mer muz man nicht besigiln. Der kunig hot do eyne pallas wol groz, das ist bedact mit korlichim golde allinthalbin, und das dach ist wol czweygir vinger dicke; di tenne der kamern di sint belegit mit golde, und ouch di tenne der kuniglichen wonunge sint belegit richlichin mit golde, der wonunge der do ouch genuc sint in dem pallas. Di venstir und di torin sint geczirit mit wol tugindym golde, ir tuygir und ir werde ist nicht czu wegin. uf der insiln voet man di rotin perlin mit eyne kessir, als man czu uns di mutirlosin strichit, di do bessir sint wen di wizen, di sint wol groz und kulecht. Der grozen wizen perlin vint man do genuc. Man vint ouch do vil edils gesteynis manchirleyge.

Der groze chaam der do hiz Cublay, do her horte von dem riche der insuln, do sante her czwene vurstin mit



Abb. 1 Frontispiz der ersten gedruckten Marco Polo-Ausgabe Nürnberg 1477.

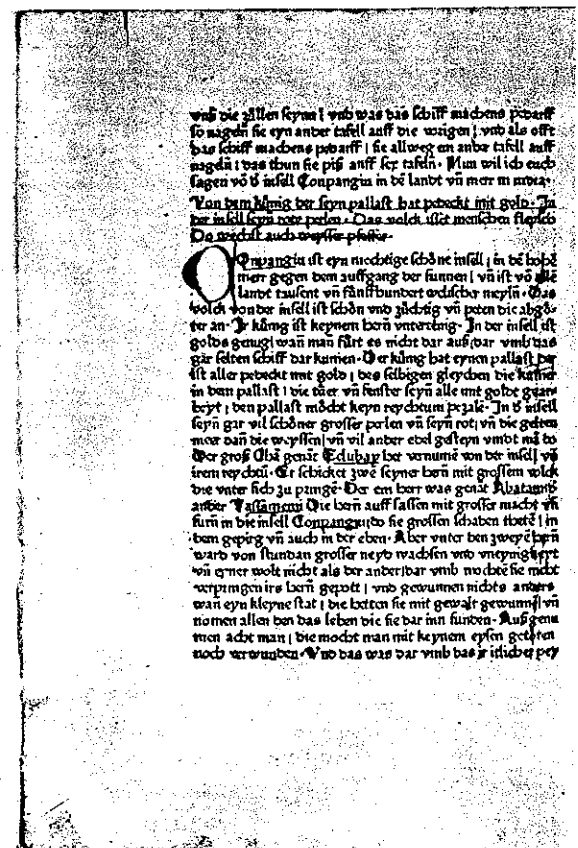


Abb. 2 Der Anfang der Zipangu-Beschreibung Marco Polos in der Nürnberger Ausgabe 1477.

eyme grozen here czu der insuln, dorumme das si ym di insuln undirtenik machtin; unde alleyne si vil wol vorwustin do si quomen czu lande, doch von dem uraloge das sich irhub von der czit, hattin si keyn gevelle unde mochtin nicht gewinnen wen eyne burk. den burklutin slugen si di houbt abe ane viij, der vleysch man nicht mochte gewinnen mit keynem ysin, von dem das der eyn iclichir hatte czwischin hut unde vleysch edil gesteyn lozen bewachsint odir hattin an iren armen. Do di vurstin das ynner wurdin, do nomen si di steyne und lizen si totin mit hulczin kulin sam di ryndir. Do abir der nordin wint begunde czu ween sere unde sterklich, do wurfin sumeliche ir habe und karten widir umme und vlogin, sumeliche wurdin schifbruchik, und der quomen czu der vinde lande xxx tusint mensche, di do als dy totin in der vinde lande sich soyn, als die vorsmachtin und ane were; dy enwustin nicht was si tun soldin, und hattin sich vorczegin allis trostis. Abir der kunig der insuln mit syme volke ging czu schiffe, und do her eyn wenik vort quam mit den schiffin, do lys her di schif ane lute unde negite sich czu den vindin unde wolde si anevertigin. di xxx tusint vlogin czu den schiffin des kunigis und vundin si ane hute unde quomen czu schiffe und sigiltin und vundin eyn groze stat und eyn hobt der insuln. der stat pforten di burger stetis offnitin, do di burgir soyn dy banyr erer lute, di sy dochtin das sy vlogin odir widir quemen mit den schiffin, umme das hattin si keyne achte der vin-

de. do worin di xxx tusint do und gewonnen di stat und slugin dy manne uz der stat, abir di wip behildin sy byn der stat und machtin yn di bequeme czu irme dynste. Sundir der kunig und syn volk di richtin czu andir schif von andirn stetin genumen und umme legite di stat und lak do vij monde. Dy stat ist geheysin noch deme namen der insuln Zympagu; und alleyne das sich di bynnen der stat mechtlichin und menniclichin wertin, doch was di hute des kunigis also wol besaczt das nymant czu der stat noch von der stat kumen mochte der do botschaft brechte deme grozen chaam von yn, wy is umme si stunde. do sie das soyn das si an deme schadin worin, do mustin si bi not sich irgebin dem kunige. Idoch dingetin si uz den lip. Und das ist geschen in dem jare unsirs herren mclclxix.

Von der manvalt der epgote und von manchir hande edil vrucht brenginde boume und von vil goldis und von den lutin di do essin lute.

In der insuln sint vil epgote in manchirhande formen und gesteltnisse, eczliche sint also di rynder, sumeliche sam di bocke, eczliche als di swyn odir hunde odir ster, sumeliche han ij hende, sumeliche iij, eczliche iiij, sumeliche x, mynner odir me, und der epgot der do vil houbte hot und vil hende, der ist der geweldigiste und ouch der tugintsamste; unde wen si werdin gevrogit worumme sy also manchirleyge ir gotē, so han sie eyne valsche bewisunge unde sprechin:

Ptolemaisch general casel begreifend die halbe kugel der welt.



Abb. 3 Ptolemaeische Weltkarte in Sebastian Münsters „Cosmographia“ von 1546.

„wir wollin haldin di gewonheit unsir eldirn.“ Das volk ist alczu greslich den vremdin lutin: wen sie ey-nen voen, so beschaczin si yn, und mak her des gutis nicht gebin noch di beschaczunge, so totin si yn und sidin yn unde ladin czu der sundirlichin wirtschafft ir nokebure und ir moge unde vrunde di si mogin gehan; so kumen si gar vrolichin czu der wirtschafft mit gesange unde schreckin unde iclich spil das si irdenkin mogin, und essin di spise gar giczlichin unde sprechin das allis andir vleysch si osmeckic kegin menschin vleysche. Von deme mere Oceanum, in deme di insule lyt, sprechin di wisistin di do pfflegin czu sigiln, das is habe vij tusint insuln und cccc unde xlvij insuln, der ist das meyste teyl besaczt. In alle den wechst kume eyn boum der do nicht si von edilm ruche, der do di guse wechst, und sint von grozem nuce. In den insuln wechst vil wys unde swarez pfeffirs unde allirleyge kruyde genuk. Do wechst ouch vil goldis also vil das is ist ungeloubelich, man se is denne; unde wen dy insuln verre sint von deme lande unde ouch von India, dorumme mak man kume odir nicht czu den insuln bringin von den koufman von der provincien Mangy bis dar.

teristikum sind die Kompaßlinien, welche die Karten als nautische Hilfslinien in Form von Windrosen sternförmig überziehen (Leech, S. XX; Wolff, S. 22). Sie wurden für die Ostindien- und Japanfahrer von großer Bedeutung.

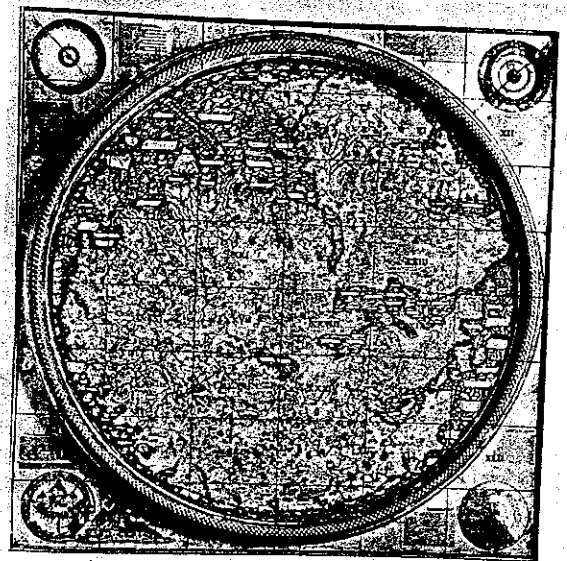


Abb. 4 Weltkarte des Fra Mauro von 1459. „Man sieht deutlich an seinem Werke, wie er – noch ganz im Banne der traditionstreu en Auffassung der mittelalterlichen Kartographie – sich bemüht, die neuesten geographischen Errungenschaften seiner Zeit, die Daten der Portulankarten und der grossen Reisenden – vor allen die M. Polos – in die gegebenen engen Schranken der Kreiskarte einzuzwängen. Damit hat er sich aber eine unmögliche Aufgabe gestellt und ist auch nicht imstande dieselbe zu lösen und sein ganzes verfügbares Material auf der gegebenen Fläche zu entfalten; seine Bestrebungen führen nur zu einer störenden Verschiebung der Namen und Länder [...]. Dem Zwange der Kreisform ist die Verschiebung des hinterindischen Archipels nach Norden in Form einer süd-nördlichen Reihe, statt ihrer in Wirklichkeit ost-westlichen Richtung, zuzuschreiben. Am nördlichen Ende dieser zwischen das Festland Ostasiens und den Rand des Kreises bzw. der Karte eingezwängten Reihe, von dem langgestreckt-ziegelförmigen Giava maior (Java) nur durch einen schmalen Meeressarm getrennt, liegt das kaum ein Drittel so grosse quadratförmige Ziripagi, während sich eine lange Reihe namenloser Inseln bis zum hohen Norden hinauf zieht. Ziripagi gegenüber, auf dem Festlande, dem ein von Süden her weit eingreifender Meerbusen hier das Aussehen einer Halbinsel verleiht, liegt Zaiton, der berühmte Hafen, dicht darüber Fogin (Fo-kien), während Chansay (Quinsay, Hangtschou-fu) weit im Norden liegt. Doch können wir der relativen Lage der Orte zueinander auf Fra Mauros Karte keine besondere Wichtigkeit beimessen, zumal im fernen Osten, wo die Zusammendrängung des neuen Materials am ärgsten ist. So darf man auch aus Ziripagis relativer Lage zum Festlande oder zu den nahen Sundainiseln gar keine Schlüsse ziehen.“ (Teleki, S. 5f.)

1459 Am Beginn des 15. Jahrhunderts, an dessen Ende die Entdeckung Amerikas stehen sollte, wurde der westeuropäischen gelehrten Welt das große kosmographische Werk des Ptolemaeus aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch lateinische Übersetzungen aus dem Griechischen bekannt, und seine „Geographia“ erlebte noch im selben Jahrhundert sieben Drucke, die alle die nach den Angaben des Ptolemaeus rekonstruierten Karten, darunter 12 Asien betreffende, wiedergaben und teilweise mit eigenen Karten vermehrten. Ob Ptolemaeus selbst Karten gezeichnet hat, ist ungewiß. Die frühesten Karten nach den 8000 mit geographischen Koordinaten versehenen Orten bei Ptolemaeus stammen aus dem 12. Jahrhundert (vgl. Leech, S. XVIII). Im 16. Jahrhundert waren es schon 33 gedruckte Ausgaben der „Geographia“ (Nordenskiöld, S. 9, der einen kommentierten „Catalogue of editions of Ptolemy's geography“ geliefert hat). Damit wurde nach mehr als einem Jahrtausend die ptolemaeische Methode der geographischen Erschließung der europäischen Renaissance bekannt, und entsprechend groß blieb sein Einfluß auf die Kartographie, die zur gleichen Zeit eine beträchtliche Erweiterung des ptolemaeischen Weltbildes durch die Entdeckungsreisen der Portugiesen und Spanier zu verarbeiten hatte. So war es natürlich, daß die ptolemaeischen Karten die Grundlage bildeten für die „tabulae novae“, auf denen die neu entdeckten Gebiete verzeichnet wurden. Wie sich mit der Geschichte der Entdeckungen das von theologischen Vorstellungen geprägte Weltbild des europäischen Mittelalters (das von einer einzigen geschlossenen Landmasse und einem einzigen Weltmeer ausging) verändert hat, dokumentiert Kleinschmidt an zahlreichen Beispielen. Eine umfassende Bibliographie der frühen Weltkarten (mit Reproduktionen) hat Richard Leech 1983 herausgebracht. Dort wird auch die kartographische Unsicherheit in bezug auf die Lage von Zipangu / Japan deutlich vor Augen geführt.

Unabhängig von dem durch Ptolemaeus geprägten Kartentypus entstanden seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts Seekarten, die sogenannten „portolani“, die sich auf die Küstenregionen der bereisten Gebiete beschränkten und der Fixierung der möglichen Schiffsrouten dienten. Ihr Charak-

1459, also noch vor dem ersten Druck von Marco Polos Werk, erscheint Zipangu das erste Mal auf einer europäischen Karte, und zwar auf der Weltkarte des venetianischen Mönchs Fra Mauro; der Behaim-Globus aus dem Jahr 1492 und der sogenannte „Laon-Globus“ von 1493 weisen ebenso die Insel Zipangu auf wie die unabhängig voneinander entstandenen Weltkarten von Martin Waldseemüller (die als erste auch den Namen America führt) und Giovanni Contarini / Francesco Rosselli aus dem Jahr 1507. Vor 1543, dem Jahr, als die Europäer japanischen

Ein frühes Zeugnis, wie sich die weltliche Geschichtsschreibung im Hinblick auf die den Europäern erst kürzlich bekannt gewordenen Länder der Berichterstattung durch die Missionare bedienen mußte. Hier begegnen wir – wie ansatzweise schon bei Jorge Alvares und Anjirô und dann später in der China-Mission – jener anderen, positiven Sichtweise von nichtchristlicher Religion: Nicht als Teufelswerk, sondern als Parallele zum Christentum, die nach dem Motto „Anima naturaliter Christiana“ den Nichtchristen durch die Predigt bewußt gemacht werden muß. Daher die Auslegung von Waschungen als „Taufe“ und der Darstellung eines Gottes mit drei Köpfen als unbewußte Verehrung eines trinitarischen Gottes. Andere Parallelen, wie z. B. die von geistlichem und weltlichem Oberhaupt, werden in der Folgezeit gern zur Illustration und kritischen Spiegelung von europäischen Verhältnissen (Kaiser-Papst) herangezogen.

Beschreibung deß Landes in Indien.

<41^v> Dieses Indien ersettiget vnd erfüllet mit seinem köstlichen Gestein / Gewürtz vnd wolriechenden Sachen / die gantze Welt. Alle Handwercke vnd Künste sind da im höchsten Grad / dermassen / daß allda vor tausend jaren die Truckerey gewest ist / gleich wie es der fleissige vnd embsige Beschreiber der Welt / Johannes Barros / in seiner Asia / vnd die Jhesuiten / welche zu vnsern zeiten dieses Landt sehr durch ziehen / vnd embsig seind / dasselb zum Christlichen Glauben zu bringen / bezeugen. [...] Hierbey im Meer ligen so viel reiche Inseln / nemlich Samotra / groß vnd klein Jaua / die Molucken / etc. Daß dieses Meer wol vor sich selbst eine Welt von Inseln möchte geheissen werden. Aber vnter allen muß ich von der Insel Japan (so darinn ligt) dieweil daß sie noch von wenigen erkannt / vnd zu vnsern zeiten im 1550. Jar

erstlich erfunden worden / etwas sagen: Die Eynwohner sind sehr scharpffsinnig / vnd zu der Weißheit geneigt / vnd kommen in vielen stücken mit jhrer Religion / vnd geberden vom Leben / mit dem Christlichen Glauben vbereyn. Bey jhnen ist kein Ding so gemein / dann jhr Gebet (gleich wie man bey vns thut) in der Kirchen zuthun. Die Kinder werden bey jhnen getaufft / sie casteyen jhren Leib sehr strengiglich mit fasten / sie segnen sich / wider die Versuchung des Teuffels / mit dem zeichen deß Creutztes. Sie beten allein einen Gott an / welchen sie mit drey Köpfen mahlen / aber sie wissen nicht warumb. Sie haben einen Obersten / dem sie vnterthenig seind / aber dieser hat noch einen / der vber jhn ist / welchen sie Voo nennen / vnnd vber die Religion vnd Geistlichen sachen befelch hat / diesen möcht man dem Bapst / vnd den andern dem Keyser vergleichen. [...]

Histoire de Portugal contenant les entreprises, navigations, & gestes memorables des Portugallois, tant en la conqueste des Indes Orientales par eux descubertes, qu'és guerres d'Afrique & autres exploits, depuis l'an mil quatre cens novante six, iusque à l'an mil cinq cens septante huit [...] comprise en vingt livres, dont les douze premiers sont traduits du latin de Ierosme Osorius, Evesque de Sylves en Algarve, les huit suivans prins de Lopez de Castagnede & d'autres historiens. Nouvellement mise en François, par S.[imon] G.[oulart de] S.[enlis], [Genf] 1581.

Dieses kompilatorische Geschichtswerk bringt erst im letzten, dem „Vingtiesme livre“, auf den Seiten 749/150 Informationen über Japan, und zwar im „Ample discours de la secte & doctrine des Iesuites, de leur nauigation, deportement & succes en diuers lieux des Indes Orientales“, die weder aus dem Buch des Jérónimo Osório (da Fonseca) noch dem des Lopes de Castanheda stammen: „Ce que ie viens de reciter est recueilli du propre tesmoignage des Iesuites mesmes, les lettre desquels ont esté imprimees à Cologne, depuis six ans.“ Es geht dabei ausschließlich um die religiösen Verhältnisse Japans, wie sie die Jesuiten beschrieben haben.

Luis Frois, Tratado em que se contem muito susinta e abreviadamente algumas contradicções e diferenças de costumes antre a gente de Europa e esta provincia de Japão.

Der hier in Auszügen wiedergegebene kulturvergleichende Traktat aus dem Jahre 1585 zeigt uns die Intensität des eruditen Beobachtens von Frois. Der Traktat wurde zu Lebzeiten nicht veröffentlicht, sondern von Josef Franz Schütte SJ erst 1946 in der Biblioteca de la Academia de la Historia in Madrid entdeckt und 1955 unter dem Titel „Kulturgegensätze Europa – Japan (1585)“ in Tōkyō vollständig im portugiesischen Original und in deutscher Übersetzung veröffentlicht. Er verdient wegen seiner Originalität als früher, detaillierter Kulturvergleich hohes Interesse. Frois bemüht sich, ohne Bevorzugung der einen oder anderen Kultur die radikale Andersartigkeit der extremen Weltgegenden darzustellen, vom naturbedingt verschiedenen

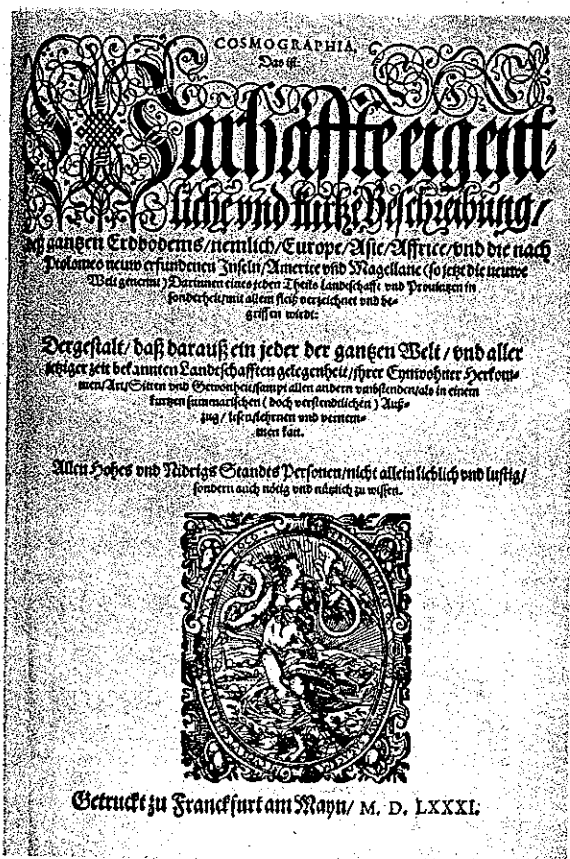


Abb. 44 Titelblatt der „Cosmographia“ von 1581.

Material für die Architekten bis zu den menschlichen Sitten. Die kurzen, sentenzenartigen Gegenüberstellungen des jeweiligen kulturellen Phänomens in einem oder zwei Sätzen wurden vom Herausgeber Schütte treffend als Distichen bezeichnet. Nicht von ungefähr liest man bei Frois auch vieles zur europäischen Sittengeschichte, das uns heute nicht mehr vertraut ist. Einzig die Beschreibung religiöser Einrichtungen gerät ihm zur Schwarz-Weiß-Malerei, weil er dieses Prinzip der nicht wertenden gegensätzlichen Darstellung zugunsten des Christentums und seiner damaligen Sicht nichtchristlicher Religionen verläßt. Zur Form des „Traktats“, ein Begriff, der im 16. Jahrhundert für ganz unterschiedliche Werke verwendet wurde, schlägt Jorissen (1988, S. 216) vor, sie in Analogie zum Dialog zu interpretieren: „Frois nutzt insbesondere den Vorteil, daß ein Dialog nicht notwendig eine Lösung herbeiführen muß. Frois selbst bezieht keine Stellung und urteilt nicht, beide Seiten, die japanische und die europäische Kultur, stehen bis zum Schluß gleichwertig nebeneinander: der ‚Traktat‘ informiert über die Gegensätzlichkeit und die Wechselseitigkeit ihrer Empfindung, aber er verzichtet auf eine darüber hinausgehende Belehrung, die festlegt, vorschreibt oder ablehnt. Das Werk erhält so schließlich die dem Dialog innewohnende produktive Unruhe, eine mit dem Fehlen einer Entscheidung verbundene ‚Unbequemlichkeit‘, die den Leser zum Nachdenken reizt.“ Jorissen macht auch darauf aufmerksam, daß die „Distichen“ des Werkes an japanische Gedichtformen erinnern. Eine neue japanische Übersetzung des „Traktats“ von Frois mit Kommentar von K. Matsuda und E. Jorissen erschien 1983 in Tōkyō (3/1986).

Erstes Kapitel. Von den Männern, ihrer Person und Kleidung.

<105> Bei uns schert oder rasiert sich einer den Kopf, um sich von Schmerzen zu befreien; die Japaner rasieren sich den Kopf aus Betrübnis oder Trauer, oder weil sie bei ihren Herren in Ungnade sind.

Bei uns rasiert sich einer den Bart ab, wenn er in einen Orden eintreten will; die Japaner schneiden den Haarbusch am Hinterkopf ab zum Zeichen, daß sie die weltlichen Dinge aufgeben. [...]

<107> Bei uns sind die Taschentücher aus ganz feinem Tuch, gestickt oder gefranst; die der Japaner sind entweder wie von grobem Gewebe, oder von Papier.

Wir grüßen, indem wir die Kopfbedeckung abnehmen; die Japaner erweisen Höflichkeit, indem sie sich die Schuhe ausziehen.

Bei uns sind zweischneidige Schwerter in Brauch; die Japaner benützen Dolche, die nur eine Schneide haben.

Unsere Schwertscheiden sind von Leder oder Sammet; die der Japaner sind aus Holz und lackiert, und die der Herren sind belegt mit Gold oder Silber.

Unsere Schwerter haben Metallbelag an der Scheidenspitze, sie haben Parierstange und Schwertknauf; die der Japaner haben von alledem nichts.

Unsere Schwerter werden an Holz oder Tieren erprobt; die Japaner sind immer darauf aus, die ihren an menschlichen Leichen zu erproben.

Bei uns trägt man die Dolche oder Krummsäbel mit dem Bogen nach unten; die Japaner tragen sie mit der inneren Krümmung nach unten und mit dem Bogen nach oben.

Wir gebrauchen Bedems (Maurenmäntel ohne Ärmel), Wassercapes und Schirme für Regenwetter; die



Abb. 45 „Nanban“-Wandschirm aus der Momoyama-Zeit (Ausschnitt).

Japaner, hoch und niedrig, sehr lange Strohmäntel und Strohschirme.

Wir halten das Spaziergehen für sehr erholend, gesund und aufmunternd; die Japaner üben es ganz und gar nicht, sie wundern sich darüber und halten es bei uns für Mühe und Buße.

Unsere Schwerter und Wertgegenstände sind schön geschmückt; ihre Kostbarkeiten haben keinerlei Einfassung oder Schmuck.

Wir halten es für Unhöflichkeit, daß der Diener nicht steht, wenn sein Herr sich gesetzt hat; und sie für schlechte Erziehung, daß sich dann nicht auch der Diener setzt.

Wir gebrauchen bei Trauer die schwarze Farbe; und die Japaner die weiße.

Wenn wir gehen, heben wir vorn die Kleider auf, um sie nicht zu beschmutzen; die Japaner heben sie hinten so hoch, daß ihnen der ganze Hinterteil entblößt bleibt.

Wenn bei uns die Pagen und Ritter ihre Herren begleiten, darf nicht einmal eine Zehe zum Vorschein kommen; wenn die Japaner ihre Herren durch die Straßen begleiten, krepeln sie sich die Hosen bis zu den Leisten auf.

Wir spucken jederzeit den Speichel aus; die Japaner schlucken gewöhnlich den Auswurf herunter.

Das Schwert, das man bei uns umgürtet, führt man mit einer Hand; die der Japaner werden, da sie sehr schwer sind, alle mit zwei Händen geführt.

Wir gebrauchen Lederschuhe, und die Ritter Schuhe von Sammet; die Japaner, hoch und niedrig, aus Reistroh angefertigte Sandalen.

Bei uns in Europa wäre es Verrücktheit, wollte ein Ritter barfuß vor einem Fürsten hergehen; die Japaner halten es für schlechte Erziehung, vor irgendwelchen Herren beschuht herzugehen.

Wir betreten das Haus mit Schuhen an den Füßen; in Japan ist das unhöflich, und man muß die Schuhe an der Pforte lassen.

Wir krepeln nur die Ärmel am Handgelenk auf, um uns Hände und Gesicht zu waschen; zum gleichen Zweck entkleiden sich die Japaner nackt vom Gürtel nach oben.

Die Höflichkeit, die wir erweisen, indem wir mit einem Knie niederknien, erweisen die Japaner, indem sie sich niederwerfen, mit den Füßen und Händen und dem Kopf fast auf dem Boden.

Wir tragen eckige oder runde Tuchmützen (Barrette); die Japaner Seidenmützen (Barrette), einige spitz und andere sackförmig.

Bei uns macht ein Flicker schlechten Eindruck; in Japan schätzt ein Fürst einen *Kimono* oder *Dôbuku* sehr hoch, der ganz aus Flicker zusammengesetzt ist.

In Europa schneidet man alle Kleider mit der Schere; in Japan schneidet man alles mit dem Messer.

In Europa würde man es für Verweichlichung halten, wenn ein Mann einen Fächer trüge und sich damit fächelte; in Japan ist es Zeichen von Niedrigkeit und Armut, den Fächer nicht immer im Gürtel zu tragen und ihn zu benutzen. [...]

Zweites Kapitel. Von den Frauen, ihrer Person und ihren Sitten.

In Europa ist die höchste Ehre und der Reichtum der jungen, unverheirateten Frauen die Schamhaftigkeit und das unverletzte Heiligtum ihrer Reinheit; die japanischen Frauen geben nichts auf die jungfräuliche

Reinheit, noch verlieren sie, weil sie ihnen fehlt, Ehre oder Heirat.

Die Europäerinnen rühmen sich, blonde Haare zu haben und tuen viel dafür; den Japanerinnen sind sie ein Abscheu: alle Mühe lassen sie es sich kosten; sie schwarz zu machen. [...]

<121> Die Europäerinnen tragen am Haupt Schönheitsmittel auf, um es weiß zu machen; die adligen Japanerinnen bedecken es aus festlichen Anlässen mit Tuschierungen aus schwarzer Tusche.

Die Europäerinnen bekommen in kurzen Jahren weiße Haare; die Japanerinnen sind sechzig Jahre alt und haben noch kein weißes Haar, weil sie die Haare mit Öl salben.

Die Europäerinnen durchbohren die Ohrläppchen und füllen die Löcher mit Ohrbehängen aus; die Japanerinnen durchbohren die Ohrläppchen nicht und tragen auch keine Ohrbehänge.

Bei den Europäerinnen gilt es als Fehler, wenn man ihnen die Schönheitsmittel und die Schminkerei im Gesichte sehr anmerkt; die Japanerinnen, je mehr Weiße sie auftragen, für desto schöner halten sie es.

Die Europäerinnen bemühen sich mit Künsten und Mitteln, die Zähne weiß zu machen; die Japanerinnen arbeiten mit Eisen und Essig dahin, den Mund und die Zähne schwarz zu machen wie ...

Die Europäerinnen tragen Armringe aus Gold und Silber an den Armen; die adligen Japanerinnen des *Shimo* fünf oder sechs Mal umgeschlungene, feine Streifen.

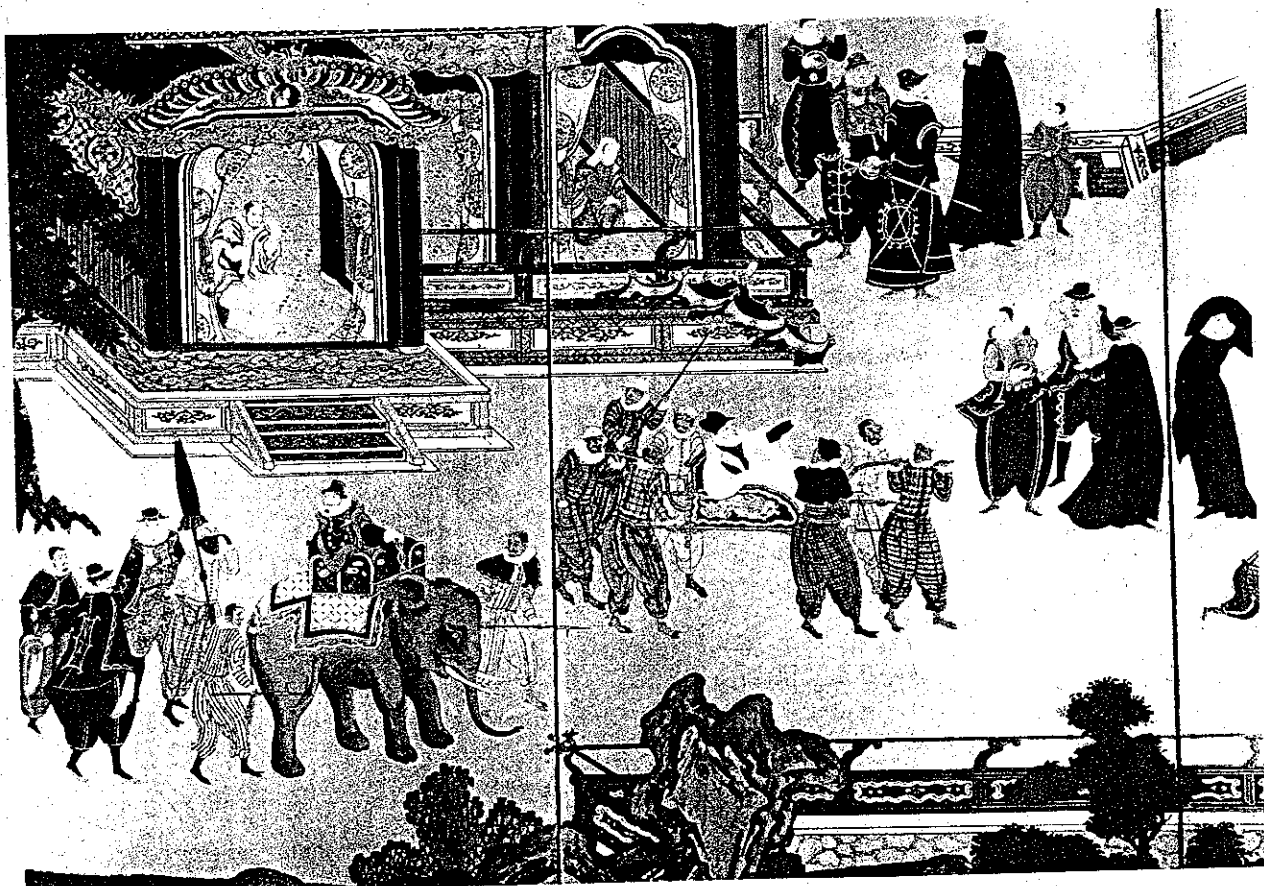


Abb. 46 „Nanban“-Wandschirm aus der Momoyama-Zeit (Ausschnitt).

Die Europäerinnen tragen am Hals Edelsteine und goldene Ketten; die heidnischen Japanerinnen nichts, und die Christinnen Reliquiare oder Rosenkränze.

Den Europäerinnen reichen die Ärmel bis zum Handgelenk; den Japanerinnen reichen sie bis zum halben Arm, und sie halten es nicht für unehrenhaft, Arme und Brust offen sehen zu lassen.

Bei uns würde man eine Frau, die barfuß geht, für verrückt oder unverschämt halten, die Japanerinnen, hoch und niedrig, gehen den größten Teil des Jahres immer barfuß. [...]

<125> In Europa gehen die Männer voran und die Frauen hinterher; in Japan die Männer hinterher und die Frauen voran.

In Europa ist zwischen den Verheirateten das Eigentum gemeinsam; in Japan hat jeder seines getrennt, und zuweilen erhebt die Frau von ihrem Mann Wucherzins.

In Europa ist es, auch abgesehen von der Sünde, äußerst schandbar, seine Frau zu verstoßen; in Japan verstößt einer soviel Frauen, wie er will, und diese verlieren deshalb weder Ehre noch Heirat.

Wie es die gefallene Natur mit sich bringt, sind es die Männer, die ihre Frauen verstoßen; in Japan sind es oft die Frauen, welche ihre Männer verstoßen.

In Europa setzt sich wegen des Raubes einer Verwandten das ganze Geschlecht der Todesgefahr aus; in Japan schweigen die Väter, Mütter und Brüder dazu und gehen leicht darüber hinweg.

In Europa ist die Abgeschlossenheit der Töchter und jungen Fräulein groß und streng; in Japan gehen die Töchter allein, wohin sie wollen, für einen und für viele Tage, ohne die Eltern zu befragen.

Die Frauen in Europa gehen ohne Erlaubnis ihrer Gatten nicht aus dem Haus; die Japanerinnen sind frei zu gehen, wohin sie wollen, ohne daß die Gatten es wissen.

Die Liebe der Verwandten unter sich ist in Europa sehr groß; in Japan sehr gering, und die einen verhalten sich den andern gegenüber wie Fremde.

In Indien tragen die Diener zu Fuß bei Regen und Sonne den Frauen den Schirm; in Japan tragen ihn die Frauen die einen den andern.

In Europa ist Abtreibung, obwohl sie vorkommt, nicht häufig; in Japan ist sie so gewöhnlich, daß es vorkommt, daß eine Frau zwanzigmal Abtreibung ausübt.

In Europa wird das Kind, wenn es einmal geboren ist, selten oder fast nie umgebracht; die Japanerinnen setzen den Kindern den Fuß auf den Hals und töten alle, die sie glauben nicht aufziehen zu können. [...]

<129> In Europa ist die Klausur und Abgeschlossenheit der Klosterfrauen eng und streng; in Japan dienen die Klöster der *Bikuni* fast als Dirngasse.

Bei uns gehen die Nonnen gewöhnlich nicht aus ihren Klöstern heraus; die japanischen *Bikuni* sind immer bei Belustigungen und zuweilen ziehen sie zum *Jindachi* (Kampf).

Bei uns ist es nicht sehr verbreitet, daß die Frauen schreiben können; bei den adligen Damen Japans gilt es als Erniedrigung, wenn sie es nicht verstehen.

In den Briefen, die man bei uns an Frauen schreibt, unterzeichnet der Mann, der jeweils schreibt; in Japan dürfen die an Frauen gerichteten keine Unterschrift tragen, und sie selbst unterzeichnen die eigenen Briefe nicht, noch setzen sie Monat oder Ära.

Bei uns sind die Namen der Frauen von den weiblichen Heiligen genommen; die Namen der Japanerinnen sind: Tiegel, Kranich, Schildkröte, Sandale, Tee, Rohr. [...]

<131> In Europa bereiten gewöhnlich die Frauen das Essen; in Japan tun es die Männer, und selbst die Ritter halten es für elegant, in die Küche zu gehen und das Essen herzurichten.

In Europa sind die Männer Schneider, und in Japan die Frauen.

In Europa essen die Männer an hohen Tischen und die Frauen an niedrigen; in Japan die Frauen an hohen Tischen und die Männer an niedrigen.

In Europa hält man es für eine Schmach, wenn die Frauen Wein trinken; in Japan ist es sehr häufig, und an Festen trinken sie zuweilen, bis es ihnen in den Kopf steigt. [...]

<133> In Europa können die Frauen in jede Kirche eintreten, wo sie wollen; die heidnischen Japanerinnen dürfen in einige Tempel, die ihnen verboten sind, nicht eintreten.

Bei uns wäre es sehr merkwürdig, wenn Frauen irgend eine Sache an einem Tragstock aufgehängt über der Schulter tragen würden; in Japan ist es ganz gewöhnlich, daß die Dienerinnen Wasser in Eimern auf Karren transportieren.

In Europa empfangen die Frauen die Gäste, indem sie sich erheben; die Japanerinnen bleiben beim Empfang sitzen. [...]

Drittes Kapitel. Von den Kindern und ihren Sitten.

Die Kinder in Europa gehen geschoren; den japanischen Kindern läßt man bis zum fünfzehnten Lebensjahr immer das Haar wachsen.

Die europäischen Kinder leben lange Zeit in Windeln, und selbst die Hände sind ihnen damit umwickelt; den Japanern legt man gleich nach der Geburt einen *Kimono* an, und die Hände haben sie immer frei.

In Europa benutzt man Wiegen, damit die Kleinen schlafen, und Wägelchen, um sie gehen zu lehren; die Japaner haben nichts davon und benutzen nur die Hilfen, die ihnen die Natur gibt.

Bei uns tragen gewöhnlich erwachsene Frauen die Kinder am Hals; in Japan gehen fast immer ganz kleine Mädchen mit den Kindern auf dem Rücken.

Bei uns tragen die Kinder ein einziges Band umgürtet und vorn zusammengebunden; die japanischen Kinder tragen am *Kimono* einen Berg von Bändern, und alle sind auf dem Rücken gebunden.

Bei uns kann ein Kind von vier Jahren noch nicht mit eigener Hand essen; die japanischen Kinder von drei Jahren essen allein, mit *hashi*.

Bei uns ist es Brauch, die Kinder mit Schlägen zu strafen; in Japan ist das sehr selten, und (sehr selten?) machen sie ihnen Vorhaltungen.

Bei uns lernt man bei weltlichen Lehrern Lesen und Schreiben; in Japan lernen alle Kinder in den Bonzenklöstern.

Unsere Kinder lernen erst Lesen und dann Schreiben; die japanischen beginnen erst zu schreiben und nachher zu lesen.

Unsere Lehrer lehren die Kinder die Glaubenslehre und heilige und tugendhafte Sitten; die Bonzen bringen ihnen Musizieren, Singen, Spielen und Fechten bei, und treiben mit ihnen ihre Abscheulichkeiten.

Die in Europa sind schon junge Leute und noch nicht imstande, eine Botschaft auszurichten; die japanischen Kinder von 10 Jahren scheinen fünfzigjährig nach dem Urteil und der Klugheit, mit der sie Bestellungen wiedergeben.

Bei uns ist einer zwanzig Jahre alt und trägt fast noch kein Schwert; die japanischen Knaben von 12 und 13 Jahren gehen mit *Katana* und *Wakizashi*. [...]

Viertes Kapitel. Von den Bonzen und ihren Gebräuchen.

Bei uns treten die Menschen in einen Orden ein, um Buße zu tun und ihre Seele zu retten; die Bonzen treten ins Kloster ein, um in Genüssen und Muße zu leben und vor mühevoller Arbeit zu fliehen.

Bei uns bekennt man sich gleich zur Reinheit der Seele und Keuschheit des Leibes; die Bonzen üben alle innere Unsauberkeit und alle widerwärtigen Sünden des Fleisches.

Bei uns macht man Gott das Gelübde der Armut und flieht vor den Reichtümern der Welt; die Bonzen beuten die *Danna* aus und suchen auf tausend Weisen, reich zu werden.

Bei uns gelobt und übt man Gehorsam gegenüber dem Obern; von den Bonzen tut ein jeder, was ihm beliebt, und per accidens gehorchen sie in dem, was ihrer Willensneigung entspricht, dem Praelaten.

Die irdischen Güter der Ordens sind bei uns gemeinsamer Besitz; die Bonzen haben alle ihr Eigentum und verdienen, um zu erwerben.

Bei uns gehören alle Pfarrkinder zu einer Pfarrei, und nicht zu einzelnen Klerikern; die Bonzen haben die Pfarrkinder unter sich aufgeteilt, damit jeder von denen, die ihm anvertraut sind, ernährt werde.

Bei uns tadeln die Ordensleute die Sünden des Volkes, ohne sich durch menschliche Rücksichten abhalten zu lassen; die Bonzen schmeicheln den *Danna* und loben ihre Sünden, damit sie ihnen nicht den Unterhalt entziehen. [...]

<155> Wir glauben an die zukünftige Glorie und Strafe und an die Unsterblichkeit der Seele; die Zen-Bonzen leugnen all das, und es gebe nichts anderes als Geborenwerden und Sterben.

Wir bekennen einen einzigen Gott, einen Glauben, eine Taufe und eine Katholische Kirche; in Japan gibt es 13 Sekten und fast alle sind in Kult und Anbetung von einander verschieden.

Wir hassen und verabscheuen über alle Dinge den Teufel; die Bonzen verehren ihn und beten ihn an, errichten ihm Tempel und bringen ihm große Opfer dar.

Bei uns gehören Kirche und Amtsräume des Klosters dem Gesamttorden; wenn in Japan ein Bonze

dort der Saché überdrüssig wird, verkauft er den Tempel und die Amtsräume und alles.

Unsere Priester benutzen die Stola beim Spenden der Sakramente; die Bonzen benutzen sie als Ehrenzeichen, wenn sie zu ihren Besuchen ausgehen.

Unsere Priester tragen sie um den Hals gelegt; die Bonzen eine breitere und von anderer Form, über eine Schulter geworfen.

Wenn unsere Ordensleute sich auf die Heilkunde verstehen, heilen sie umsonst, aus Liebe zu Gott; die meisten japanischen Ärzte sind Bonzen, die von ihrem Einkommen leben.

Wenn unsere Ordensleute mit vergoldeten Fächern in der Hand umhergehen wollten, würde man sie für verrückt halten; die Bonzen müssen ehrenhalber, wenn sie predigen und ausgehen, einen vergoldeten Fächer in der Hand tragen.

Wir predigen stehend und machen die Gesten mit Handbewegungen; die Bonzen predigen sitzend, und die Gesten, die machen sie, ohne die Hände zu regen, mit dem Kopf. [...]

Fünftes Kapitel. Von den Tempeln, und Bildern, und Dingen, die Kult und Religion angehen.

<167> Bei uns hält man einen Menschen, der seinen Glauben ändert, für einen Abtrünnigen und Apostaten; in Japan wechselt einer ohne alle Schande, sooft er will, seine Sekte.

Unsre Taufe ist von vielen Zeremonien und Feierlichkeiten begleitet; in Japan braucht man nur ein Buch aufs Haupt zu legen, um zu jener Sekte zu gehören.

Wir bitten einen einzigen allmächtigen Gott um die Güter dieses und des andern Lebens; die Japaner beten um zeitliche Güter zu den *Kami* und nur um ihre Seelenrettung zu den *Hotoke*. [...]

Sechstes Kapitel. Von der Art, wie die Japaner essen und trinken.

Wir essen alle Dinge mit der Hand; die Japaner, Männer und Frauen, essen von Kindheit an mit zwei Holzstäbchen.

Unsere gewöhnliche Speise ist Weizenbrot; die der Japaner ungesalzen gekochter Reis.

Unsere Tische stehen schon da, bevor das Essen aufgetragen wird; ihre kommen zusammen mit dem Essen aus der Küche.

Unsere Tische sind hoch und haben ihre Tischtücher und Servietten; die der Japaner lackierte Tischlein (eig. Tablette), viereckig, kahl und ohne Serviette und Tischtuch.

Wir setzen uns beim Essen auf Stühle, sodaß wir die Beine ausgestreckt haben; sie auf *Tatami* oder auf den Boden, mit unterschlagenen Beinen.

Ihre (Speisen) kommen entweder alle zusammen oder auf drei Tischen; bei uns kommen die Gänge nacheinander. [...]

<173> Die Europäer essen gewöhnlich mit ihren Frauen; in Japan ist das sehr selten, denn auch die Tische sind getrennt.

Die Leute in Europa lieben gebackenen und gekochten Fisch; die Japaner essen ihn viel lieber roh. [...]

<175> Wir waschen die Hände zu Beginn und am Ende der Mahlzeit; die Japaner, die ja das Essen nicht mit der Hand berühren, haben es nicht nötig, sie zu waschen.

Wir essen die Fadennudeln heiß und geschnitten; sie tauchen sie in kaltes Wasser und essen sie sehr lang.

Wir essen sie mit Zucker, Eiern und Zimmet; sie essen sie mit Senf und Gewürz.

Die Europäer lieben Hühner, Rebhühner, Pasteten und weiße Speise; die Japaner wilde Hunde (Schakale?), Kraniche, Affen, Katzen und rohe Strandalgen.

Wir essen die Forellen leicht gebacken oder gekocht; sie spießen sie auf Stöcken auf und lassen sie solange schmoren, bis sie geröstet sind.

Bei uns kühlt man den Wein; in Japan wärmt man ihn zum Trinken fast das ganze Jahr hindurch an.

Unser Wein ist von Trauben bereitet; all ihr Wein ist aus Reis (gemacht).

Wir trinken mit einer Hand; sie trinken immer mit beiden.

Wir sitzen, wenn wir trinken, auf Stühlen; sie hocken auf den Knien. [...]

<177> Bei uns trinkt jeder nicht mehr, als er will, ohne daß ihn andere nötigen; in Japan drängen sie (einander) derart, daß sie die einen zum Erbrechen, die andern zur Betrunkenheit bringen. [...]

<177> Bei uns fängt man gleich nach Anfang (der Tafel) an zu trinken; bei den Japanern kommt der Wein fast am Ende der Mahlzeit. [...]

<179> Bei uns ist es große Schmach und Unehre, daß sich einer betrinkt; in Japan rühmt man sich dessen, und wenn man fragt: Was macht der *Tono*? sagen sie: Er ist betrunken.

Wir lieben Milchprodukte, Käse und Butter, und Knochenmark; die Japaner verabscheuen das alles, und es hat für sie einen schlechten Geruch. [...]

<179> Bei uns gilt es als dreckiges Benehmen, das Essen sehr laut zu kauen und den Wein bis zum letzten Tropfen auszuschlürfen; die Japaner unter sich halten das eine wie das andere für Feinheit.

Wir loben den Wein der Gastgeber, indem wir ihnen ein freundliches und fröhliches Gesicht machen; die Japaner loben ihn mit so schlechtem Gesicht, daß es aussieht, als ob sie weinten.

Bei unsern Mahlzeiten spricht man, aber man singt und tanzt nicht; die Japaner sprechen kaum fast bis zum Ende des Tisches, aber wenn sie warm geworden sind, dann tanzen und singen sie. [...]

<183> Bei uns hält man das Aufstoßen bei Tisch und vor den Gästen für schlechte Erziehung; in Japan ist es ganz häufig, und sie achten garnicht darauf. [...]

Siebentes Kapitel. Von den Angriffs- und Verteidigungswaffen der Japaner und vom Krieg.

<191> Unsere Harnische sind alle aus Stahl; die ihren aus Horn- oder Lederplatten verfertigt, die mit Schnüren zusammengehalten werden.

Unsere Helmfedern sind weiß oder braun und sehr schön; die der Japaner sind Hahnenfedern, aus den längsten Schwanzfedern (ausgesucht).

Unsere Leute haben Visiere; die Japaner eine halbe Teufelsmaske vor dem Gesicht.

Unsere Helme sind rund; ihre haben Ohren- und Hals(stücke) aus Platten.

Bei uns muß einer, um den Harnisch anzulegen, dickes Tuch darunter anziehen; wenn die Japaner die Rüstung anlegen, ziehen sie sich splittermact aus, wie ihre Mütter sie geboren haben. [...]

<193> Bei uns hält man es für eine ganz große Sünde, sich selbst zu töten; wenn die Japaner im Krieg nicht mehr können, gilt es als Heldentat, sich den Bauch aufzuschneiden.

Bei uns ist der Verrat eine seltene Sache, die sehr befremdet; in Japan ist er so gewöhnlich, daß man schon fast garnichts mehr daran findet.

Bei uns ist es ganz große Schande, Henker zu sein; einen Menschen hinrichten: das tut in Japan jeder Ritter und rühmt sich dessen. [...]

Neuntes Kapitel. Von den Krankheiten, Ärzten und Medicinen.

Bei uns sind Skrofeln, Steinleiden, Fußgicht und Pest eine häufige Sache; all diese Krankheiten sind in Japan selten.

Wir wenden Aderlässe an; die Japaner Feuerätzung mit Kräutern.

Unter uns wird der Aderlaß bei Menschen gewöhnlich in den Armen vorgenommen; bei den Japanern mit Blutegeln oder mit dem Messer am Kopf, und bei den Pferden mit Lanzetten.

Wir benutzen Klistiere und Einspritzungen; sie wenden dies Mittel nie an.

Bei uns schreiben die Ärzte Rezepte, (die) an die Apotheken (gehen); die japanischen Ärzte schicken die Medicinen von ihrem eigenen Haus.

Unsere Ärzte fühlen Männern und Frauen erst am rechten Arm den Puls und dann am linken; die Japaner den Männern erst am linken und den Frauen erst am rechten.

Unsere Ärzte untersuchen den Urin, um von der Krankheit bessere Kenntnis zu gewinnen; die Japaner untersuchen ihn überhaupt nicht. [...]

<209> Bei uns brennt man die Geschwüre mit Feuer aus; die Japaner sterben lieber, als daß sie die schmerzlichen Mittel unserer Chirurgie anwenden.

Wenn unsere Kranken keinen Appetit haben, bemüht man sich, (sie dahin zu bringen), daß sie sich zum Essen zwingen; die Japaner halten das für Grausamkeit, und wenn der Kranke nicht essen mag, lassen sie ihn so sterben. [...]

<211> Bei uns ist es immer eine schmutzige und schmachvolle Sache, wenn einer geschlechtskrank wird; die Japaner, Männer und Frauen, halten es für eine geläufige Angelegenheit und schämen sich dessen garnicht.

Zehntes Kapitel. Vom Schreiben der Japaner, von ihren Büchern, Papier, Tinte und Briefen.

Wir schreiben mit zweiundzwanzig Buchstaben; sie mit 48 im *Kana*-Abc und mit unendlich viel Schriftzeichen in verschiedenen Schriftformen.

Wir studieren aus unsern Büchern verschiedene Künste und Wissenschaften; sie verbringen ihr ganzes Leben in der (Erwerbung der) Erkenntnis des innersten Sinnes ihrer Schriftzeichen.

Wir schreiben quer, von links nach rechts; sie in der Länge, und immer von rechts nach links.

Wo die letzten Blätter unserer Bücher aufhören, da beginnen die ihren.

Wir halten die Druckkunst für eine einzigartig (nützliche) Sache; sie benutzen fast in allem die geschriebene Schrift, denn ihre Druckerei taugt nichts.

Wir schreiben mit Gänsefedern oder (mit Federn) von (andern) Vögeln; sie mit Malerpinseln, die aus Hasenhaaren gemacht sind, und der Griff ist aus Bambus. [...]

<217> Bei uns wäre es schlechte Erziehung, zwischen den Zeilen zu schreiben; in den japanischen Briefen schreibt man immer *waza to* zwischen den Zeilen.

Unsere Briefe werden gefaltet; die der Japaner eingerollt.

Bei uns setzt man die Ära, in der man schreibt; die Japaner (verzeichnen) nur den Monatstag, an dem man den Brief sendet.

Die christliche Ära ändert sich nie, von der Geburt Christi bis zum Ende der Welt; die japanische Ära wechselt sechs oder 7 Mal im Leben eines Königs.

Unsere Briefe werden mit Wachs oder Lack versiegelt; bei den japanischen tut man etwas Tinte auf (die Verschlussstelle).

Unsere schickt man in Postbündeln; die ihren legt man in lange, lackierte Kästchen, die eigens dafür gemacht sind. [...]

Elftes Kapitel. Von den Häusern, Bauten, Gärten und Früchten.

Unsere Häuser sind hoch und haben viele Stockwerke; die japanischen meist niedrig und zu ebener Erde.

Unsere (sind) aus Stein und Kalk (erbaut); die ihrigen aus Holz, Bambus, Stroh und Lehm. [...]

<221> Unsere Dächer sind mit Dachziegeln (gedeckt); die japanischen meist mit Brettern, Stroh und Bambus. [...]

<223> Wir halten Edelsteine und Stücke aus Gold und Silber für Kostbarkeiten; die Japaner alte Kessel, alte und zerbrochene Porzellanwaren, irdene Gefäße u. s. w.

Unsere Häuser werden mit gewebten Tapeten, vergoldeten Ledertapeten und flämischen Gobelins geschmückt; die japanischen mit Papierbyōbu, sei es vergoldeten oder mit schwarzer Tusche gemalten. [...]

<225> Unsere Aborte müssen sich hinter den Häusern verborgen befinden; ihre auf dem Vorplatz, allen sichtbar.

Wir sitzend, sie hockend.

Wir bezahlen den, der den Mist wegträgt; in Japan kauft man ihn und gibt Reis und Geld dafür.

In Europa bringt man den Pferdemit in die Gärten und den Kot der Leute auf die Kehrthäufen; in Japan den der Pferde auf die Kehrthäufen und in die Gärten den der Leute. [...]

<227> Wenn bei uns (auf Gemälden) die dargestellten Personen zahlreich sind, erfreuen sie umso mehr den Blick; in Japan (gilt:) je weniger Figuren, desto mehr gefallen sie ihnen. [...]

<229> In Europa macht man viereckige, saubere, gemauerte Teiche; in Japan machen sie kleine Seen oder Tümpel, mit winzigen Ecken und Buchten, mit Felsblöcken und kleinen Inseln in der Mitte, und zwar aus dem Boden gegraben.

Bei uns gibt man sich viel Mühe, daß die Bäume gerade nach oben wachsen; in Japan hängt man ihnen *waza to* Steine an die Zweige, um sie krumm wachsen zu lassen. [...]

<231> Unser Pinien geben meist Frucht; in Japan, wo sie unendlich zahlreich sind, geben sie Pinienäpfel groß wie Nüsse, die zu nichts gut sind.

Unsere Kirschbäume geben sehr schmackhafte und schöne Kirschen; die japanischen geben sehr kleine und bittere Kirschen und sehr schöne Blüten; die die Japaner hochschätzen.

Wenn man bei uns eine Rose oder duftende Nelke (in die Hand) nimmt, dann riechen wir zuerst daran und dann schauen wir sie an; die Japaner kümmern sich um den Duft nicht, sondern erfreuen sich nur am Anblick.

Bei uns gibt es viele Rosen, Blumen, Nelken und Gräser, die duften und einen sehr starken Wohlgeruch verbreiten; in Japan haben sehr wenige von diesen Dingen Duft. [...]

Zwölftes Kapitel. Von den Schiffen, ihren Eigentümlichkeiten und Dōgu.

Bei uns gibt es Naos, Galeonen, Karavellen, Galeeren, Fustern, Katuru, Brigantinen u. s. w.; in Japan gibt es von alledem garnichts.

Unsere Schiffe haben Schiffsbauch und Deck; die japanischen nicht.

Viele unserer Schiffe benutzen nur Segel; die japanischen werden alle [auch] gerudert. [...]

<237> In unsern Schiffen trägt man große Vorsicht mit dem Feuer; in den japanischen, wo doch alles Stroh ist, hat man aufs Feuer garnicht acht.

Bei uns reisen die vornehmen Leute ehrenhalber immer auf dem Heck; in Japan fahren die Leute vom Adel auf dem Vorderdeck, wo sie zuweilen gehörig naß werden. [...]

<239> Bei uns gibt es einen eigenen Schiffszimmermann; die Japaner, die auf der *Fune* Dienst tun, sind fast alle Zimmerleute. [...]

Dreizehntes Kapitel. Von den Dramen, Komödien, Tänzen, Gesang und Musikinstrumenten Japans.

Unsere Dramen („Autos“) werden gewöhnlich am Abend aufgeführt; die Japaner führen sie fast zu jeder Zeit auf, bei Tag und bei Nacht.

Bei uns tritt ein Spieler mit der Maske auf, ganz langsam; in Japan kommen zwei oder drei mit unbedecktem Gesicht ganz rasch auf die Bühne und stellen sich einander gegenüber auf, in der Haltung von Kampfhähnen vor dem Kampf.

Unsere Dramen sind in Versen; die ihren alle in Prosa. [...]

<245> Bei uns wäre es Störung und Beleidigung, wollte einer während der Aufführung des Dramas Unsinn machen; in Japan dient es zur Zierde und Verschönerung der Aufführung, daß einige draußen stehen und ein großes Gepfeife veranstalten.

Bei uns bedecken die Masken das Kinn vom Bart an ganz herunter; die japanischen sind so klein, daß dem, welcher in einer Frauenrolle auftritt, immer der Bart unten herausschaut. [...]

<245> Bei uns ist die mehrstimmige Musik klangvoll und mild; die japanische ist, da alle in einer einzigen Stimme im Fistelton zusammensingen, die schauerbarste, die es geben kann. [...]

<246> Für uns ist die Melodie von Spinett, Bratsche, Flöten, Orgeln, Schalmaien u. s. w. äußerst süß (und angenehm); den Japanern sind alle unsere (Musik)instrumente hart und unangenehm.

Wir schätzen die Symphonie der Klänge und die Harmonie (der Akkorde) der Musik unseres Orgelgesanges hoch; die Japaner halten sie für *kashimashii* und mögen sie garnicht leiden.

Bei uns ist gewöhnlich die Musik der Ritter wohl-tönender als die des niedrigen Volkes; die der japanischen Ritter ist uns nicht zum Anhören, und die der Matrosen gefällt uns.

In Europa singen die Knaben eine Oktav höher als die Männer; in Japan alle auf derselben Tonstufe, indem sie im Fistelton auf der Stufe singen, die dem Sopran bequem ist.

Unsere Saiteninstrumente haben sechs Saiten, außer den doppelten, und werden mit der Hand gespielt; die japanischen 4, und sie werden mit einer Art von Kämmen gespielt.

Bei uns rühmen sich die Adligen, Saiteninstrumente zu spielen; in Japan ist es das Amt von Blinden, wie in Europa die Leierkastenmänner.

Unsere Spinette haben vier Saiten und werden auf der Tastatur gespielt; die japanischen haben 12 Saiten und werden mit einer Art von hölzernen Klauen gespielt, die eigens dafür gemacht sind. [...]

<249> Die Ritter in Europa schlafen bei Nacht und feiern bei Tag; die japanischen Ritter schlafen bei Tag und halten ihre Feste und Belustigungen bei Nacht.

In Europa pflegt man bei Abendfesten, Dramen und Tragödien nicht zu essen und zu trinken; in Japan tut man nichts dergleichen ohne Wein und *Sakana*. [...]

Vierzehntes Kapitel. Von verschiedenen außergewöhnlichen Dingen, die nicht gut in die vorhergehenden Kapitel hineinpassen.

<251> Wenn unsere Häuser brennen, kommt man ihnen mit Wasser zur Hilfe und (begegnet dem Feuer), indem man die Häuser der Nachbarn niederlegt; die Japaner beginnen auf den anderen Dächern mit Kornwannen zu fächeln und schreien dem Winde zu, er solle sich davonmachen.

Bei uns ist es eine ganz große Beleidigung, einem Menschen ins Gesicht zu sagen, daß er lügt; die Japaner lachen darüber und halten es für eine Höflichkeit.

Bei uns tötet keiner, der nicht Amtsvollmacht und Gerichtsbarkeit dafür hat; in Japan kann jeder in seinem Hause töten.

Bei uns ist es etwas Schreckliches, einen Menschen zu töten, während wir nichts dabei finden, Kühe, Hühner oder Hunde zu töten; die Japaner entsetzen sich, wenn sie Tiere töten sehen, aber Menschen zu töten ist (bei ihnen) eine gewöhnliche Sache. [...]

<253> Bei uns kreuzigt man nicht; in Japan ist es ganz gebräuchlich.

Bei uns tadelt man die Diener, und man züchtigt die Sklaven mit Schlägen; in Japan besteht der Tadel und die Züchtigung darin, daß man den Kopf abschlägt.

Bei uns gibt es Gefängnisse, Alkalden, Gerichtsdienner und Schergen; bei den Japanern gibt es nichts dergleichen; noch Schläge, oder Ohrenabschneiden oder Galgen.

Bei uns kommt das gestohlene Gut, das man findet, von Gerichts wegen an seinen Eigentümer zurück; in Japan nimmt das Gericht solch ein gestohlenen und wiederaufgefundenen Gut als verfallen für sich.

Bei uns haben Männer, Frauen und Kinder des Nachts Furcht; in Japan im Gegenteil haben weder Große noch Kleine irgendwelche Furcht. [...]

<257> Bei uns macht man gewöhnlich (seine) Besuche, ohne etwas mitzubringen; in Japan muß der Besucher fast immer irgend ein Geschenk bei sich haben.

Bei uns kann man mit den Dingen, die einer als Gabe bringt, ihn nicht selbst einladen; in Japan müssen Geber und Empfänger sie zum Zeichen der Liebe alsbald an Ort und Stelle probieren.

Bei uns pflegt man sich, wenn man Abschied nimmt oder von auswärts kommt, zu umarmen; die Japaner kennen diesen Brauch garnicht, im Gegenteil, sie fangen an zu lachen, wenn sie es geschehen sehen. [...]

<259> In Europa unterhalten und erholen sich die Menschen auf den Plätzen und in den Straßen; in Japan nur in ihren Häusern, und durch die Straßen gehen sie stets nur ihren Weg.

Bei uns hält man das fingierte Lächeln für Mangel an Ernst; in Japan für feines Benehmen und guten Charakter.

In Europa sucht man Klarheit in den Worten und meidet die Zweideutigkeit; in Japan sind zweideutige Ausdrücke die beste Sprache und am meisten geschätzt. [...]

<263> Wir reinigen die Nasenlöcher mit dem Daumen oder Zeigefinger (!); die Japaner tun es, weil sie kleine Nasenlöcher haben, mit dem kleinen Finger. [...]

<265> In uns ist die Leidenschaft des Zornes sehr ungezügelt und die Ungeduld sehr wenig beherrscht; die Japaner haben sie in auffallender Weise gemäßigt und sind darin sehr maßvoll und vorsichtig. [...]

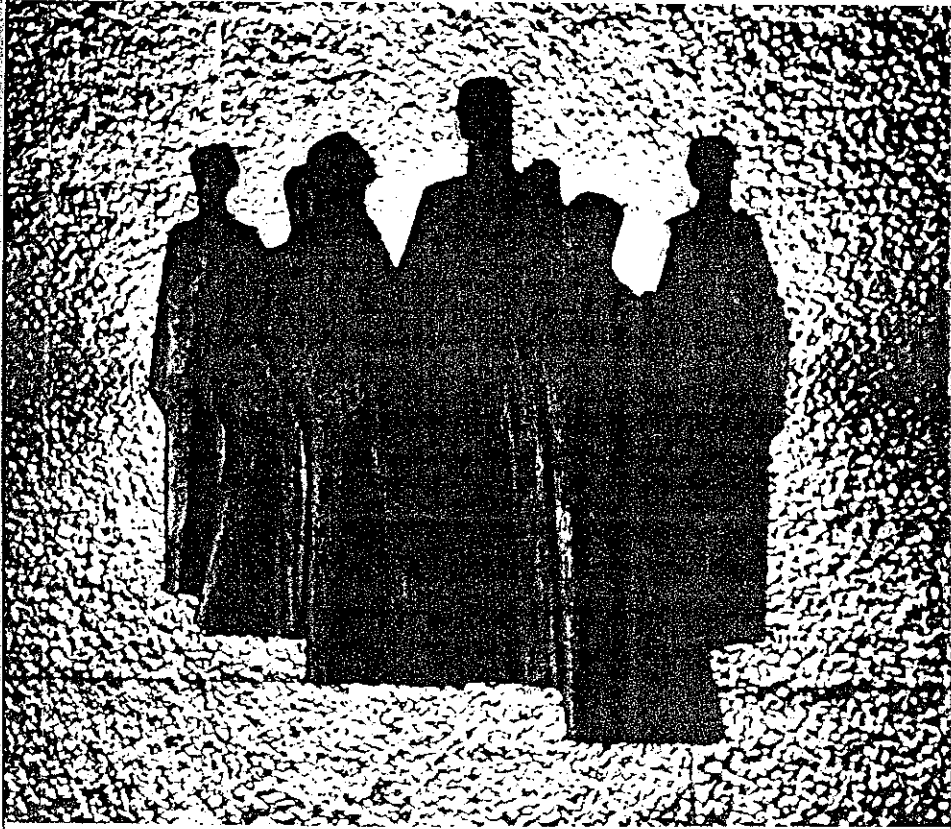
1931 entdeckte S. Crinò unter Papieren der Medici, die den Ost- und Westindienhandel betreffen, eine „JAPAM“ betitelt Karte, die als erste nach Europa gelangte Japankarte die politische und administrative Struktur des Landes widerspiegelt, indem sie das von Dourado erstmals angewandte Verfahren benutzt, die einzelnen Herrschaftsgebiete

Das Gespräch 6

über Staaten, Völker und Kulturen

Veröffentlichungen des Friedrich-Rauch-Instituts für Welt- und Sozialkunde

Herausgegeben von Prof. Dr. Martin Schwind



Varenius: Beschreibung des Japanischen Reiches



BERNHARDUS VARENIUS
(BERNHARD VAREN)

DESCRIPTIO REGNI JAPONIAE
BESCHREIBUNG DES
JAPANISCHEN REICHES

Amsterdam 1649

Ins Deutsche übertragen von
Ernst-Christian Volkmann

Unter Mitarbeit von Lydia Brüll
herausgegeben und kommentiert

von

Martin Schwind

Friedrich-Rauch-Institut Hannover
und

Horst Hammitzsch

Ostasien-Institut der Ruhr-Universität Bochum

1974

WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT
DARMSTADT

rung ableiten, da viele es zur Heilung von Krankheiten anwenden.

Heißes Wasser, das diesem Wasser ähnlich ist, wird in der Geschichte der Märtyrer Japans erwähnt, die wir im letzten Kapitel wiedergeben werden. Wie der Autor sagt, heiße es Jigoku, in unserer Sprache Infernum, und entspringe mit starkem Donner und Getöse am Fuße irgendeines Berges.⁴⁶

3. Kapitel

ÜBER DEN URSPRUNG DER EINWOHNER JAPANS

Aus welchen Gebieten oder welchem Festland die Einwohner Japans auf die Inseln gekommen sind (die Einwohner aller Inseln nämlich haben irgendein Festland verlassen), darüber finde ich keinerlei Notiz, ausgenommen das wenige, was Hagenerus in seinen Anmerkungen zu Caronius und was Linschotius in seinem Itinerar bringt.⁴⁷ „Ich habe“, sagt Hagenerus, „von glaubwürdigen Menschen erfahren, daß diese Japaner aus China, einem Festland, in die Verbannung gestoßen wurden und daß sie diese Inseln nach ihrer Vertreibung dorthin bevölkert haben. Als sich nämlich viele Adlige Chinas zu einer Verschwörung gegen den Kaiser zusammenschlossen hatten, wurden einige nach Aufdeckung der Verschwörung gefaßt und hingerichtet. Nachdem man aber in Erfahrung gebracht hatte, daß sehr viele an der verbrecherischen Verschwörung beteiligt waren, vertrieb man diese auf die benachbarten Inseln (Linschotius sagt, nicht wegen ihrer großen Anzahl, sondern weil andere chinesische Adlige, Verwandte der Verurteilten, beim Kaiser interveniert hätten, sei das Todesurteil umgewandelt worden). Einige flohen und ließen sich auf dem dortigen fruchtbaren Grund und Boden nieder (auf japanischem, der damals noch keine Ein-

wohner ernährte). Um aber ihren Ursprung, den sie von den Chinesen herleiteten, zu verbergen, — hielten sie es doch für sich und für ihre Nachkommen als eine Schmach, wegen verbrecherischer Handlungen aus China vertrieben worden zu sein —, beschlossen sie eine Änderung fast aller chinesischen Sitten und Bräuche und nahmen also eine andere Kleidungsart, andere gottesdienstliche Zeremonie, und eine andere Sprache und Schrift an. Die Chinesen haben langes Haar, das sie niemals scheren, das aber sorgfältig geflochten und zum Wirbel hin zusammengefaßt ist und verstrickt wird; in den Zopf fügen sie eine längliche Spange aus Silber oder anderem Material ein. Die Japaner rasieren mit einem Schermesser den Vorderkopf und einen kleinen Teil hinter den Ohren, das übrige Hinterkopfhaar binden sie auf dem Nacken mit einem weißen Band zusammen, das sie aus zusammengedrehtem Papyrus anfertigen, und zwar in der Weise, daß das Haar bis zur Länge eines Daumenglieds heraussteht, und so schneiden sie einen Teil ab. Wenn die Chinesen sich gegenseitig begrüßen, stehen sie aufrecht da, und der eine berührt die Hände des anderen; die Japaner führen mit stark gebeugtem Körper und in der Regel auf der Erde sitzend das Begrüßungszeremoniell durch. Die Chinesen pflegen ihren Bart; die Japaner machen das Kinn völlig kahl.“ Soweit Hagenerus. Linschotius fügt noch mehr hinzu und sagt, daß aus diesem Grunde zwischen Japanern und Chinesen dauernd todeswürdige Verbrechen begangen werden und daher auch der Haß so lebendig sei und daß aus diesem Grunde sie sich gegenseitig bis auf den heutigen Tag soviel wie nur irgend möglich Unrecht zufügen.

Sehr häufig setzten die Japaner in feindlicher Absicht nach China über, traten zu Wasser weit und breit als Seeräuber auf und richteten mit Feuer und Schwert Verwüstungen an.⁴⁸ Und je mehr sich dieser Haß auf die Nachwelt übertrug, nahmen sie den Chinesen völlig entgegengesetzte Sitten und

Bräuche an. Weil deren Aufzählung zu weitläufig wäre, will ich nur wenige anführen. Wenn die Chinesen einander begegnen, so erweisen sie sich durch den Gruß mit Haupt und Händen die Ehrenbezeugung, während sich die Japaner die Schuhe von den Füßen reißen. Die Chinesen erheben sich zum Gruß derjenigen Personen, denen sie Ehre erweisen wollen. Die Japaner lassen sich zur Erde nieder, weil sie es für eine große Schmach halten, wenn jemand aufrechten Körpers bei dieser Art der Ehrerbietung stehen bleibt. Wie andere Völker einen Mantel um die Schulter legen, wenn man ins Freie treten will, so tragen die Japaner ihn bei sich im Hause und legen ihn ab, sobald es gilt, vor das Haus zu treten. Anderen Völkern sind weiße Zähne und weißes Haar lieb; die Japaner haben dagegen eine starke Abneigung und bemühen sich, Haare und Zähne ganz schwarz zu halten.⁴⁹ Schwarz halten sie für ein Zeichen der Freude, Weiß für ein Zeichen der Traurigkeit. Verlassen die Frauen das Haus, so gehen ihnen Mägde und Töchter voran, die Sklaven dagegen folgen. Wenn dieselben Frauen schwanger sind, umgürten sie sich mit enganliegenden Binden und schnüren sich den Leib, so daß sie zu zerbersten scheinen⁵⁰; sobald sie aber nicht schwanger sind, laufen sie mit freiem Leib herum und sagen, die Erfahrung habe sie gelehrt, daß sie nicht glücklich gebären könnten, wenn sie dies nicht täten. Haben sie die Leibesfrucht zur Welt gebracht, so wird der Mutter nur wenig Nahrung gereicht; das Kind wird kalt abgewaschen. Soviel aus Linschotius. Bei Hagenerus findet sich einiges, was mit Maffeus nicht übereinstimmt. Dieser nämlich berichtet über das Begrüßungszeremoniell der Chinesen folgendes: Die Art der Begrüßung unter dem einfachen Volk ist so: Die zur Faust zusammengeballte Linke überdecken sie mit der Rechten, beide Hände führen sie darauf öfter an die Brust und zugleich machen sie durch ein dem Gebärdenspiel angemessenes Gespräch deutlich, daß der Freund ihnen sehr am Herzen

liege. Die Vornehmen dagegen beugen sich zu wiederholten Malen zur Erde mit bogenförmig ausgebreiteten Armen, wobei die Finger beider Hände ineinander verschlungen sind, und wetteifern mit ehrerbietigen Worten untereinander, wer von beiden sich als letzter zur Ruhe begeben soll, um den anderen zu ehren.

Außerdem spricht derselbe Maffeus den Chinesen ebenso wie den Japanern einen Bart von mäßigem Umfang zu, und in den Indischen Briefen auf S. 257 wird ganz offensichtlich dasselbe über die Japaner festgestellt. Hierin aber schenke ich Hagenerus mehr Glauben, der sich dort lange aufhielt.

Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß in sehr vielen anderen Dingen beide Nationen nach entgegengesetzten Gewohnheiten leben. Und trotzdem glaube ich nicht zweifeln zu müssen, daß die Besiedlung Koreas sowohl wie der Japanischen Inseln von China ausgegangen ist, da sich kein Kontinent findet, der näher an jenen Ländern liegt.⁵¹ Ob dies alles aber aus dem von Hagenerus angegebenen Grunde eingetreten ist, wage ich nicht zu bekräftigen.

Auch das, was Xaverius berichtet, möchte ich nicht als gesichert ansehen, daß nämlich die Besiedlung Japans vor 600 Jahren begonnen habe (Xaverius aber befand sich dort in der Mitte des vorigen Jahrhunderts). Damit aber bekräftigt er dasjenige, was wir aus Hagenerus anführten, vgl. Leben des Xaverius, S. 352.

4. Kapitel

DER OBERSTE HERRSCHER JAPANS UND DIE DAIRI

Die Persönlichkeit, die mit der obersten Herrschergewalt an der Spitze Japans steht, nennen die Europäer bereits allgemein Kaiser von Japan, und zwar deshalb, weil einige

Offizier übergeordnet, auf dessen Anweisung sie hören müssen. Er trägt keine eigenen Waffen und geht seinen Soldaten nicht voran, sondern schreitet an ihrer Seite. Je fünf solcher Offiziere sind einem Präfekten untergeordnet, in der Weise, daß fünf Manipel eine Abteilung bilden. Zwei Abteilungen aber machen eine Kohorte von 50 Soldaten aus. Fünf Kohorten haben einen obersten Führer. Fünf dieser zusammengefaßten Einheiten (also 25 Kohorten) haben einen noch höheren Führer, und so geht es in aufsteigender Linie nach dem Fünfersystem weiter. Reiter haben sie zwar in ihrem Heer, aber, wie man in den Briefen auf S. 243 liest, ist es nicht Sitte, daß sie im Sattel sitzend kämpfen, sondern dazu vom Pferd herabspringen. Auch darf man nicht mit Schweigen übergehen, daß sogar bei dem Personenkreis, dem die Ausübung des Gottesdienstes obliegt, den sogenannten Bonzen, ein bestimmter Stand besteht, der zugleich auch das Waffenhandwerk ausübt und somit das Bild vom Kriegsdienst auf Rhodos widerspiegelt. Die Bonzen sollen einst, wie die Indischen Briefe berichten, im Kampf gegen die Könige die Vormacht erstrebt haben und daraus siegreich hervorgegangen sein; allerdings wurden sie darauf von Nobunaga im Jahr 1570 in vielen Provinzen völlig besiegt, wobei ihre Klöster geplündert und niedergebrannt wurden, worüber man in den zitierten Indischen Briefen Auskunft suchen möge.¹⁴⁵

Um die Herzen der Jugend für die Erfordernisse des Krieges zu stählen und anzuspornen, führt man jedes einzelne Jahr im März abscheuliche Spiele mit einem vielbeachteten Wettstreit durch.¹⁴⁶ Nachmittags kommen die Jünglinge zusammen und stellen sich einander gegenüber, mit wem sie wollen, bewaffnet; die Schultern sind mit den Bildern ihrer Götter verziert. Nun bekämpfen sich die Jüngeren, in zwei Kampfreiheiten getrennt aufgestellt, zuerst mit Steinen, dann die übrigen mit Speeren und Wurfgeschossen, schließlich mit

Piken und zuletzt mit Schwertern bis zur Entscheidung. Nach diesem Kampf vermißt man beinahe immer einige der Beteiligten und noch mehr verlassen das Treffen verwundet. Allen, die in dieser kriegerischen Auseinandersetzung jemanden getötet oder geschlagen haben, ist Strafflosigkeit in Aussicht gestellt. Überhaupt ist die Nation kriegerisch. Das ist ihr Streben, das ist ihre Freude. Im Kriege werden den Soldaten Belohnungen ausgezahlt, deren Höhe sich nach der Zahl und dem Ansehen der von ihnen erschlagenen Feinde richtet. Da sie selbst alle anderen Nationen an Tapferkeit übertreffen, ist es nicht verwunderlich, daß ausländische Soldaten bei ihnen nicht im Dienste stehen. Man kann dort Jungen im Alter von zwölf Jahren sehen, die auf der Schulter eine Pike tragen, ganz dem militärischen Gebaren der Erwachsenen entsprechend.

Wir jedoch müssen diesen Kriegseifer bei ihnen nicht nur nicht loben, sondern unbedingt tadeln, da sie gegeneinander wüten und sich gegenseitig zerfleischen. Niemals nämlich wurden sie von anderen Völkern im Kriege angegriffen, und niemals führten sie gegen ein anderes Volk Krieg; nur die Unternehmung des Taikō zur Niederzwingung Koreas stellt eine Ausnahme dar, wie weiter oben gesagt war.¹⁴⁷ Einst leisteten viele Japaner in verschiedenen Königreichen Indiens Kriegsdienste, und im Jahr 1515 halfen sie sogar den Belgiern bei der Erstürmung eines Kastells auf der Insel Banda,¹⁴⁸ wo sie auch als erste die feindlichen Mauern erstürmten und oben ihre Fahnen aufzogen.

20. Kapitel

TUGENDEN UND LASTER DER JAPANER

An sittlichen Verfehlungen kann man in jedem Reich auf Erden eine reiche Ernte einbringen; die wahre und echte

Idee dessen aber, was Tugenden sind, einer Idee, wie sie die Ethiker unter Verwendung von Argumenten der Gesinnung und der Vernunft oder die Theologen unter Zugrundelegung einer geoffenbarten Lehre erforschen, wird man vergeblich suchen. Nur dem Abbild und gleichsam dem Schatten von Tugenden jagen die sterblichen Menschen voller Bewunderung nach und legen ihnen die erhabene und anspruchsvolle Bezeichnung „Tugend“ zu, indem sie sich selbst oder anderen schmeicheln. So kommt es, daß die Schriftsteller bei der Darlegung der Sitten der verschiedenen Völker die Bezeichnung „Tugend“ nicht in jener engen Bedeutung der Theologen und Philosophen übernehmen, sondern dieses Wort für jede lobenswerte Tat, für Ansätze von Tugenden und ihre Begleiterscheinungen verwenden. In diesem Sinne bedienen auch wir uns im vorliegenden Kapitel dieses Wortes.

Zuallererst verdient die hervorragende Sorgfalt der japanischen Eltern in der Erziehung ihrer Kinder ein Lob, besonders deshalb, weil sie den zarten Seelen das Streben nach Ruhm und Ehre unaufhörlich einprägen.¹⁴⁹ Hierdurch erreichen die Eltern nämlich, daß ihre Kinder sich gleich von Kindheit an bei allem ihrem Tun Ehre und Ruhm als erstrebenswertes Ziel vor Augen halten. Daher ist ihr Handeln und Streben nur auf solche Dinge gerichtet, durch die sie sich in den Besitz dieser beiden Werte setzen können. Vor Gefahren schrecken sie überhaupt nicht zurück, und der Unterschied zwischen Tapferkeit und Waghalsigkeit ist gering. Den Tod verachten sie, in den sie sich oft aus Unwillen stürzen. Lügenhaftigkeit vermeiden sie wie etwas, das schlechter ist als ein Hund oder eine Schlange; denn sie sind der Ansicht, daß diesem Laster große Schande innewohne. Witterungsunbilden, Regengüsse, Hitze und Kälte, Beschwerlichkeiten, die das Leben mit sich bringt, Hunger, Durst, Schlaflosigkeit und Strapazen ertragen sie mit unglaublichem Gleichmut, ganz entgegen der Gewohnheit orientalischer Völker. Jedem

Genuß, wenn er möglich ist, sind sie zugetan. Wenn nicht, so können sie ihn ohne Herzenskummer entbehren. Auf Reichtum sind sie nicht versessen, da sie gelernt haben, sich mit wenigem zu begnügen. In hohem Ansehen steht auch die Treue, so daß man, besonders bei den Vornehmeren, nur selten beobachtet, wie einer den anderen fälschlich anklagt oder in seinem Rufe schädigt. Am häufigsten stellen sie diese ihre Treue unter Beweis, wenn sie von irgend jemand mit folgenden Worten um Beistand gebeten werden (was nach der Gewohnheit dieses Volkes oft vorkommt): „Schütze mein Leben und meinen guten Ruf!“ Dann nämlich bemühen sich die Angesprochenen, für Bittflehende bis zum letzten Atemzug einzutreten, und weder aus Liebe zu ihren Frauen und Kindern noch aus Furcht vor Gefahren oder gar vor dem Tode lassen sie sich von ihrem Vorhaben abbringen. So sehr pflegen sie das Leben zu verachten, wenn nur der gute Ruf ihres Namens und dessen Lobpreisung gesichert sind. In ebenso hohem Maße kann man ihre Treue erkennen, falls nur einer von vielen, die in gemeinsamem Zusammenwirken ein Verbrechen begingen, als Gefangener einbehalten wird, während sich die Helfershelfer noch versteckt halten; die schlimmsten Martern nämlich ertragen sie eher, als daß sie die Teilhaber ihres Verbrechens verrieten, besonders wenn sie so untereinander verschworen sind, halten sie es doch für die größte Schmach, in den Ruf zu kommen, an der Schande oder dem Tod ihrer Genossen schuldig gewesen zu sein. Bei der Verfolgung der Christen allerdings übertraf die Grausamkeit der Folter die Standhaftigkeit beinahe aller Betroffenen, wie wir in dem Buch über die Religion, Kapitel Ausrottung des Christentums, noch sagen werden.¹⁵⁰

Ehrfurcht und Anstand bewahren sie auch bei Familientreffen sorgfältig, indem es jeder einzelne bewußt vermeidet, schlüpfrige Gespräche zu beginnen oder die Rede auf Eheangelegenheiten zu lenken. Wenn durch irgend jemandes

Unbesonnenheit doch einmal ein derartiges Wort fällt, erheben sich die jüngeren Anwesenden sogleich von ihren Plätzen und verlassen das Treffen.

Die Kinder erweisen ihren Eltern hohe Ehrerbietung und gewähren ihnen jede Art der Dienstleistung, denn sie sind fest davon überzeugt, daß die Unsterblichen (um dieses Wort zu gebrauchen) denjenigen, der dem zuwiderhandelt, nicht ungestraft sterben lassen. Wenn Monat und Sterbetag der Eltern wiederkehren, essen sie nichts, was beseelt gewesen ist, sondern leben nur von Erdfrüchten. Nicht mit Schweigen übergehen darf man die beachtenswerte Klugheit der Magnaten bei folgendem Brauch: Sie haben bei sich an ihrem Hofe irgend jemanden in Diensten, dessen Aufgabe es ist, auf das Tun des Herrn zu achten und an ihm dasjenige, was er nach dem Eindruck des Beobachters schlecht oder in unkluger Weise getan hat, freimütig zu monieren. — Über die Dankbarkeit gegenüber verdienten Persönlichkeiten sagt der Jesuit Balthasar Gagus in den Briefen, Buch III, folgendes: Die Japaner erinnern sich empfangener Wohltaten so sehr und sind dafür so dankbar, daß ihre Sprecher zu uns nach Hause kommen, um uns Dank zu sagen. Dasselbe tun bisweilen sogar ihre heidnischen Verwandten. Wenn aber irgendwelche Leute uns in häuslichen Diensten ihre Arbeitskraft zur Verfügung gestellt haben, dann wollen sie als Belohnung am Abend nur dies, daß wir freundlichen Blicks sagen, „Goxinio de Oniar“,¹⁵¹ d. h., ihr habt hervorragend gearbeitet. Sagt man dies nicht, so entfernen sie sich sehr traurig und niedergeschlagen. Diebstahl lehnen sie so sehr ab, daß Xaverius auf S. 191 berichten kann, er habe kein Volk gesehen, weder ein christliches noch ein heidnisches, das den Diebstahl stärker verabscheue.

Über ihr Mitleid gegenüber versehrten Menschen schreibt L. Frojus in einem Brief, den er aus Japan seinen Gefährten schickte, als er dort eine Zeitlang wegen einer Krankheit an

das Bett gefesselt war: Das Volk hat ein offenes Herz für jede Menschlichkeit und jedes Erbarmen, obwohl es in den bescheidensten häuslichen Verhältnissen lebt; so legten die einen, um mich zuzudecken, ihre eigene Kleidung ab, andere brachten zur Nahrung zwei oder drei Schnecken, wieder andere grüne Zwiebeln, andere schließlich wilden Knoblauch. Einige Christen von Hirado und Hakata,¹⁵² die im Jahr zuvor auf diese Insel ausgewandert waren, schickten uns sogar gekochte Speisen, obwohl wir sieben oder acht Tagesmärsche von ihrem Wohnort entfernt waren. — Selten schwören sie, berichtet Xaverius, und wenn sie dies doch einmal tun, dann bei der Sonne.¹⁵³ Derselbe Xaverius spendet ihnen auch darin Lob, daß sie sich leicht überzeugen lassen, wenn sie eine vernunftwidrige Verfehlung begangen haben, und daß sie in ihren Überlegungen einer Anweisung zugänglich sind.

Hören wir aber nun Maffeus an, der das übrige, was mitteilenswert ist, so beschreibt: Aufs Ganze gesehen, handelt es sich um ein scharfsinniges und kluges Volk, dem die Natur gute Gaben verliehen hat. An Urteilsvermögen, Gelehrigkeit und Gedächtniskraft übertrifft es nicht nur die Völker des Ostens, sondern auch die des Abendlandes. Diese Tatsache läßt sich leicht an den Bauern und Knaben erkennen. Sie besitzen ein nahezu urbanes Wesen und einen lebhaften Geist, der bäuerlicher Schwerfälligkeit ganz und gar entgegengesetzt ist. Sie eignen sich lateinische Wissenschaft und Kunstfertigkeit viel schneller an als unsere Europäer. Armut bedeutet für niemanden eine Schmach oder Schande. Auch läßt sich die Armut bei der Mehrzahl der Betroffenen nur schwer erkennen, und im Verhältnis zu ihren bescheidenen Mitteln gehen die Japaner gepflegt und sind wohlgenährt. Gegen Schmähworte, Diebstahl und die ruchlose Gewohnheit, aufs Geratewohl zu schwören sowie gegen jegliche Art von Würfelspiel haben sie eine Abneigung. Ihrem guten Ruf und dem Ruhm, vor allem aber der Würde gilt über das glaub-

liche Maß hinaus ihr Streben, und Hoch und Niedrig halten an diesen Tugenden in gleicher Weise fest. Nicht nur keinerlei Beleidigung, sondern nicht einmal ein etwas zu rauhes Wort ertragen sie. Also begegnen sie sich untereinander mit Hochachtung, besonders die Adligen, und wetteifern mit Aufmerksamkeiten und ehrenden Worten. Ja, sogar die Hersteller wohlfeilster Artikel und die Tagelöhner muß man freundlich ansprechen, wenn man von ihrer Tätigkeit Nutzen haben will; andernfalls nämlich reizt man sie, und dann werfen sie eine begonnene Arbeit unter Verschmähung des kleinen Gewinns einfach hin. Allenthalben bewahren sie so sehr Standhaftigkeit und Schicklichkeit, daß sie sogar einem drohenden Verhängnis nur langsam und ohne irgendwelches Zagen aus dem Wege gehen, und in ihren Worten und Taten achten sie sorgfältig darauf, keinen verächtlichen oder furchtsamen Eindruck zu erwecken, und aus diesem Grunde haben sie gelernt, seelische Erregungen, Kümernisse und Aufwallungen nach außen hin nicht in Erscheinung treten zu lassen und besonders alle Anzeichen, die auf Zorn hindeuten, zu überdecken oder sogar in ihr Gegenteil zu verkehren. Dann nämlich ist ihre Gangart ruhig, und auf der Stirn zeigen sich keine Falten. Unbeherrschtheit der Rede aber halten sie für eine Untugend, die eines makellosen Charakters völlig unwürdig ist. Daher hört man Wehklagen und Zänkereien weder unter dem Volk in der Öffentlichkeit noch zu Hause zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, Herrn und Knecht. In gelassener und würdiger Form tut man, was zu tun ist. Ereignet sich doch einmal etwas Unangenehmeres, so treten Vermittler¹⁵⁴ zusammen; ja, sogar bei der eigentlichen Bestrafung der Schuldigen vermeidet man Zank und scharfe Worte. Herausforderungen und Streitigkeiten gibt es — anders als bei uns — nur selten. Wildheit und Drohungen spart man sich für Kriegszeiten. Häusliches Ungemach vollends, Nöte und Kümernisse teilen sie ihren Freunden in wechsel-

seitigem Beisammensein nicht so ohne weiteres mit, was doch eigentlich oberstes Gesetz der Freundschaft wäre. Niedergeschlagenheit und Sorgen wissen sie hervorragend zu verbergen, und den Frieden sowie das beschauliche Dasein ihrer Mitmenschen beeinträchtigen sie nicht durch törichtes Klagen oder unnötige Wehmut. Fragt man sie, so verharmlosen sie sogar den ganzen Sachverhalt, indem sie lächeln, oder aber sie berühren ihn nur flüchtig mit einer diskreten Andeutung. Im Unglück schließlich zeigen sie eine so unglaubliche seelische Gelassenheit, als verharren sie in fester Stellung, und was auch kommen mag, nehmen sie ohne zu murren auf sich. Dies ist, wie ich glaube, eine Folge der Lehre, die ihnen die Wandelbarkeit des Schicksals selbst und die Unbeständigkeit aller menschlichen Verhältnisse erteilt hat, eine Unbeständigkeit, die in diesen Gegenden ganz besonders stark ist: Menschen aus dem untersten Stand werden plötzlich zu königlicher Höhe emporgehoben, andere dagegen stürzen aus höchster Höhe in die tiefste Tiefe hinab, ein Vorgang, der beinahe täglich ist. Da die Menschen im Zeichen eines derartigen Wandels groß geworden sind, genießen sie gerade das, was in höchstem Maße beglückt, in vollen Zügen, jedoch so, daß sie dabei schon an ganz schwierige Lebensumstände denken. Was sie tun, geschieht nach reiflicher Überlegung und Vorbereitung, und unumstößlich ist dann ihr Wollen. Und dieses Lob gilt nicht nur für Menschen in vorgerücktem Alter. Schon aus den Lebensgewohnheiten der Knaben, besonders aus ihren Spielen und dem, was sie zur geistigen Entspannung tun, schimmern hohe Reife und ein großes Maß hervor, Eigenschaften, die eigentlich nur dem Alter zu eigen sind. Linschotius sagt sogar, Volk und Bauern hätten ein solches Gefühl für Menschlichkeit und feines Wesen, als seien sie bei Hofe erzogen.

Über die Laster der Japaner sagt derselbe Maffeus nach seinen Bemerkungen über ihren falschen religiösen Glauben

folgendes: Seitdem die Japaner die Funken der Wahrheit, die Gott ihnen eingegeben hatte, ausgetreten haben, verschmähen sie immer mehr die Stimme des Gewissens. Die Fesseln der Scham sind zerbrochen, denn sie sind Chören, Spielen, Zechgelagen und dem Liebesgenuß im Übermaß ergeben. So stürzen sie wie blinde Wanderer unter der Führung von Blinden schnurstracks dem ewigen Verderben entgegen. Weil sie ihre Würde und Unerschütterlichkeit beibehalten wollen, indem sie sich von den ersten Jahren an daran gewöhnen, ihre wahren Herzens- und Sinnesregungen zu verdecken und zu verheimlichen, entstellen sie durch eine nur geringfügige Abwandlung Klugheit zu Schlaueit, Verschlagenheit und Treulosigkeit. Daraus entspringt der verkehrte Eifer, sich zu verstellen, und der Wettstreit im Täuschen. Je mehr sie irgend jemanden hassen, desto freundlicheren Blicks schauen sie ihn an. Guter Glaube, einfache Offenheit und Redlichkeit werden hierdurch verhöhnt. Hinzu kommt eine Unerbittlichkeit der Sitten und eine entsetzliche tierische Gefühllosigkeit: Aus ganz unbedeutendem Anlaß dringen sie auf Menschen ein, die noch dazu ahnungslos sind und abseits von ihnen stehen, um sie mit einem oder zwei Hieben eines spitzen und schweren Dolchs niederzustrecken. Dann schieben sie mit leidenschaftslosem und unbekümmertem Blick, als ginge sie die Untat überhaupt nichts an, das Eisen wieder in die Scheide. Darüber hinaus zögern sie bisweilen nicht, die Schwertspitze an Haupt oder Schultern eines Unschuldigen zu erproben, wenn sich dazu eine Gelegenheit ohne Risiko bietet. Werden im Krieg Städte oder Gaue gewaltsam eingenommen, so ist diesen der Untergang sicher, und alles wird mit Feuer und Schwert verwüstet. Kein Alter, kein Geschlecht verschont man. Wenn die im Kampf Besiegten einzeln umherirren, um zu entfliehen, so werden sie meistens wegen der Aussicht auf Beute von den Landbewohnern überfallen, wobei es überhaupt keinen Unterschied macht, ob man

einen eigenen Bürger oder einen Feind vor sich hat. Fremdes Gut durch Diebstahl zu entwenden weisen sie als etwas, das ihrer unwürdig ist, von sich, aber durch Mord und Raub zu Werke zu gehen, nicht ebenso: Das flache Land ist vor Räubern, das Meer von Piraten in hohem Grade unsicher. Schwangere Frauen treiben ihre Leibesfrucht nicht selten mit Medikamenten ab, und zwar auf Veranlassung der Bonzen und Lehrer. Ja, sie erwürgen sogar Kinder, die schon das Licht der Welt erblickt haben, aus Überdruß am Nähren oder aus Not, indem sie ihnen in roher Weise mit dem Fuß die Kehle abdrosseln (Anm.: Man möge dem Autor Glauben schenken). Für mittellose Kranke oder Fremdlinge gibt es keine öffentlichen und unentgeltlichen Herbergen. Unter freiem Himmel nächtigen sie, ein elendes Leben fristend, und entweder gesunden sie, verlassen von allen Menschen, durch das bloße Tageslicht oder sie werden von ihrer Krankheit dahingerafft und dann in eine Mistgrube geworfen. Mit um so größerer Anerkennung bewundern die Japaner die tätige Liebe der Christen gegenüber den Verlassenen und Unglücklichen, und ebenso gilt dem Bestattungswesen ihre Bewunderung. Für Schuldige, gleich welchen Namens, sind schwere Strafen wie Verbannung, Achtung oder die Todesstrafe festgesetzt. Mit dem Schwert streckt man sie fast ahnungslos nieder usw. Obwohl aber die Dynasten oder sogar die Könige überhaupt nicht über auswärtige Söldner verfügen und daher in hohem Grad von der Gunst der Einheimischen abhängig sind, wollen sie dennoch in kaltem Stolz, der barbarisch anmutet und der, wie wir berichteten, in China anzutreffen ist, bewundert und verehrt werden. Umgeben von einer Schar Bewaffneter erschweren sie den Zugang zu ihrer eigenen Person. Sie beweisen, daß sie ein feines Gehör haben, und gemessenen Blicks geben sie ihren Willen fast nur durch ein Kopfnicken oder durch Geschriebenes kund, und nur ungern führen sie ein verbindendes Gespräch. Keinen Deut

ihrer Macht lassen sie auf der Liebe des Volkes beruhen, sondern alles regiert die Furcht. Mit ihr verbunden ist der Haß. Aus diesem Grunde kommt es häufig zu Konspirationen im Verborgenen und zum Ausbruch von Aufständen und wenn der augenblickliche Regent beseitigt ist, so geht das Szepter im höchsten Wirrwarr aller Verhältnisse auf immer wieder andere Personen über. — Hinzuzufügen wäre noch, daß sie niemals — weder vor einer Mahlzeit noch danach — ein Gebet sprechen, obwohl sie unsterbliche Göttheiten anerkennen. Zum Schluß sei der Höhepunkt ihrer Laster genannt. Es handelt sich um ein bedeutendes und sehr törichtes Vergehen, das Maffeus zu meiner Verwunderung nicht erwähnt, nämlich die Päderotie oder Sodomie. Das Volk der Japaner wie übrigens auch die Chinesen und beinahe alle Inder haben daran so großes Vergnügen, daß sie es gar nicht für ein Vergehen halten; vielmehr ist es erlaubt, und sogar die Priester, die wegen ihrer Religion keine Beziehung zu Frauen unterhalten dürfen, sind diesem Laster ergeben. Xaverius äußert sich auf S. 191 darüber so: Die Bonzen (die japanischen Priester und Mönche) frönen dieser ruchlosen Art der Lust so sehr, daß sie sich sogar öffentlich dazu bekennen. Dieses krankhafte Laster ist bei Männern und Frauen insgesamt in gleicher Weise schon so allgemein verbreitet, daß allein die bloße Gewohnheit Haß und Abscheu vor einem so schmutzigen Verbrechen verdrängt hat. Wir haben dieses Vergehen oft angeprangert und gleichzeitig darauf hingewiesen, wie verbrecherisch und Gott verhaßt diejenigen sind, die eine solche Lasterhaftigkeit auf sich nehmen. Bei niemandem stießen wir auf taube Ohren oder verschlossene Herzen, nur die Bonzen versuchten auf unsere Ermahnungen hin, diese schändliche Lustbefriedigung zu unterlassen, durch Scherze unsere Vorwürfe abzuschwächen. Wie sehr man sie auch tadelt, sie sind inzwischen viel zu abgestumpft, um noch Scham zu empfinden, als seien sie

gegen das Gefühl der Schändlichkeit abgehärtet worden. Soweit Xaverius. Abgesehen von den Japanern und Chinesen hatten auch die Siamesen und Peguenser¹⁵⁵ mit diesem Laster zu schaffen, bis es jedoch von einer Königin abgeschafft wurde. Als sie nämlich sah, daß durch diese törichte Form der Liebe die menschliche Fortpflanzung beeinträchtigt werde, sie aber mit klaren Vernunftgründen ihre Untertanen nicht davon abbringen konnte, erreichte sie ihr Ziel durch eine List. Sie erließ nämlich ein Edikt, wonach alle Männer eine goldene oder silberne Kugel zwischen Haut und Eichel einschieben sollten.

21. Kapitel

ÜBER DAS, WAS MAN NACH VOLKSMEINUNG FÜR EHRENHAFT ODER FÜR SCHÄNDLICH HÄLT

Vieles hält man im öffentlichen Leben für schicklich. Vieles dagegen für anstößig; das meiste davon sei weder gut noch böse, wie die Ethiker lehren, die uns zeigen, daß die Maßstäbe für eine Bewertung mehr auf den jeweiligen Ansichten der Völker als auf den Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit beruhen. Daher teilt man mit vollem Recht das Gebiet des Ehrenhaften und des Schändlichen in zwei Bereiche ein. Der eine Bereich enthält diejenigen Dinge, die tatsächlich so sind und also mit den Bezeichnungen von Tugenden oder Lastern benannt werden, der andere Bereich erstreckt sich über dasjenige, was nur infolge einer Gewohnheit als ehrenhaft oder unehrenhaft gilt und bei jedem Volk unter anderem Gesichtspunkt gesehen wird.¹⁵⁶

Über den ersten Bereich war im vorigen Kapitel die Rede, weshalb wir jetzt über den anderen Bereich sprechen wollen. In ihren Ansichten auf diesem Gebiet unterscheiden sich die

Japaner beträchtlich von uns, was aber um so weniger verwunderlich erscheinen darf, als sie in einer Gegend der Erde leben, die uns fast gegenüberliegt; auch sind sie von allen Völkern des Ostens am weitesten von uns entfernt, ohne jedoch unsere Antipoden zu sein. — Bei uns reichen angesehenere Personen die rechte, weniger angesehene die linke Hand. In Japan ist es umgekehrt, indem die letztgenannten die Rechte, die anderen dagegen die Linke reichen. Wir halten Schwarz für eine Farbe der Trübsal und Trauer, die Japaner Weiß. Über buntfarbige Kleidung bei Männern lachen wir, während sie bei den Japanern ohne Anstoß zu erregen getragen wird. Wir legen einen Überwurf an, wenn wir das Haus verlassen und legen ihn bei der Rückkehr ab. Die Japaner tun es umgekehrt: Verlassen sie das Haus, so legen sie den Überwurf ab und legen ihn an, wenn sie sich im Hause bewegen. Wir gehen in einem Leichenzug am Schluß, während dort Verwandte und Freunde vorangehen. Wenn wir Nahrung zu uns nehmen, so sitzen wir auf Bänken oder Stühlen, die Japaner dagegen knien auf dem Fußboden (der bei den Magnaten mit glänzenden Matten ausgelegt ist, die so prall wie Kissen sind) und sitzen auf ihren Schienbeinen. Wir schlafen in Betten auf Polstern mit Kissen und wärmen uns mit Decken, die Japaner dagegen schlafen auf dem Fußboden auf den genannten Matten und legen unter den Kopf einen Stein.¹⁵⁷ Wir suchen von den Eltern der Braut eine große Mitgift herauszuholen und entwinden uns das Gut bisweilen mit mancherlei Kniffen; die Japaner dagegen senden zurück, was von den Brauteltern über das Maß hinaus geschickt wurde. Wir mästen Rinder, Schweine und Schafe; die Japaner halten überhaupt keine derartigen Tiere, sondern nehmen Wild, wenn sie Appetit auf Fleisch haben.¹⁵⁸ — Den Familiennamen setzen wir nach dem Vornamen, die Japaner stellen ihn voran, wobei sie als schickliche Begründung für ihren Brauch angeben, schon ihre Vorfahren und Eltern hät-

ten denselben Familiennamen getragen, und darum werde der ältere Name mit Recht vor den später hinzugekommenen und der ehrenvollere Name vor den weniger angesehenen gestellt. Sie behalten aber nicht ein und denselben Namen ihr ganzes Leben hindurch bei, sondern wechseln ihn je nach dem Alter in folgender Weise: Den während der Kindheit getragenen Namen geben sie auf, sobald sie das Stadium des Erwachsenen erreicht haben; dann nämlich nehmen sie einen anderen Namen an, der diesem Lebensalter angemessener ist.¹⁵⁹ Diesen Namen wiederum legen sie zugunsten eines neuen ab, wenn sie an die Schwelle des Alters gekommen sind. Viele dieser Namen aber bestehen aus überaus zahlreichen Silben, z. B. Sadoshima Minamoto no Hidetada.¹⁶⁰ Das ist der Name des Kaisers, der im Jahre 26 dieses Jahrhunderts herrschte. — Die Karossen der Mächtigen werden bei uns nur von Pferden gezogen, während bei den Japanern Stiere und Pferde gemeinsam unter das Joch gespannt sind. — Im Umgang mit Gästen und Freunden sind sie nicht kleinlich. Ob man nämlich zum Haus eines vornehmen oder einfachen Mannes kommt, wird immer man mit höflichen und schmeichelnden Worten gebeten, man möge sich doch entschließen, ihr Haus zu betreten und Platz zu nehmen. Dann bringen sie Tabak und Cha (hierüber später). Ist aber dem Hausherrn die Ankunft eines Gastes überaus willkommen oder handelt es sich um einen Freund, so setzt man ihm sogar Wein vor, der in einem Kelch gereicht wird, und dann darf der Gast nicht weggehen, ohne den Wein gekostet zu haben.¹⁶¹

Wenn sich Sklaven ihrem Herrn durch einen Treueid verpflichtet, so lassen sie, vor einem Götzenbild stehend, Blut aus ihrem Arm fließen, womit sie einige unleserliche Buchstaben schreiben. Wenn zuletzt der Schuldschein verbrannt ist, versprechen sie eidlich, ihrem Herrn die Treue zu halten.

Haben sie erfahren, daß Freunde aus der Fremde zu ihnen kommen, so gehen sie ihnen mit vielen brennenden Fackeln entgegen. Nach dreimaliger Verbeugung mit dem Haupt bis zur Erde nehmen sie die Ankömmlinge auf. — Wenn sie ihren Fürsten eine Geldsumme schenken, so haben die Japaner auch die Sitte, ihnen einen Wechsel auszustellen, mit dem sie dann selbst durch ihre Diener dieses Geld einziehen können. Zu Jahresbeginn kommen vom neunten bis zum 20. Monatstag die Vornehmen des Herrschaftsbereichs und die Oberhäupter der Bonzen ein jeder zu seinem König zu dessen Begrüßung. Dabei vergessen sie nicht, Geschenke mitzubringen. Diese bestehen gewöhnlich aus einer großen Menge Papier, goldenen Fächern, kunstvoll gearbeiteten Waffen und dergleichen mehr. Diese Gewohnheit, die schon seit alter Zeit besteht, hält sich besonders am Hofe des Kaisers, und dieselbe Ehre erweist man auch seiner Frau und seiner Mutter. Alle diese Persönlichkeiten, die ihm ihre Aufwartung machen wollen, läßt der Kaiser durch eine lange Zimmerflucht hindurch den innersten Raum betreten, auf ihre Begrüßungsworte aber erwidert er zum Zeichen seiner würdevollen Stellung und seiner eigenen Würde überhaupt nichts. Nur hervorragenden Bonzen erweist er dadurch eine Ehre, daß er den Fächer, den er in seiner Hand hält, ein wenig neigt. In der angegebenen Weise werden nur Männer des obersten Standes vorgelassen, denn für Angehörige der unteren Stände, mögen sie noch so reich sein und noch so wertvolle Geschenke bringen, besteht unter keinen Umständen eine Zugangsmöglichkeit zum Kaiser. — Auf den Schlaf verwenden die Japaner nicht viel Zeit, und die Magnaten pflegen einen großen Teil der Nacht wach zu verbringen. Darüber hinaus scheint hier berichtenswert zu sein, was Maffeus mit folgenden Worten erzählt: Es ist kaum glaublich, wie sehr sich ihre ganze Lebensart von der bei uns unterscheidet. Auf ihren Geruchssinn wirkt unser Räucherwerk abstoßend. Sie

selbst zünden einiges Räucherwerk an, das anders ist als das unsrige.

Ihr Geschmack verschmährt unsere Speisen; wir wiederum mögen ihre Gewürze nicht. Wir trinken das Wasser kalt, sie dagegen im Winter wie im Sommer angewärmt. Unser Empfinden für Töne verträgt ihre Harmonien überhaupt nicht. — Bei uns gelten glänzende, bei ihnen — man staune — ganz schwarze Zähne als eine Zierde. Deshalb behandeln sie wiederholt ihre Zähne mit einer schwarzen Farbe.¹⁶² In der Öffentlichkeit gehen Männer und männliche Verwandte vor den Frauen, gleich darauf folgen die Diener. Wir besteigen ein Pferd von der linken, sie von der rechten Seite. Wir entblößen bei der Begrüßung das Haupt, sie durch ein leichtes Schütteln der Sohlen oder Sandalen die Füße. Wir erheben uns zu Ehren eines ankommenden Freundes, sie lassen sich nieder. Bei uns stehen Edelsteine, bei ihnen Gefäße aus Ton oder Eisen in hoher Wertschätzung.¹⁶³ Was nun die Krankenpflege betrifft,¹⁶⁴ so reichen wir den Kranken milde und gut gekochte Speisen, sie dagegen Gesalzenes, Scharfes und Rohes. Wir geben junge Hühnchen und anderes Geflügel, sie Fische und Austern. Wir gebrauchen stark riechende und bittere Arzneien, sie recht milde und angenehm duftende. Wir führen häufig einen Aderlaß durch, sie niemals. Und sie sind durchaus in der Lage, eine meistens einleuchtende Begründung für ihre Handlungsweise zu geben: Das Sitzen sei ein Zeichen größerer Ehrerbietung als das Aufstehen. Es sei klüger, Gefäße für jedwede Verwendung zu kaufen als Steine ohne jeden Nutzwert um jeden Preis. Kaltes Wasser presse die Eingeweide zusammen, fördere den Hustenreiz und leiste Magenbeschwerden Vorschub, und die Körperwärme werde verringert; warmes Wasser dagegen fördere sie, verlangsame die Strömungen und lösche desto leichter den Durst. Einem Kranken müsse man zu trinken geben, wonach die Natur verlange, nicht was sie ablehne. Sie argu-

mentieren, das Blut, das ja Träger des Lebens sei, müsse man schonen. Im allgemeinen sind ihnen die Europäer nicht weniger lächerlich als den Europäern die Japaner. Und wenn man sich mit ihnen, wie es gelegentlich vorkommt, im Wetteifer darüber streitet, wer von beiden mehr Sinn für Sauberkeit und Eleganz habe, so verstehen sie hervorragend, uns Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

22. Kapitel

ÜBER STÄDTE, GEBÄUDE UND HAUSRAT

Aus Holz bestehen die meisten Gebäude der Japaner;¹⁶⁵ der Grund hierfür soll, wie gewisse Leute behaupten, in den Bewegungen der Erdoberfläche zu suchen sein, obwohl man sonst glaubt, daß sumpfreiche Gegenden, die noch dazu mitten im Meer liegen, vor dieser Gefahr geschützt seien. Einige Menschen besitzen Häuser, die vom Grunde an aus Stein gebaut sind und durch ihr ansprechendes Äußeres sowie den darin zum Ausdruck kommenden Kunstsinn sehenswert sind. Auch großartige Tempel sowie prächtige und kostspielige Klöster für die Priester beiderlei Geschlechts erbaut man. Überall im Land ist im Überfluß Holz vorhanden, und zwar von den verschiedensten Sorten, so daß den Einwohnern Brennmaterial für den Hausbrand und den stattlichen Herd nicht fehlt. Auch verfügen sie zur Ausschmückung ihrer Gebäude über geschmackvolle Sorten von flammenförmig gemustertem Holz; besonders zahlreich ist die hellblonde und grauweiße Tönung, woraus auf dem Gebiet der Musikinstrumente sogenannte Clavicymbeln¹⁶⁶ hergestellt werden. Das Holz des Kampferbaums hat so große Maße, daß manche Balken daraus zehn Fuß lang und vier Fuß breit sind. Wegen der Verwendung von Holz zum Häuserbau kommt es

häufig vor, daß durch jemandes Achtlosigkeit bisher unversehrt Städte in Schutt und Asche gelegt werden. Solche Brände ereignen sich häufig und werden in den Indischen Briefen der Jesuiten oft erwähnt. Jedes einzelne Haus aber hat einen aus Bruchstein gemauerten Raum;¹⁶⁷ er liegt getrennt vom übrigen Haus, damit er vor der Gewalt der Flammen sicher ist. Dort deponieren sie ihre Wertgegenstände, die sie in Kisten verschlossen aufbewahren, denn sie wollen diese Dinge lieber in Sicherheit wissen als sie unter der Gefahr eines Brandes zur Ausschmückung des Hauses verwenden. Mit Balken von ungefähr vier Fuß Länge sind die Hauswände hochgezogen. Darüber sind in dichter Folge Matten angebracht, die geschmackvoll aneinandergefügt sind, und alles ist so hergerichtet, daß es wechselseitig aufeinander abgestimmt ist. Die Dächer stellt man aus Holzteilen her, die so geschnitten sind, daß sie unseren Ziegelsteinen oder Dachziegeln entsprechen. Kalk kennen sie nicht; statt dessen verwenden sie Kies. Das eine Stockwerk, welches die meisten Gebäude nur haben, gebrauchen sie zur Aufbewahrung des weniger wertvollen Hausrats. Die Zimmer und Schlafräume, in denen sie sich tagsüber aufhalten und nachts schlafen, befinden sich zu ebener Erde, und man hält diese Räume glänzend sauber, besonders den Eingangsraum, in den sie Freunde und andere Besucher hineinführen. Die Matten, wie Polster so dick und glänzend (golden sind die Teppiche des Kaisers), legen sie auf den Fußboden ihrer Räume.¹⁶⁸ Darauf sitzen sie mit ihren Unterschenkeln, sobald sie Nahrung zu sich nehmen, und sie haben nicht etwa extra Lagerstätten, sondern sie legen sich zum Schlafen auf die gleichen Matten, wobei sie unter ihren Kopf einen Stein oder einen kleinen Balken unterschieben.¹⁶⁹ Wenn sie im Begriff sind, diese Räume zu betreten, lassen sie ihre Sandalen (die sie nämlich anstelle von festem Schuhwerk benutzen) vor der Tür stehen. Sobald sie hinausgehen, ziehen sie ihre Sandalen wieder

3. Sitzung

1. Engelbert Kaempfer, "Beweis, daß im Japanischen Reiche aus sehr guten Gründen den Eingebornen der Ausgang, fremden Nationen der Eingang, und alle Gemeynschaft dieses Landes mit der übrigen Welt untersagt sey", Kapitza, Bd. II, 95-105.

2. Christian Wilhelm Dohm, Nacherinnerungen des Herausgebers, Kapitza, Bd. II, 651-656.

Peter Kapitza

Japan in Europa

Texte und Bilddokumente
zur europäischen Japankenntnis
von Marco Polo
bis Wilhelm von Humboldt

2

dem Papiermachen zurück. Er hatte nemlich oben erwähnt, daß die Blätter auf eine mit doppelten Matten bedekte Tafel gelegt würden, diese beschreibt er nun hier genauer.

II. Beweis, daß im Japanischen Reiche aus sehr guten Gründen den Eingebornen der Ausgang, fremden Nationen der Eingang, und alle Gemeinschaft dieses Landes mit der übrigen Welt untersagt sey¹.

§. 1.

Man kan es vielleicht als ein Laster ansehen, die kleine Welt, welche wir bewohnen, und als ein recht grobes Verbrechen, die menschliche Gesellschaft auf derselben zu trennen? *Der* scheint den Urheber der Natur selbst zu tadeln, der die Scheidung seines Werks predigt. Wir Menschen sehn alle *eine* Sonne, treten alle *eine* Erde, athmen *eine* Luft; keine Gränzen der Natur, keine Gesetze des Schöpfers trennen uns von einander. Sollen wir zu einem geringern Glück, als Störche und Schwalben, geboren seyn? Ist nicht unsre edle Seele ein Theil des Allerhöchsten und freiesten Wesens? Ist es nicht schändlich, diesen Geist, der schon in einem Körper eingeschlossen und gefangen ist, auch noch in den Kefig eines Landes beschränken zu wollen? Selbst die durch den weiten Aether zerstreute Gestirne beweisen dieses. Viele glauben nemlich, daß alle diese schöne Welten nicht ganz nakt und umsonst, sondern mit mancherlei Arten von lebendigen Geschöpfen geschmückt sind, welche den ersten Urheber aller Dinge lobten, noch ehe der Grund unsrer Erde gelegt war, wie Gott selbst sagt, beim *Hiob* Cap. 38. Jeder, der sich von den Fesseln der Schule etwas befreiet, zu erhabnen Betrachtungen seinen Geist aufgeschwungen hat, wird kein Bedenken tragen, sich folgende Vorstellung zum Lobe Gottes zu machen. Die großen Weltkörper seyen gleichsam Städte, deren lebende Wesen durch einen undurchdringlichen Zwischenraum von ganz verschiedenen Elementen getrent sind. Dagegen wären die, welchen der höchste Baumeister nur ein Wesen und eine Substanz gegeben, auch in die Gränzen einer Welt, wie in die Ringmauern einer Stadt eingeschlossen, bestimmt in einem ewigen Bunde vereinigt zu leben, den man ohne schändliches Verbrechen nicht zerreißen könne. Man siehet auch, daß dieser kleine Erdkörper nach dem Gefallen der höchsten Weisheit zum gemeinschaftlichen Vaterland aller Menschen ausgewählt sey, weil er nicht alle mannichfaltige Güter der Natur, Pflanzen, Metalle, Thiere, in allen Ländern hervorbringt; sondern zum gemeinsamen Nutzen und Bedürfnisse sie in alle vertheilt enthält, damit die Bewohner dieser verschiedenen Länder desto genauer mit einander verbunden seyn möchten, und damit ihnen gegenseitige Hülfe und gesellschaftliche Verbindung zum Bedürfnisse gemacht würde.

Hic segetes, illic veniunt felicius uvae;

India mittit ebur, molles sua Thura Sabaei.

Wie bundbrüchig ist also die Japanische Nation, welche, uneingedenk der Einrichtung ihres Schöpfers und des Gesetzes der Natur, sich nicht scheut, diese heilige menschliche Gesellschaft auf die schändlichste Art zu trennen. Wenn die Japaner die Thüren ihres

Reichs vor dem Zugang und Gemeinschaft aller Ausländer verschließen und verriegeln; wenn sie die Fremden zurückstoßen, und die wenigen Zugelassenen feindlich bewachen; wenn sie ihre Eingebornen innerhalb ihren Ufern gefangen halten; wenn sie die durch stürmisches Meer an fremde Küsten Geworfne, als strafbare Flüchtlinge, zu ewigem Gefängnis verdammen; die aber, welche wirklich des ewigen vaterländischen Himmels überdrüssig, oder begierig, einmal zu sehn, was jenseit des Meers ist, zu entfliehen suchen, ans Kreuz schlagen; Fremdlinge, die durch Sturm und Wetter an ihre Küste geworfen worden, zu Gefangnen machen: wenn, sagt man, die Japaner so handeln, verletzen sie denn nicht auf eine strafbare Art das heilige Gesez der göttlichen Ordnung und der Natur?

Solte jemand etwa mit diesen Gründen meinen Saz zu bestreiten suchen, wie ich höre, daß es von einigen der neuesten Weltweisen geschieht, so werde ich ihn zwar in seinem Raisonement nicht unterbrechen. Indes ließe sich doch allenfalls einwerfen: Es habe nun doch einmal der göttlichen Weisheit so gefallen, daß die Nationen, welche diese Erde bewohnen, durch Sprachen, Sitten und Fähigkeiten von einander getrent und geschieden seyn; auch sey diese Erde ganz sichtbar nicht zur Wohnung eines, sondern mehrerer Völker eingerichtet; ihre verschiednen Theile durch Flüsse, Meere und Berge, und noch mehr durch ganz verschiedne Climata, als wahre Naturgränzen, von einander geschieden, und also dadurch recht dazu gebildet, Bürger von ganz verschiedenen Fähigkeiten zu beherbergen. Und hat nicht Gott selbst, als die Menschen nach der Sündfluth sich in eine Gesellschaft verbinden wolten, sie durch die Verschiedenheit der Sprachen von einander geschieden? offenbar in der Absicht, daß die völlige Gemeinschaft Aller aufgehoben, und die einzelnen Länder von so vielen einzelnen Völkern solten bewohnt werden? Alle also, die nach und nach in eine gesellschaftliche Verbindung und zu einer Sprache vereinigt sind, beneiden und hassen natürlich ihre Nachbarn von ganz verschiedner Sprache. Wenn ja Monarchen weitläufige Reiche stiften wolten, und es wagten, über die ewigen Gränzen der Natur sich wegzusetzen, so haben sie fast immer den einen Theil ihres Reichs durch Aufstand verloren, wenn sie sich bemühten, in einem andern ihre Macht fest zu gründen. Große Staatskörper werden so wenig durch vereinigte Kraft vieler Völker erhalten, daß sie vielmehr bald durch ihre eigne Last in viele kleine Staaten zersplittert werden, und denn mit beständiger Abneigung und Has gegen einander streben. Hätte die Natur alle Länder so mit allen Gegenständen der Bedürfnisse versorgt, daß alle Begierden in den Herzen der Menschen befriedigt, jedes Volk innerhalb seiner Gränzen zufrieden wäre; so würden nie Häuser und Städte zerstört, nie Menschen geschlachtet, nie Länder verwüstet, heilige und weltliche Wohnungen niedergerissen, so würde nie so unsägliches Unglück erduldet seyn. Vielmehr würden dann die Völker durch fremde Beschäftigungen weni-

ger zerstreuet, ihre öffentlichen Angelegenheiten so wie die Privatgeschäfte besser besorgen, die wüsten und verlassenen Gegenden ihres Vaterlandes anbauen, in Wissenschaften, mechanischen Künsten und Tugenden mit mehr Nacheiferung und Fleiß sich ausbilden; Strafen und Belohnungen billiger vertheilen; der Kinderzucht und aller häuslichen Geschäfte fleißiger abwarten, und, damit ich mit einem Worte alles sage, sich nach dem Beispiel der Japaner zu dem hohen Gipfel der glücklichsten Verfassung erheben. Ich sage nach dem Beispiel der Japaner, die ganz in ihre kleine Welt eingeschlossen, der allerheitersten Mäßigung und Seligkeit genießen, die ganz ruhig die Gemeinschaft mit den benachbarten Nationen, ja mit der ganzen übrigen Erde entbehren. Niemand wird leugnen, daß die Gemeinschaft zwischen verschiednen Ländern nur zu Erhaltung aller Dinge errichtet sey, die entweder für die Nothdurft des Lebens oder für die Bequemlichkeit und den Luxus Bedürfnisse sind. Ein Volk holt von dem andern Gesetze zu Einrichtung seines Staats, Religion zur Beruhigung des Gewissens, Wissenschaften zur Ausbildung des Geistes; mechanische Künste zur Nothdurft oder zum Glanz des Lebens; Produkte zum Unterhalt oder zur Kleidung, Arzneien zu Erhaltung der Gesundheit. Wenn dies der Grund aller Verbindung unter den Menschen ist, so folgt, daß derjenige Staat, dem die gütige Natur alle Arten von Bedürfnissen reichlich geschenkt hat, und der durch seiner Bewohner lange und fleißige Arbeit aufs vollkommenste ausgebildet ist, nicht nur wohl thue, sondern auch verbunden sey, seine Bürger und seine Gränzen vor den Lastern, der Gierigkeit, dem Betrüge und den Waffen der Fremden zu sichern, von denen er nichts bedarf; wenn nur die Lage und übrige Beschaffenheit des Landes eine solche Scheidung erlaubt, und die Bürger des Staats mächtig und tapfer genug sind, um sie zu bewirken. Daß *Japan* vor allen übrigen Ländern der Erde mit diesen Vortheilen beseligt sey, wird jedem einleuchten, wenn ich eine kurze Beschreibung desselben gebe, so weit sie hier zu meinem Zweck hinlänglich ist.

§. 2.

Japan, bei den Eingebornen *Nipon*, d. i. in der *Sonnen Feste*, heist diejenige Insel, welche den Europäern zuerst vom *Marko Polo*, einem Venetianer, unter dem Namen *Zipangri* (ein Wort von unbekantem Ursprung) bekant gemacht ist. Es besteht aber dieses Reich nicht aus einer Insel, sondern mehreren, die, wie Großbritannien, durch viele enge Oefnungen des Oceans von einander getrent sind, und im entlegensten Osten liegen. Die Natur hat dieses Reich mit einer unbezwinglichen Schuzmauer umgeben, und gleichsam unüberwindlich gemacht, da es allenthalben von einem für die Seefahrer feindseligen Meer umflossen ist. Dieses schäumt den grösten Theil des Jahrs durch, seine widerstrebenden Wellen und Stürme sind allen den Schiffen entgegen, die von Süden herkommen, und lassen unsere Flotte nur in wenigen Monaten zu. Die sehr steilen Ufer stoßen an ein ebenso felsigtes

Meer, und sind über einen Ankerwurf sehr untief. Für große Schiffe ist auf der ganzen Insel nur eine Anfuhr in dem Busen der Stadt *Nangasacki*; aber der Zugang zu derselben ist sehr eng, hat viele Krümmungen, und einen Labyrinth von verborgenen und hervorstehenden Klippen, die selbst den erfahrenen Seefahrern gefährlich sind. Wenn mehrere Häfen seyn solten, so werden sie uns doch bis izt verborgen gehalten, und ihre Offenbarung ist sogar bei Lebensstrafe verboten. Ich wil nichts sagen von der Gefahr, welcher man im hohen Meer ausgesetzt ist, besonders bei der Insel *Formosa* und den *Liquejschen Eylanden*. Diese ist so gros, daß ehemals (wie das Meer in der Gegend noch nicht genug bekant war) die Portugiesen eine Seereise hieher glücklich nanten, bei der von drei Schiffen eines wohlbehalten zurütkkam.

Die Zahl der Einwohner von *Japan* scheint allen Glauben und den Umfang des Landes zu übersteigen: sehr oft hängen sehr viele Dörfer in ununterbrochener Reihe mit einander zusammen; so wie man aus dem einen herauskömt, tritt man sogleich ins andre, und so laufen an einander gebauete Häuser nur unter veränderten Namen viele Meilen lang fort. Auch giebt es hier eine Menge Städte, deren vornehmste ungeheuer gros und ganz dicht bebauet sind. Die eine, welche von dem in derselben sich aufhaltenden obersten Priester *Kjo* oder *Miaco*, d. i. die *Stadt* oder Hauptstadt, heißt, ist in der Figur eines regulären Viereks gebauet, und hat ganz regelmäßige Straßen. Ihre Länge kan man kaum in drei Stunden, und ihre Breite in zwei Stunden durchgehn. Die kaiserliche Residenz und Stadt *Jedo* hat einen solchen Umfang, daß man sie mit Recht die größte auf der Erde nennen kan. In der That haben wir einen ganzen Tag zugebracht, ehe wir eine krumme mitten durch die Stadt laufende Gasse dieser Stadt von der äußersten Vorstadt *Sinigawa* an bis zu Ende in mäßigem Schritt durchreiten konten.²

Es fehlt diesen Einwohnern nicht an Kühnheit, oder sol ich es Tapferkeit nennen? Mit edler Verachtung des Lebens und stoischem Muthe scheuen sie sich nicht, an sich selbst Hand zu legen, so oft sie von Feinden überwunden oder unfähig sind, irgend eine erlittene Schande zu rächen. Wenn man die Geschichte ihrer bürgerlichen Kriege ließt, so mus man die ausnehmende Kühnheit bewundern, mit der sie ihre Tapferkeit in den vorigen Jahrhunderten gegen einander geübt haben. Hier findet man an den *Jositzne*, *Kijomori*, *Kusnoki*, *Abino Nakimar* und unzählig andern Japanischen Helden *Mutios*, *Scävolas* und *Horatier* genug.

Ich wil nur ein Beispiel der kühnen Japanischen Handlungsart anführen, das in Gegenwart unsrer Holländer und noch nicht vor langer Zeit (im J. Chr. 1630) von sieben Jünglingen aus der Provinz *Satzuma* gegeben ist. Aus derselben war ein kleines Schif zum Handel auf die Insel *Formosa* gekommen (denn damals war diese Insel noch nicht von den sinesischen Flüchtlingen eingenommen, und *Japan* auch noch nicht verschlossen), dessen Manschaft der holländi-

sche Befehlshaber, *Peter Nuits*, vielleicht zur Vergeltung des von ihnen erlittenen Unrechts, hart behandelt hatte. Das Gefühl der Ehrfurcht für ihren Regenten erlaubte diesen Leuten nicht, die Schande zu verschweigen, die aus einer solchen Beleidigung für ihn entsprang, und er selbst wurde auf das äußerste durch diese Nachricht aufgebracht. Da er indes nicht im Stande war, sich zu rächen, vorzüglich für ein von dem *Nan Banj*, d. i. dem *Pöbel aus Süden*, (so einen geringschätzigen Namen führen wir in diesem Lande) erlittenes Unrecht, so schien es nicht, daß er sich dagegen zu äußern wagte. Dies brachte die Jünglinge auf, sie giengen zu ihm und redten ihn ohngefähr so an: „Wir wären nicht würdig, deine Leibwache zu seyn, wenn du uns nicht erlaubst, auch deine Ehre zu rächen; wir wollen ihren Flek mit dem Blut des Beleidigers auslöschen, und nach deinem Befehl entweder sogleich das verbrecherische Haupt von seinem Körper trennen oder ihn dir lebendig herbringen, und dir selbst überlassen, ihn zu zerfleischen. Unserer sieben hier von deinen Leuten sind genug. Unsern wüthenden Eifer sol nicht das schäumende Meer aufhalten, nicht die Vestung, nicht die geharnischte Leibwache. Jene sind nur *Nan Banj*, wir aber das göttliche Geschlecht *Nifon sin*, d. i. *Japaner*, oder nach der Bedeutung, Menschen auf der Welt unter der Sonne.“ Da diese aufgebrachte Jünglinge nicht aufhörten, um die Erlaubnis, ihr Unternehmen auszuführen, dem Fürsten anzuliegen, so erhielten sie dieselbe endlich. Ihre kluge Kühnheit hatte auch einen glücklichen Ausgang. Sie kamen in ihrem Schiffe glücklich auf die Insel, wurden, um ihr Compliment abzulegen, zugelassen, zogen ihre Wurffspieße hervor, und führten denn den holländischen Befehlshaber am hellen Tage, mitten durch seine Wachen und in Gegenwart vieler Zuschauer, in ihren Kahn. Kein Soldat, kein Hausbedienter unterstand sich, diesen Leuten entgegen zu treten, die so ganz unerwartet und so kühn ihren Befehlshaber entführten, und die dem grauen Haupte desselben mit dem Schwerdte drohten, wenn Jemand ihnen denselben zu entreißen wägen sollte.

Man wird auch eine nie zu ermüdende Standhaftigkeit bei einer Nation nicht vermissen, welche Liebe, Has und Krieg bis auf die spätesten Nachkommen fortpflanzt, und nur durch die gänzliche Vertilgung der andern Parthei befriedigt werden kan. Noch trifft Japan von dem Morden des vorigen Jahrhunderts, mit dem die beiden feindlichen Familien *Feki* und *Gendsi* bis zu ihren spätesten Nachkommen gegen einander wütheten, da die letztern, welche Sieger waren, nicht eher die Waffen niederlegten, bis der Name der *Feki* ganz ausgerottet war. Denn izt sind aus diesem erlauchten Geschlecht nur noch einige wenige übrig, die sich auf die unzugänglichen Gebürge in der Provinz *Bongo* geflüchtet haben, wo sie, mehr Faunen als Menschen ähnlich, ihren Namen und alle menschliche Sitten vergessen haben, und in Hölen leben, wie man noch neulich erfahren hat.

Von auswärtigen Feinden ist der kriegerische Muth der Japaner weniger beschäftigt worden. Diese gros-

müthige und unbesiegte Nation ist von ihnen selten angefallen, niemals aber überwunden und fremde Gesetze anzunehmen gezwungen worden. Vor izt tausend Jahren unter der Regierung des Kaisers *Kwan Muu* schikte der Abgrund der Tartarei (die Griechen haben dem Lande diesen Namen gegeben wegen seines weiten Umfangs από τοῦ τάρταρου nicht vom Flusse) große Heere an das Japanische Ufer aus, ein Feind, der ganz unerwartet sich eindrang, und nicht so leicht wieder vertrieben werden konte. Denn so oft er auch durch wiederholte Niederlagen etwas geschwächt wurde, so wuste er sich doch immer wieder durch neue herübergekommene Truppen zu verstärken; und so dauerte bis in das funfzehnte Jahr (nach christlicher Zeitrechnung des J. 790.) eine ununterbrochne Folge vom Kriege und Schlachten fort, bis endlich in einer stürmischen Nacht (dies sind die eignen Wort der Japanischen Annalen) der größte der Götter *Quan non* oder *Quan wonj*, (der Briareus dieser Nation Πολυχειρ) mit seinen zahlreichen Händen (seiner großen Macht) die feindliche Flotte versenkte, und am folgenden Tage der durch diesen göttlichen Beistand ermunterte Japanische Held *Tamaramar* seine Truppen gegen die feindliche Macht führte, und da ihre Angelegenheiten in der grösten Verwirrung waren, und sie alle Hofnung des Siegs verloren hatten, sie in der Flucht einschloß, und dermaßen schlug und ganz vertilgte, daß auch nicht einer übrig blieb, der von der erlittenen Niederlage hätte Nachricht in sein Land bringen können.³ Mit gleicher Standhaftigkeit hielt Japan im J. 1281 unter der Regierung des *Goou-da*, den Angrif des wüthenden tatarischen Heerführers *Nooko* aus. Denn da dieser dem tatarischen Ueberwinder von *Sina Sji Su* auch die Herrschaft dieses Reiches erzwingen wolte, und mit 4000 Schiffen und 240,000 Bewafneten (die Sineser sagen 100,000) die Japanische Küste anfiel, so wurde er mit gleichem Glück gänzlich vertilgt.⁴ Niemals wurde *Japan* härter angefallen, niemals genos es triumphirender der Frucht eines großen Sieges als in diesen beiden Fällen. Und gewis wird niemals irgend eine Nachwelt erfahren, daß es diesem Volk im Kriege an Klugheit, Munterkeit, Ordnung und Gehorsam fehle, ohngeachtet der Ruhe und tiefen Stille, in welcher sich izt das Reich befindet, welche sonst die Gemüther der Menschen träg und unthätig zu machen pflegt. Die Japaner erhitzen sich beständig durch lebhafte Erinnerung an die großen Thaten ihrer Vorfahren, und erhalten dadurch ihren Muth und Tapferkeit beständig rege. Ich selbst habe es gehört, wie man schreiende Kinder mit kriegerischen Liedern besänftigte, wie man in den Schulen die lezten Briefe der Helden und (die hier auch in die Heldenklasse gezählt werden) der Selbstmörder den Knaben erklärte, sie dieselben auswendig lernen und zur Uebung schreiben lies, um ihnen so mit den ersten Kentnissen Verachtung des Todes und Tapferkeit einzuflößen. Auch ist bei Gastmahlen nicht ungewöhnlich, mit dem Becher in der Hand der alten Krieger Thaten zu singen, und sich noch mehr durch Verlangen nach Ruhm als den Geist des Getränks zu

erhitzen. Wenn daher nach des Reichs Sitte zuweilen durch ein auf den Bergen angezündetes Feuer den Bürgern eine Landsgefahr angekündigt oder durch gegebne Zeichen die Hülfe der kleinen Könige verlangt wird; so sieht man die Menschen sogleich in zahlreichen Haufen zusammenlaufen, und wohlbewafnet Jeder vor dem Fürsten seines Landes erscheinen, die Befehle desselben verlangen, und mit wet-eifernder Begierde seine Winke volziehen. Sie können dann (welches freilich ein Fehler) keinen Aufschub leiden, und die Jünglinge pflegen oft, durch feurige Ruhmbegierde angetrieben, noch vor dem Befehl zu handeln. Es fehlt ihnen auch nicht an bequemen Waffen, Pfeilen, mit denen sie den Feind von weitem, krummen Spießern und Dolchen, mit denen sie ihn in der Nähe anfallen. Die letztern sind besonders so scharf, daß sie mit einem leichten Hieb einen menschlichen Körper zertheilen können. Sie sind auch mit besondrer Kunst gemacht, daher es ehemals verboten war, sie außer Landes zu führen, oder an Fremde zu verkaufen, bey Lebensstrafe des Verkäufers und aller, die den Handel etwa hindern konten.

Außerdem ist die Nation ausnehmend hart und gewohnt, Arbeit zu ertragen, mit schlechten Waldkräutern, Meergras und Schildkröten ihren Hunger, mit Wasser ihren Durst zu stillen, mit nackten Füßen und Kopf einherzugehn; ohne Hemden, ohne weiche Kissen schlafen sie auf der Erde, und einem Holzklotz stat des Kopfküssens. Kalte Nächte können sie durchwachen. Uebrigens aber sind sie bei ihrer Kleidung, Körper, Sitten und Wohnung ausnehmend rein und niedlich.

Daher bin ich auch gar nicht der Meynung, daß die Japaner von den weichlichen Sinesern abstammen, und sicher kan dieses niemand glauben, der, uneingenommen von der Auktorität des ersten Reiseschreibers, im Lande selbst genauere Kenntnisse einzieht. Diese Nation hat ein tatarisches, aber gezähmtes und ausgebildetes Genie, ein tatarisches Blut, das aber mit sinesischem gemischt ist, wie ich in der Beschreibung von Japan noch weiter zeigen werde.

§. 3.

Eine Nation, die auf die Art durch Lage und Charakter gegen äußere Anfälle bevestigt und unüberwindlich gemacht ist, würde es indes doch vergebens versuchen, ihre Gäste und Feinde gleich streng einzuschränken, wenn sie nicht innerhalb ihrer eignen Gränzen zufrieden und glücklicher (als durch die Gemeinschaft der Fremden) leben könnte. Daß sie dieses könne, bekent die Nation selbst, seit sie die Thore ihres Landes verschlossen hat, und jeder von uns kan sich davon auch leicht überzeugen, wenn er nun noch die übrigen Vortheile dieses Landes erwägt. Denn es hat (welches gewis eine der ersten Glückseligkeiten ist) eine solche Lage, daß es weder von einer zu brennenden Hitze, noch einer eben so schädlichen Kälte leiden darf. Denn nirgend ist das Klima gelinder, und die Erde fruchtbarer, als in denen Ländern, welche zwischen dem 30 und 40sten Gr. der Breite liegen.

Aber es ist doch, könnte man einwerfen, ein unebnes, felsigtes, bergichtes und rauhes Land, das, wenn es sich allein überlassen wäre, nothwendig unfruchtbar seyn müßte. Aber dies ist gerade eine Wohlthat der Natur, daß die Fehler des Landes den Bewohnern Gelegenheit geben, ihre Tugenden, Fleis und Genügsamkeit zu üben. Nie wird man hier so harte Felsen, so hohe Gipfel der Berge finden, denen nicht unter diesem fruchtbaren Himmelsstriche der fleißige Ackerman durch Schweis und Arbeit einen jährlichen Tribut zu entlocken wüßte, oder, wenn sie gar nicht angebauet werden können, wo doch nicht das gemeine Volk, welches gar kein Ackerland hat und nie müßig ist, die Waldpflanzen und das von andern Nationen verachtete Unkraut zu samlen und zum Genus zuzubereiten wüßte. Ja sie wissen sogar die Wurzeln in Sümpfen, Wäldern und Wüsten, und das ganze Thier- und Pflanzenreich des Meers, Krebse, Schaalthiere, Schildkröten, und sogar auch giftige Fische, nicht nur bloß zur nothdürftigen Nahrung, sondern auch zum Nachtisch und zur Pracht auf den Tafeln der Großen zu gebrauchen. Die Natur, scheint es, hat es ihnen an keiner Art von Stoff mangeln lassen wollen, der ihre Tugend üben könnte, wo sie ihre gegen die Härte und Rauheit des Bodens einen harten Körper, gegen die Unfruchtbarkeit desselben einen erfindrischen Geist gegeben hat; und sie hat auf alle Art zu verhüten gesucht, daß ihre edlen Fähigkeiten nicht in schändlicher Trägheit verrosteten, dagegen die Schwarzen, welche zwischen den Wendekreisen leben, ein langweiliges Leben gleich dem trägen Vieh führen, da ihre Bäume sie mit freiwilliger Frucht umgeben. Man wird einwerfen, es sey doch immer ein unglückliches Land, das seine Bürger beständig eingeschlossen hält, und alle Gemeinschaft unter ihnen selbst so schwer macht, da es beinahe in eine unzählige Menge kleiner Inseln zerrissen und vertheilt ist. Aber auch hier ist wieder Wohlthat der Natur, welche hier gleichsam die ganze übrige Erde im Kleinen hat nachahmen wollen, und durch die Verschiedenheit der Lage und des Bodens dieser Länder auch eine Menge verschiedner Produkte hervorgebracht hat. Denn nichts kan wohl vermisst werden, das nicht eine dieser Provinzen und Inseln zum gemeinen Nutzen des Staates hervorbringt. *Osju, Sado, Syriga und Satzuma* haben Gold; *Kitamaj* und *Bengo Silber*; *Syriga, Atsingano* und *Kii no kuni Kupfer*; *Bungo Zinn*; *Bitsju Eisen*; *Tsikusen Steinkohlen*; *Ono Holzkohlen*; der feuerspeiende Berg *Jwogesima* giebt beständig Schwefel von sich, und außerdem wird er an verschiednen Orten in Substanz gefunden; die Provinz *Fisen* hat verschiedne Arten Thonerde, die auch zum Porcellain gebraucht wird. Aus *Tossa, Ofarra, Aki* wird Holz ausgeführt, aus *Nagatto Ochsen*, aus *Osjo* und *Satzuma Pferde*. *Cango* hat einen großen Ueberflus an *Reis, Tsikusen an Kastanien, Wakosa* an Feigen und allen Arten von Früchten. Die Ufer der Provinz *Oki* sind mit *Schaalthieren*, die von *Nisji Jamma* mit Meergras, die übrigen mit einer Menge mannichfaltiger Fische gesegnet. Ich übergehe die vielen Arten von Getraide, Ge-

müße und Pflanzen, die in Webereien verarbeitet werden, welche in mehrere Provinzen zugleich ausnehmend gut fortkommen, *Omru* hat *Perlen* in seinem Busen; *Rjuki*, *Satzuma*, *Kii no kuni Ambra* an seinem Ufer; *Tsugeru Kristal* und andre Edelgesteine. Auch darf man keine Arzneimittel aus fremden Ländern holen, da hier die tiefen Thäler, und die ausnehmend hohen Berge die Pflanzen der allerverschiedensten Klimate zugleich hervorbringen. Und da es dieser edlen Nation in keiner Art von Kunst an Stoff zur Verarbeitung innerhalb ihrer Gränzen fehlt, an der sie ihren Geist und Fleis üben konnte: so hat sie auch keiner fremden Lehrer bedurft, vielmehr alle Völker in Arbeiten der Hände und des Kopfes übertroffen, vorzüglich in Bearbeitung der verschiedenen Erze, des Goldes, Silbers und Kupfers. Ihre trefflichen Waffen beweisen genug, wie sehr die Japaner bei dem Eisen Härte und Glanz zu verbinden wissen. Das *Sawaas*, ein sehr kostbares künstliches Metal, das aus einer Mischung von Gold und Kupfer entsteht, und eine glänzend schwarze Oberfläche hat, wird von keiner andern Nation des Orients mit so vielem Verstand bearbeitet, vergoldet und zum Werth des allerfeinsten Goldes erhoben. Ihre seidne Zeuge haben eine Gleichheit und Feinheit der Fäden, die selbst den Sinesen unnachahmlich ist. Dieses ist besonders eine Wirkung der Arbeit der Japanischen Großen, welche oft ihrer Verbrechen wegen auf wüste Inseln verwiesen werden, wo sie dann ihren Geist und überflüssige Zeit auf die feinste Weberei wenden. Auch verfertigen die Japaner aus ihrem Reis einen viel edlern und bessern Wein, als die Sineser. Sie nennen ihn *Dsjaka*. Auch unter ihren Speisen sind diejenigen die besten, welche nur mit vaterländischen Gewürzen bereitet sind. Aus der Rinde des *Morus sylvestris* machen sie ein weit stärkeres und weißeres Papier, als die Sineser aus Rohr und Baumwolle. Und wer bewundert nicht den Glanz des Japanischen Firnisses in ihren Wohnungen, auf ihren Tischen und Hausgeräthen? Aller Fleis und Bemühung der Sineser und Tunkineser hat es in lakirten Arbeiten niemals zu der Vollkommenheit der Japanischen bringen können, weder in Absicht des Glanzes, noch der künstlichen Ueberziehung ihres Firnisses. *Siam* ist in dieser, so wie in allen andern Künsten, in einem ewigen trägen Schlummer begraben. Ich übergehe sehr viele andre Arbeiten, die theils zur Nothdurft des Lebens, theils zum Luxus gehören, und in verschiedenen Provinzen, aber nicht mit gleicher Geschicklichkeit in gleichem Werth und gleicher Menge verfertigt werden. Der gegenseitige Tausch aller dieser im Lande selbst hervorgebrachter Dinge mus natürlich die Handlung auf eine ausnehmende Weise beleben, und die mannichfaltigste Beschäftigung der Unterthanen hervorbringen. Daher giebt es so viele reiche blühende Handelsorte in allen Theilen des Reichs, so viele mit Schiffen beständig angefüllte Hafen. Man wird fast geneigt zu glauben, daß der Ocean an den Küsten und die Meerbusen zwischen den Inseln bewohnt seyen, so gros ist daselbst unaufhörlich der Zusammenlauf der Menschen und die

Durchkreuzung der Seegel. Die Japaner haben sowohl Schiffe zur Pracht als auch zum Gebrauch. Doch ist eine besondere Eigenschaft ihrer Schiffbaukunst merkwürdiger. Alle ihre Schiffe nemlich haben das Hintertheil unbedeckt, daher auf hohem Meer das Wasser sogleich in das Schiff tritt. Man erkennt leicht die Absicht dieser Einrichtung, es den Unterthanen beinahe unmöglich zu machen, aus ihrer Japanischen Welt zu entfliehen.

In Absicht der Wissenschaften und der Ausbildung des Geistes könnte man vielleicht einwerfen, daß doch den Japanern das Studium der Philosophie abgehe. Indes verbannen doch die Japaner ihre Philosophen nicht, aber müßige Betrachtungen verweisen sie in Klöster. Sie begnügen sich mit der einzigen Moral, der göttlichen Philosophie, welche sie, nach ihrem eigenen Bericht, dem großen Lehrer *Koo* oder *Koos* (welcher bei uns neuerlich den Namen Konfucius erhalten hat) verdanken, und von der man vorher glaubte, daß sie beinahe ein ganzes Jahrhundert später der griechische *Sokrates* vom Himmel geholt, und die Sterblichen zuerst gelehrt habe. Aber ich gestehe, daß den Japanern die Tonkunst abgeht, diejenige nämlich, welche auf feste Grundsätze gebauet ist; eben so kennen sie auch nicht die höhern Theile der Mathematik. Aber welche Nation der Erde, die Europäer ausgenommen, ist jemals in diese Heiligthümer eingedrungen? Wo ist jemals der menschliche Geist außer unsrer westlichen Welt zu einer solchen Aufklärung empor gestiegen? Eben so mus man auch von der seligmachenden Erkenntnis Gottes durch Christum denken. Man kan hiebei vielleicht noch eine andere Entschuldigung gebrauchen. Es mus nemlich einer so aufgeklärten Nation natürlich hart seyn, ihre uralte väterliche Religion zu verlassen, und dagegen eine ganz fremde, neue und dem ersten Anblik nach so ungläubliche Lehre anzunehmen, deren Gott zugleich Mensch, und sogar gekreuzigt ist. Schon vor einem Jahrhundert war die Fackel des Christenthums in diesem östlichen Theile der Erde angezündet, aber leider! wurde sie nach kurzer Zeit durch das Blut der Märtyrer wieder ausgelöscht; beides zuerst durch den lobenswürdigen Eifer, und nachher durch die Schuld der ehrwürdigen Väter von der Gesellschaft Jesu. Gewis würden diese unermüdeten Männer den christlichen Glauben glücklicher und dauerhafter gegründet haben, wenn sie nicht oft sich zu sehr auf den glücklichen Anfang und eigene gute Anschläge verlassen, in fremde Händel und gefährliche Unternehmungen gemischt, auch manchmal mit übereilter Ungeduld den gewünschten Ausgang einer Sache unvorsichtig zu beschleunigen gesucht hätten. Es ist unstreitig, daß keine heidnische Nation eine fremde Religion verdamt, oder ihre Lehrer vertreibt, wenn sie nicht von derselben irgend einen Nachtheil, besonders Gefahr für die öffentliche Ruhe erfahren hat. In Japan herrscht indes auch nicht der Atheismus; dies Reich hat vielmehr seine eigene Religion; jeder hat die Freiheit, seinen Gottesdienst auf seine eigene Art einzurichten, welche meistens sehr strenge ist. In der Aus-

übung der Tugend, in der Gottesfurcht und einem reinen Leben, in der Sorge für ihre Seelen, in der Büßung ihrer Sünden, und in dem Verlangen nach der ewigen Glückseligkeit, ist die Nacheiferung unter den Japanern weit größer, als unter den Christen.

Die Medicin kennen die Japaner besser als unsre Chirurgie. Indes ermüden ihre Aerzte den Kranken nicht mit einer großen Menge von Arzneien, sie suchen vielmehr allemal die Wurzel des Uebels (wofür sie allemal die Verstopfung halten) und die Materie des Schmerzes (welche sie verschlossene Winde nennen) durch äußere Mittel nämlich die Nadel und den Rauch zu vertilgen. Auch durch den Gebrauch der Bäder im Hause, deren sich die Japaner täglich zur Reinigung des Körpers bedienen, vertreiben sie eine unzählige Menge Krankheiten, ohne gerade die Absicht zu haben. Auch die auf das heftigste Gelähmten pflegen sie nach unsrer Weise in die Bäder zu schicken, die man im Reiche hin und wieder, und zwar von ausnehmender Wirksamkeit, findet.

Aber, wird man vielleicht einwerfen, Japan kent doch gewis nicht die heiligen Geheimnisse der Themis? Die unsrigen, denke ich, können sie nun wohl ganz ruhig entbehren, da durch ihren häufigen Mißbrauch die Unschuld mehr leidet als geschätzt wird. In Japan, und überhaupt in ganz Asien, ist der Weg der Gerechtigkeit kürzer. Man bringt hier nicht ganze Olympiaden damit hin, zu streiten und Schriften gegen einander zu wechseln, sondern wenn der Richter die Streitfrage gehörig gefaßt, die Zeugen von beiden Seiten abgehört, alle Umstände genau erwogen hat, so fällt er ein den Gesetzen gemäßes Urtheil, das durch keine zögernde Appellation aufgehoben, durch keine Gunst eines höhern Richters gemildert werden kan. Wenn bei dieser Kürze auch dann und wann gegen irgend einen Punkt des Rechts gefehlt werden sollte, so kan doch ein solcher Irthum niemals so viel Schaden bringen, als wir in Europa bei dem allerlegalsten Verfahren zu leiden plegen. Wie gros ist nicht hier die Verzögerung der Prozesse durch die vielen Exceptionen, Dilationen und die unzähligen Advokatenkünste. Erst nach Überwindung so vieler Schwierigkeiten kömt unsre Sache endlich an die sogenannte höchste Instanz, wo wir denn den Proces ganz von neuem wieder anfangen, und so sehr wir auch schon Geduld und Kosten angewandt haben, doch noch mehr gebrauchen, und aus der Charybd's in Scyllam geführt werden. Man darf aber sicher nicht glauben, daß Japan ohne Gesetze sey. Ein so wichtiger und blühender Staat, eine Nation, die so unruhig und so leicht in Bewegung zu bringen ist, wie das ihr benachbarte Meer, könte gewis nicht in so großer Ordnung und Ruhe erhalten werden, wenn es nicht durch den Zaum einer guten Verfassung und strenger Gesetze geschähe. Man wird dieses, ihre gute Einrichtung, und zugleich die Glückseligkeit der itzigen Regierung, einsehn, wenn ich nunmehr den Japanischen Staat, wie er dermalen, da das Reich geschlossen ist, verwaltet wird, und zugleich die ersten Veranlassungen und Gründe dieser Verschließung beschreiben werde.

§. 4.

Die alten Einwohner sind aus *Daats* oder der *Tatarei* in den alten Zeiten unter einem unbekanten Namen nach Japan gekommen, und daselbst lange der übrigen Welt verborgen gewesen, da sie als ein Fischessendes Volk in einem sehr rohen Zustande lebten. Endlich stiftete, gerade zu der Zeit des Romulus, der *Dsin Muu Tei*, ein Fürst, der an Klugheit und majestätischer Bildung seines Körpers alle Andre übertraf, die Japanische Monarchie, und erwarb seinem Namen den Ruhm, daß die Annalen und inländische Zeitrechnung mit ihm anfängt, da man die Thaten der übrigen Regenten und die ganze ältere Geschichte, wegen der wenigern Aufmerksamkeit, die man in jenen Zeiten auf die Bemerkungen der Begebenheiten wandte, übergehen mus. Die *Mikaddi* oder die unumschränkten Beherrscher dieser ihrer kleinen Welt (denn sie bildeten sich in der That ein, daß ihr Japan die ganze Welt ausmache) maßten sich bald eine abergläubisch verehrte und bald über die Menschheit erhabene Heiligkeit und Macht an. Diese brachte in den frühern unschuldigen Jahrhunderten allerdings gute Folgen hervor, nachher aber war sie dem Glück des Staats sehr zuwider. Diese Halbgötter leiteten ihr hohes Geschlecht in unmittelbarer erstgeborener Linie vom *Ten Dsio Dai Dsin* dem Jupiter oder höchsten Gott ihrer Welt ab. Nach dieser Idee ziemte es sich für sie nicht, ihre Unterthanen, die zugleich ihre Verehrer waren, auf eine andre, als höchstsanfte Art zu regieren; sie durften menschliche Dinge nur durch eine mittelbare, weltliche Thätigkeit, und alles, nach Art der Götter, gleichsam mit einem Wink regieren. Durch diese gelinde Regierung wurde in der Folge der Zeit die Macht des hohen Reichsadels immer unbeschränkter. Er unterstand sich nicht, nur die ihm von der höchsten Majestät anvertraute Provinzen für sich als Eigenthum zu behalten, sondern seine Begierde noch nach glänzenderm Glück wurde immer heftiger, und wie der Gebrauch der Waffen eingeführt war, erregte er häufige innere Bewegungen und fieng an, die Benachbarten zu bekriegen. Dadurch wurde ein gegenseitiger Haß in den Gemüthern tief eingewurzelt, dadurch wurden so viele Bürger niedergemetzelt, und die Erbitterung wurde erst in der späten Nachkommenschaft durch das Blut der unterdrückten Parthei gänzlich getilgt.

Um indes die ehrsüchtigen Unternehmungen des Adels so viel möglich einzuschränken, wurde als *Seogün* d. i. höchster Anführer, der älteste königliche Sohn, und künftiger Thronfolger mit einer Armee ausgesandt, und hiemit zeigte sich zuerst ein gewisser weltlicher Glanz der höchsten Gewalt. Dieser nahm in der Folge so sehr zu, daß fünf Jahrhunderte hernach *Joritomo*, weil er nicht die höchste oberpäpstliche Würde erhalten konnte, den weltlich-kaiserlichen Titel annahm, und als ein solcher zuerst angeführt zu werden pflegt. Diese weltliche Kaiser besaßen indeß noch immer keine eigene sondern eine erborgte Gewalt, und glänzten gleichsam nur von dem zurückfallenden Lichte der Majestät ihrer Väter, bis endlich im

Anfang dieses (siebenzehnten) Jahrhunderts, ein gleichfalls als General ausgesandter jüngerer Prinz in der weltlichen Regierung sich eine eigne von dem päpstlichen Hofe gar nicht abhängige Gewalt anmaßte. Er bewirkte eine völlige Scheidung der höchsten Majestätsrechte, eine Sache von ausnehmender Wichtigkeit, die aber jetzt gut genug vorbereitet war, und also nicht viele Arbeit erforderte. Er entzog dem heiligen Thron seiner Vorfahren, den er selbst zu besteigen, seiner jüngern Geburt wegen, nie hoffen konnte, alle weltliche Gewalt, da er die Armee ganz seiner Willkühr unterwarf; lies aber die Gewalt in geistlichen Dingen dem Kaiser ganz ungemindert, deren er noch jetzt genießt, als der ächte Nachfolger der Götter angesehen, und zunächst nach ihnen vom Volke verehrt wird.

Dieser glückliche Ausgang eines kühnen Anschlags war dem ihn unternehmenden Sohn nicht so vortheilhaft, als dem Reiche selbst, in welchem hiedurch der Grund zu einer neuen Regierungsform, und zu einer bessern Bildung der Nation gelegt wurde. Der Räuber selbst konnte die weltliche Krone, die er dem heiligen Haupte entrissen hatte, nicht auf dem seinigen erhalten. Lange wurde um dieselbe von vielen Nebenbuhlern eifrigst gekämpft, endlich errang sie sich *Fidejos*, ein Held von ganz unvergleichlicher Tapferkeit und Klugheit. Er hatte aus dem niedrigsten Stande bis zu diesem Gipfel der Hoheit sich emporgeschwungen, um das Jahr 1583, und erhielt nachher den Namen *Taico*. Er hatte Geist, Fähigkeiten, Neigungen, Wünsche und die ganze Lage der Fürsten und des Volks auf das genaueste erforscht, und da bemerkte sein scharfer Blick bald, daß er nie einen dauerhaften Besitz des Reichs hoffen könne, wenn er ihn nicht auf den ganz entkräfteten Ehrgeiz und die völlig unterdrückte Freyheit der kleinen Könige gründete. Diese Unternehmung war ausnehmend wichtig und völlig neu für diesen östlichsten Erdtheil, die aber doch ihm, zum ewigen Ruhm seines Namens, vorbehalten war. Sie wurde ihm erleichtert, da er schon manche dieser kleinen Beherrscher unterdrückt hatte, manche durch die langwierigen Kriege unter sich entkräftet waren. Die Uebrigen aber mußten nun noch durch List oder Gewalt bezwungen werden.

Die heiligen Monarchen Japans hatten vier Jahrhunderte umsonst sich bemühet, die übermüthige Gewalt ihrer Landesfürsten zu bändigen. Aber was sie durch die Gewalt und ihre eigne Söhne, die Anführer ihrer Heere waren, nicht vermochten, das brachte *Taico* in fünf bis zehn Jahren nicht sowohl durch Macht als durch Klugheit und Benutzung günstiger Umstände, die seine Zeit ihm darbot, zu Stande. Er bekriegte *Corra* und entfernte dadurch die durch die bürgerlichen Kriege noch nicht genug geschwächten Großen aus ihrem Vaterlande und Gebiete. Und nun, da diese jenseits des Meers durch die tatarischen Heere hinlänglich beschäftigt waren, befestigte *Taico* zu Hause, wo ihm Niemand mehr widerstand, seine Herrschaft. Da er hierin weit glücklicher war, als in seinen Unternehmungen auf feindlichem Boden, so faste er nach ei-

niger Zeit den klugen Entschlus, seine kleinen Könige aus dem Lager wieder abzurufen. Diese waren nun des Ungemachs, das sie unter fremdem Himmel erdulden mußten, überdrüssig, ihr häusliches Vermögen war erschöpft, ihr Muth und zum Aufruhr geneigter Sinn gebändigt; sie sehnten sich alle endlich wieder einmal der Ruhe im Vaterlande zu genießen. Bey solchen Gesinnungen hoffte *Taico*, daß er diese Fürsten leicht überreden würde, künftig ihre Gemahlinnen und Kinder seiner Residenz anzuvertrauen, die er unterdeß wohl befestiget und mit vielen schönen Pallästen geschmückt hatte. Er gebrauchte natürlich den Vorwand größerer Sicherheit für sie, auf die man jetzt mehr wie ehemals Rücksicht nehmen müsse. Sie selbst sollten sich wieder auf ihre Güter begeben, und jährlich zu gewissen Zeiten ihre Familien am Hofe und zugleich den Kaiser besuchen. Diese kluge Einrichtung brachte eine völlige Umänderung der bisherigen Regierungsform hervor, und war für die Gewalt der kleinen Fürsten tödtlich. Er bekam nämlich ihre Familien zu beständigen Geisseln ihrer Treue, die sie noch überdem selbst jährlich durch die abgelegte Huldigung von neuen bekräftigen mußten. Gewis ist dieses ein ausserordentliches Beyspiel, da so stolze und erhabene Fürsten durch einen aus dem untersten Volk emporgeschwungenen Held gänzlich unterworfen sind.

Da diese der allgemeinen Sicherheit des Staats und besonders der höchsten Regenten nachtheilige Gewalt der kleinen Könige also gehörig beschränkt war, hielt man es gut, auch die den Staaten so gefährliche ausgelassene Freyheit des Volks, dieses vielköpfige Ungeheuer, zu bändigen. Die neu entstandne Majestät mußte gegen die aufrührischen Gesinnungen der Unterthanen durch neue Gesetze bevestigt werden. Sie wurden dem Genius dieses Himmelsstriches und Volkes gemäß eingerichtet, und wie ehemals des atheniensischen Draco Gesetze, nicht mit Dinte, sondern mit Blute geschrieben. Diese Härte besteht aber nicht darin, daß sie etwas verlangen, das über das Vermögen der Unterthanen gienge, oder sich nicht auf die Wohlfahrt und jetzige Verfassung des Staats gründete, auch sind sie nicht im Geiste des Dionysius so hochgehungen, daß sie nicht gelesen werden könnten, um Unschuldige ins Verderben zu bringen. Ihre Strenge liegt darinn, daß alle Vergehungen gegen die Kaiserlichen Gesetze, mit keiner Geld- oder Leibesstrafe, sondern einzig und allein mit dem Blut des Verbrechers ausgesöhnt werden können, ohne daß jemals irgend eine Nachsicht oder Milderung möglich ist. Hievon sind bloß die Großen des Reichs ausgenommen, welche auf wüste Inseln verwiesen werden, oder sich selbst entleiben müssen. Durch solche Gesetze können nur die Einwohner dieses Landes gebändigt werden, wo man es für äusserst nachtheilig und ungerecht hält, (und gewis nicht ohne Grund) nur die Armen zu strafen, und den Reichen die Uebertretung der Gesetze nachzusehen. Ich habe auf meinen Reisen die Kürze und Einfalt in den aufgehängten Gesetztafeln, (durch die aller Orten den Unterthanen ihre Pflichten

vorgehalten werden) bewundert. Man findet in denselben nie eine Ursache oder Veranlassung des neuen Gesetzes, nie einen Beweggrund oder Zweck des Gesetzgebers angegeben, nie irgend eine Beschaffenheit der Strafe bestimmt. Man glaubt hier, daß der erhabenen Größe des höchsten Regenten auch nur Kaiserliche Kürze in den Befehlen würdig sey; daß es genug sey, wenn derjenige Ursache und Absicht des Gesetzes wisse, an dessen Weisheit im Urtheilen man ohne Staatsverbrechen nicht zweifeln darf. Und da für alle Verbrechen immer eine gleich strenge Strafe ist, so kann sie den Eingebornen niemals unbekannt seyn, niemals zu hart scheinen, da diese die Vergehungen bloß in die Uebertretung des Gesetzes, nicht in einen höhern oder geringern Grad von Bosheit setzen. Allerdings können auch die ungebändigsten und so verschieden denkenden Unterthanen, welche so sehr von einander entfernte Provinzen bewohnen, und besonders die halsstarrigen und herrschsüchtigen Landesfürsten, nicht wohl anders als mit einem harten Zepter im Zaum gehalten werden, so wie dieses auch der Großfürst *Johannes Basilides* von seinen Russen zu sagen pflegte. Die Großen dieses Reichs können natürlich ihren ehemaligen Glanz nicht leicht vergessen, sondern werden durch immer regen Freyheitsgeist angetrieben, sich wieder in die alte Unabhängigkeit emporzuschwingen, und das Volk würde ihnen gern anhängen und auf einer oder andren Seite Parthey nehmen, wenn seine Freyheit nicht so strenge beschränkt wäre.

Nachdem *Taico*, der weiseste Kaiser von Japan, auf diese Art seine neuen Einrichtungen zum Theil selbst zu Stande gebracht, zum Theil ihre Ausführung seinen Nachfolgern anbefohlen hatte, starb er im Jahr der christlichen Zeitrechnung 1598, und erhielt nach seinem Tode den Namen *Ssin Fatziman*, d. i. der *neue Fatziman* oder *Mars*. Eben so glücklich für den Staat war die Regierung seines Nachfolgers *Ongosjo*, der im Namen des sechsjährigen Sohnes des *Taico*, *Fide Juri*, als Vormund regierte, bald den Namen *Jjejos* und nach dem Tod *Gongini* erhielt, und aus dem berühmten Geschlecht *Tokegava* abstammte. Dessen Nachfolger haben bis auf unsre Zeiten den Reichscepter mit gerechter Hand, strengen Gesetzen, und einem sehr glücklichen Erfolg geführt. Ihre Kunst besteht besonders darinn, die kleinen Könige in gehöriger Unterwürfigkeit zu halten, und jedes einzelnen Kräfte nach den Umständen zu beschränken, und sie nicht durch Unterdrückung der Waffen, oder durch gar zu starke Auflagen zu unterdrücken, sondern durch Menschlichkeit und Wohlthaten zu gewinnen, und sich zu verpflichten. Sie nehmen, wenn sie gehen, sie erschöpfen, wenn sie gnädig anblicken, sie belästigen, wenn sie Aemter ertheilen, sie unterdrücken, wenn sie mit Titeln und Würden adeln. Sie verbinden durch mannigfaltige lästige Arten von Gnadenbezeugungen die Großen zum Gehorsam, und verleiten sie auch die Einkünfte ihrer Provinzen aufzuwenden, die ihnen sonst Vermögen und Lust geben könnten, bürgerliche Unruhen anzufangen. Der aus-

nehmende und angeborne Stolz dieser Nation macht es bey den Grossen nothwendig, den Ehrenstellen, die ihnen der Kaiser giebt, durch prächtigen Aufwand zu entsprechen, den sie in dem Glanze ihres ganzen Haushalts, in der Menge ihrer Bedienten, und in dem schimmernden Aufzug bey ihrer jährlichen Hofreise zu beweisen suchen, um gleichsam ihren Ehrgeiz mit dem Schatten der Macht, die sie ehemals besaßen, zu befriedigen. Auch wissen die Kaiser mit ganz ausnehmend schlauer Kunst die kleinen Könige von allen engern Verbindungen unter sich, von Zusammenkünften zu gemeinschaftlichen Berathschlagungen abzuhalten; die innersten Geheimnisse aller ihrer Berathschlagungen und häuslichen Angelegenheiten zu erforschen; Haß und Neigung, so wie sie es ihrem Interesse dienlich finden, bald anzuflammen, bald zu tilgen. Die Einkünfte, Arbeiten und Unternehmungen jedes Bedienten sind ihrem scharfsichtigen, Alles übersehenden Geiste nie verborgen, diese Geschichte, die Absichten und Denkart der Gouverneurs, das Verfahren und die Urtheile der Gerichte. Alles ist den japanischen Regenten bekannt.

Durch diese Mittel glaubten sie es dahin gebracht zu haben, daß im Inneren des Landes nicht leicht Aufruhr und Unruhen entstehen würden; und dachten nun darauf, auch ähnliche Uebel, die ihnen außerhalb ihres Reichs entstehen könnten, zu verhindern.

Diese wirklich unüberwindlichen Monarchen wandten daher alle mögliche Bemühungen an, um die Glückseligkeit ihres errichteten Staats vollständig zu machen, die eingeführte Ruhe und die einmal beliebte Verfassung auf ewige Zeiten zu bevestigen, damit auch die späteste Nachwelt ihnen keine Versäumnung oder Nachlässigkeit solte Schuld geben können, durch die gemeinlich die Staaten untergehn, obgleich die Politiker oft den Fehler des ersten Stüfters mit einem schädlichen Einfluß des Himmels oder einer fatalen Periode für die Staaten zu entschuldigen pflegen. Deshalb wurden zuerst die fremden Sitten einer strengen Prüfung unterworfen, die theils von den Bürgern aus fernen Ländern geholt, theils ihnen von den Fremden zugeführt waren.

Alle ausländische Vergnügungen an Gastmahlen und Kleidern, Spielkarten, Würfel, wie auch die Zweykämpfe wurden für eine Pest der Tugend und der bey einem Bürger dieses Reichs nothwendigen Enthaltbarkeit gehalten. Auch die neue eingeführte christliche Lehre entgieng dem strengen Verbannungsurtheile nicht, man erklärte sie der Regierungsform, der bürgerlichen und religiösen Einigkeit zuwider, durch die alle Einwohner Japans zu Verehrung der väterlichen Götter und des heiligen *Mikaddo* verbunden sind. Man glaubte, daß öftere Reisen der Bürger in fremde Länder, und der Fremden in dieses Reich einen neuen, für diesen Himmelsstrich nicht passenden Geist einführen, und dem ganzen Staat nachtheilig werden könnten. Der fremde Himmel war nun einmal, nach der Meynung der Japaner, an allem Uebel schuld, das hier noch überblieben war, oder je in irgend einer Zukunft gefürchtet werden konnte.

Vergebens, dachte man, werde man sich beeifern, den kranken Körper zu heilen, und, wenn man nicht das von einem schädlichen Krebs angegriffene Glied ganz abnähme, vergebens das Uebel, ohne gänzliche Verstopfung seiner Quelle, ableiten wollen.

So musste also das Reich ganz verschlossen, auf immer und ewig verschlossen, und von jedem Fremdling gereinigt werden. Dieß war, der Regierungsform und dem Himmelsstrich dieses Landes gemäß, dies war für das Wohl der Nation und die Sicherheit des höchsten Regenten gleich nothwendig. Daher gab der erhabenste Kaiser mit dem erleuchteten Reichsrathe das heilsame, ewig verbindliche und für jede Nachkommenschaft unverletzliche Gebot: *Japan sol geschlossen seyn.*

Unter allen Fremdlingen hatte sich keine tiefer, aber auch keine, wie man glaubte, schädlicher für das Reich, hier eingewurzelt, als die Portugiesen, eine Nation, die in Absicht ihres stolzen Geistes, viel Aehnlichkeit mit den Japanern hatte. Im Jahr 1543 kamen die Portugiesen zuerst nach diesem Colchis, und wurden durch die Liebe zu seinem güldnen Fließ bald begierig, sich hier feste niederzulassen. Sie wussten auch in kurzer Zeit durch ihre neuen Waaren, neue Religion und Verbindungen, einen Theil des Volks sich ganz ergeben zu machen, und, im stolzen Muth auf ihr Glück, giengen sie bald so weit, auf Veränderung der Staatsverfassung und schädliche Unternehmungen gegen das regierende Haus zu denken. Dieses wurde bekannt, und verschiedene Umstände traten zusammen, welche ihren Untergang beförderten. Die Holländer, welche damals Feinde der Portugiesen, und neidische Nebenbuhler ihres Gewinns waren, hatten in der Gegend vom Vorgebürge der guten Hoffnung einen Brief aufgefangen, der vol verrätherischer Absichten war, und ihn dem Kaiser überliefert; ein ähnlicher war von den Japanern selbst zu Canton in Sina aufgefangen worden. Der erste Reichsrath beklagte sich zu gleicher Zeit über den unerträglichen Stolz dieser Fremdlinge, da ihm ein jesuitischer Bischof begegnet war, und ihn nicht auf die landesübliche Art begrüßet hatte. Der ausnehmende Gewinn im Handel, der nur auf Betrug der nach fremden Dingen begierigen Japaner sich gründete, fiel immer stärker in die Augen, die ausnehmende Einmüthigkeit und feste Verbindung der neuen Christen, ihr Haß gegen die alten väterlichen Götter und ihr halsstarrer Eifer, den neuen Glauben zu vertheidigen, erregte verdachtvolle Aufmerksamkeit. Man fieng an einen Aufruhr zu fürchten, wenn nicht die Kaiser, die so viele innere Unruhen gedämpft, und den rebellischen Geist der Fürsten mit so unsäglicher Arbeit und so vielem vaterländischem Blut niedergedrückt hatten, auch diesen fremden Zunder bald tilgen könnten.

Taico fieng diese Unternehmung langsam an, hinterlies aber die Vollendung seinen Nachfolgern. Diese befahlen nun bey Strafe des Kreuzes, daß die Portugiesen mit ihrer Geistlichkeit und allen japanischen Verwandten aus dem Reiche wandern, die Eingebornen nie das Reich verlassen, die jetzt Verreisten bin-

nen einer gewissen Zeit sich wieder einstellen, und wenn sie später kämen, das Leben verwirkt haben, und die neuen Christen, den Namen, das Zeichen und die Lehre des Gekreuzigten feyerlichst verläugnen sollten. Diese Gesetze konten nicht ohne viele Schwierigkeiten in Ausübung gebracht werden. Noch mehr Christenblut wurde jetzt zur Bevestigung des Kaiserlichen Throns vergossen, als ehemals heidnisches zu Gründung desselben. Denn da man die Christen nicht mit Gründen widerlegen konnte, so gebrauchte man Schwerdt und Strick und Feuer, um sie zu überzeugen. Aber nichts konnte den frommen Eifer der Neubekehrten unterdrücken. Er überwand alle Schmach und Kreuzigung, bestand in jedem Märtyrthum, und legte, zur ewigen Beschämung des Heydenthums, die bewundernswürdigsten Beweise der Standhaftigkeit zur Ehre des Glaubens ab. Vierzig Jahre währte die schreckliche Tragödie dieser Ausrottung, bis endlich der nach Christenblut dürstende Kaiser *Jjemitz*, nach dem Tode *Teijejin* genant, ein Sohn und Nachfolger des *Fide Tadda*, nach dem Tode *Teito quini*, ein Enkel des *Jjeja*, die letzten heiligen Ueberbleibsel der Christen an einem Tage dem Tode übergab. Sieben und dreyßigtausend Christen hatten aus Verzweiflung, um ihr Leben noch so lange als möglich zu retten, sich in dem festen Schloß *Simabare*, in dem Meerbusen der Provinz *Arima*, versamlet. Drei Monate hielt ihre Verzweiflung die Belagerung aus, endlich am 28ten Tage des zweiten Monats der Periode *Quanje*, (d. i. den 12ten April 1638) mussten sie sich ergeben, wie dieses die japanischen Annalen *Nen Dai ki O Dai Ki*, und die japanische Geschichte des christlichen Aufstandes *Simabara Gasen* melden. Mit dem ihrigen war das letzte christliche Blut geflossen, und nun hatte endlich gegen das Jahr 1640 dieses lange Schlachten von Menschen ein Ende; Japan war endlich ganz von Fremden gereinigt, und alle seine Thore, Gränzen und Ufer wurden geschlossen. Nicht einmal das Völkerrecht konte die Portugiesischen Gesandten, die in eben dem Jahr aus *Macao* hieher kamen, retten. Sie und alle ihre Gefährten, zusammen ein und sechzig Personen, wurden öffentlich hingerichtet, und nur einige Bedienten zurückgesandt, um zu melden, was sie gesehn hatten.

Die erlauchte Holländische Compagnie hat, vom ersten Jahre dieses siebzehnten Jahrhunderts an, Japan befahren lassen. Es wäre unbillig gewesen, auch uns, die wir so lange Zeit her unsre Treue für die Landesregierung, sowohl gegen die erklärten Reichsfeinde, die Portugiesen, als gegen die aufrührischen Unterthanen zu *Arima* bewiesen hatten, auch uns, sag ich, eben so hart, wie andre Fremdlinge zu behandeln, da wir auch noch überdem Kaiserliche Freybriefe hatten, einen vom *Jjeja* vom J. 1611, einen vom *Fide Tadda*, vom J. 1616, die uns eine völlige Handelsfreyheit sicherten. Man faste den Entschluß, die Holländer nicht ganz auszuschließen, und nicht ganz frey zuzulassen, sondern sie allein aus der ganzen übrigen Welt jenseit des Meers, als die einzigen Unterhändler zwischen dieser und Japan, bezubehalten, aber zugleich sie

wie Gefangne zu bewahren, durch die scharfsichtigsten Wächter von aller Gemeinschaft mit den Eingebornen abzuhalten. Man brachte also die Holländer in eben das Gefängnis, das vorher für die Portugiesen erbaut war, erlaubte ihnen aber, als die einzige Belohnung der Gefangenschaft, zu der man sie verdamte, jährlich für 500,000 Unzen Waaren zu verkaufen. Man darf aber gar nicht glauben, daß Japan die von den Holländern eingeführte Waaren nicht entbehren könne. Hier werden in einer Woche mehr Kleider verbraucht, als wir im ganzen Jahre seidne und andre Zeuge einführen können. Und die übrigen Waaren, als *Catsju*, *Camphor* von *Barros*, *Putsju* oder *costus* und Gewürze dienen nur dem Luxus.

Auch hielt man billig, die *Sinesische Nation* von dem neuen Gesetz auszunehmen, da sie die ältesten Japaner zuerst gebildet, und die Nachahmung ihres Beyspiels dieses Reich zu solchem Glanz emporgehoben hatte. Doch darf auch diese Nation nirgend anders als in *Nangasacki* anlanden und Handlung treiben. Anfangs lies man alle frey zu, die entweder aus *Sina* selbst oder den verschiedenen Theilen von *Indien* (wo die *Sineser* sich aufhalten) hieher kamen, bis einige derselben, welche die christliche Lehre angenommen hatten, dieselbe von neuem auszubreiten, und unter den *sinesischen* Büchern, welche jährlich hieher gebracht werden, auch einige von unsrer Religion heimlich einführten, die für die Wohlfarth des Staats äußerst nachtheilig gehalten wurde, und nur neuerlich erst mit so vieler Unruhe und Märtyrerblut vertilgt war. Da dieser religiöse Schleichhandel entdeckt wurde, verdamte man die *Sineser* zu gleichem Schicksal mit den *Holländern*, welches jetzt mit noch mehr Schimpf gemischt ist, wie das unsrige, da sie dem erniedrigenden Unrecht nicht so edel wie wir sich zu widersetzen wagen, welches durch die Verschiedenheit der innern Verfassung ihres und unsers Handels entsteht. Alle *Sineser* nämlich führen zwar einen Namen, aber sie sind Einwohner verschiedner Provinzen, und Nebenbuhler in Absicht des Handels. Die Begierde des Gewins befeuert sie also, sich durch geduldige Ertragung aller möglichen Beschimpfung einer vor dem andern auszuzeichnen.

§. 5.

Da auf diese Art das Reich auf ewig verschlossen ist, so finden nun die Kaiser in ihrer Macht und ihren Absichten keine Gränze und Hindernis mehr. Die Ehrfurcht der Landesfürsten ist niedergedrückt, die Halsstarrigkeit der Unterthanen gebändigt, die Unternehmungen und Einflüsse fremder Nationen abgeleitet. Sie können also izt alle Städte, Dörfer und Distrikte, alle Arten von Gesellschaften und Kollegien, ja selbst die Zünfte der Handwerker in einer solchen strengen Ordnung halten, die in einem offenen Lande schlechterdings nicht nachzuahmen ist. Sie können die Gewohnheiten des Landes nach Gefallen einschränken, andre an ihre Stelle setzen, ihre Arbeiten bestimmen und einschränken, durch Lob und Belohnung die Bürger zu Erfindungen in den Künsten anreizen, über-

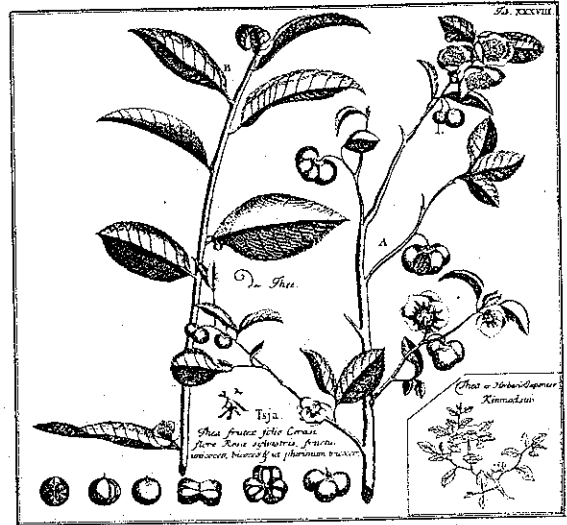


Abb. 26 „Tsja.“ Abbildung in der Dohmschen Kaempfer-Ausgabe 1777/79.

haupt aber alle Bürger, durch die Aufseher, mit denen sie unaufhörlich umgeben sind, zur strengen Unterwürfigkeit, Fleis und ehrbaren Leben anhalten, und das ganze Land gleichsam in eine Schule der Höflichkeit verwandeln. So hat dieses erhabene Kaiserliche Haus die Glückseligkeit der alten Zeiten wieder hervorgebracht, da es, vor allem innern Aufstande gesichert, stolz auf die Vortreflichkeit seines Reichs und die unüberwindliche Stärke seiner Bürger ist, und also den Neid aller übrigen Nationen der Erde verachten kan. Denn wen in der Welt hat Japan zu fürchten, außer den ewigen Gott? Alle umliegende Inseln, *Liquejo*, *Jedso*, *Coräa*, sind ihm unterworfen. Auch darf es *Sina*, obgleich ein Reich von unermeslichem Umfang, nicht fürchten, sondern kan ihm vielmehr Furcht einflößen. Denn die *Sineser* sind schwach und weichlich, und ihr Ueberwinder, der Kaiser, aus tatarischem Stam, hat schon so viele und unterschiedne Länder und Nationen zu regieren, daß er wohl niemals seine Eroberungen bis nach Japan ausdehnen wird. Der izt regierende Monarch *Tsinojos*, (ein Sohn des *Sjetzna*, der nach dem Tode *Genjujiin* genant wurde, und ein Enkel des *Teitoquini*) ist ein großer und vortrefflicher Herr, Erbe der väterlichen Tugend, zugleich strenger Beobachter der Gesetze und sehr gnädig gegen seine Unterthanen. Er ist von früher Jugend an in der Lehre des Konfucius erzogen, und führt den Zepter, so wie es seinem Volk und Lande angemessen ist. Unter ihm leben alle Bürger in der vollkommensten Eintracht, ehren alle ihre Götter, gehorchen den Gesetzen, folgen ihren Obern, beweisen ihres Gleichen Höflichkeit und Liebe. Dies Volk übertrifft alle andre der Welt an Sitten, Tugend, Künsten und feinem Betragen, und ist ausnehmend glücklich durch seinen innern Handel, seinen fruchtbaren Boden, seinen gesunden und starken Körper, seine muthige Seele, seinen Ueberflus an allen Bedürfnissen des Lebens, seine ununterbrochne innere Ruhe. Gewis, wenn ein Bürger Japans seinen itzigen Zustand mit der ehmaligen Freiheit vergleicht, oder auch in die

entfernteste Geschichte seines Vaterlandes zurückgeht; so wird er keinen Zeitpunkt finden, in dem es sich glücklicher befunden hätte, als izzt, da es durch den höchsten Willen eines Regenten regiert, und von der Gemeinschaft mit der ganzen übrigen Welt abgeschnitten und völlig verschlossen ist.

[Die folgenden Anmerkungen stammen von Dohm, dessen „Nacherinnerungen“ zu Kaempfers berühmtem Essay wir II, 652 abdrucken.]

1) Diese Abhandlung befindet sich in den *Amoen. exot. Fasc. II, Rel. 14. p. 478. etc.*

2) Diese und andre Beschreibungen von der Größe und Bevölkerung Japanischer Städte scheinen fast übertrieben. Nur denn wird man die Sache einigermaßen begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß die Dörfer fast ganz ununterbrochen an einanderhängen, und also meilenlange Straßen bilden; welches denn besonders in der Nähe von Jedo der Fal ist; wo alle umliegende Dörfer, nach und nach vereinigt, ihre besondern Namen verloren haben, und Theile dieser ungeheuern Stadt geworden sind.

3) Kämpfer hat dieses tatarischen Einfals schon oben (Band I. p. 211.) erwähnt, doch dort nicht des göttlichen Beistandes des Quannon; auch setzt er hier die gänzliche Vertilgung dieser Feinde ins 15te, an jener Stelle ins 18te Jahr nach ihrer Ankunft.

4) S. oben B. I. p. 226 und 227.

V. Geschichte des Japanischen Thees¹.

Vermuthlich werden viele glauben, daß ich hier eine schon gethane Arbeit übernehme, wenn ich eine Geschichte des Thees gebe. Der berühmte *Ten Rhyn* nemlich, (mein verehrungswürdiger Freund und Vorgänger in der Stelle zu Nangasacki) hat schon eine sehr umständliche und genaue Geschichte des Thees geliefert, und der gelehrte *Breyn in Appendice Centuriae Exot.* sie bekant gemacht. Da aber dieser sonst so sorgfältige Beobachter sich kürzre Zeit in diesem Reich aufgehalten hat, und weit eingeschränkter war, als ich, so hat er Manches vorbeigelassen, das doch ausnehmend wissenswürdig war, und zur genauern Richtigkeit der Materie gehörte. Ich habe es daher der Mühe werth geachtet, das von ihm Uebergangene nachzuholen, und die ganze Geschichte kurz zu wiederholen.

§. 1.

Tsia – *Thea frutex folio cerasi flore rosae sylvestris, fructu unicocco, bicocco & ut plurimum tricocco.* Der Thee ist ein Staudengewächs, welches langsam Mannes Länge erreicht. Die *Wurzel* ist unordentlich getheilt, holzig und außen schwarz; der *Stam* von unten auf mit Aesten beladen, deren zahlreiche Schossen und Sprößlinge sich ohne Ordnung verbreiten. Es dekt ihn eine schwache, dünne, trokne, helbraune, unterwärts grau und ganz oben grasgrüne *Rinde*. Das *Holz* hat ziemlich harte Fasern, und enthält ein gar dünnes fest angewachsenes *Mark*. Die Blätter bleiben auf sehr kurzen, nach keiner Ordnung zerstreuten, fleischichten *Stielen* beständig grünend sitzen, und gleichen an Gestalt Gewebe, Farbe und Größe den sauren Garten-Kirschblättern, doch so, daß die jüngsten, die man einsammelt, vielléicht mit den Blättern

des *Evonymus vulg. rub. gran.* noch genauere Uebereinstimmungen, ausgenommen in der Farbe, haben. Im Herbste kommen einzeln auch paarweise zwischen jedem Blatstiel und Zweige die Blüthen hervor, fast wie wilde Rosen geformt, über einen Zol im Durchschnitt, doch nie ganz ausgestaltet, von schwachem Wohlgeruch, weis, und sechsblättricht mit runden hohlen Blättern. Die Blumenstiele sind einen halben Zol lang, almählig oberwärts dicker und ein Ende mit einer unbestimmten Anzahl von mehrentheils fünf oder sechs kleinen runden Schuppen stat Blumenkelchs versehen. Nach der Blüthe entsteht eine Menge einzelner gepaarter, meistens aber, wie beim *Ricinus*, dreifacher *Früchte*. Es wachsen nemlich drei kugelförmige *Knöpfe* wie wilde Pflaumen gros oben auf dem *Stiel* zusammen, und sind, wo sie einander berühren, wie Küssen eingedrückt. Jedes Knöpfgen enthält seine eigne *Nus*, in einem erst grünen, dann ins schwarze reifenden Saamengehäuse, das außen glanzlos, fet, häutig und etwas holzig ist, und oben, nachdem es lange auf der Staude gesessen, einen Spalt bekommt, wodurch man die Nus sehen kan. Die Nus ist beinahe kugelförmig, nur an der Seite, wo sie anliegt, etwas eingedrückt. Jhr Häutgen ist hart, dün, glänzend, rothbraun oder vollkommen kastanienfarbig; nach Abzug dessen ein röthlicher *Kern* zum Vorschein komt, der zur Härte und dem öligten Wesen einer Haselnus reift, zuerst einen Faden süßlichten, gleich darauf aber, wie Levcojen Saamen, einen sehr bittern, unleidlichen Geschmack zurückläst, welcher viel Speichel zieht, und im Schlunde eine doch bald vorübergehende Empfindung von Ekel erregt.

§. 2.

Noch ist in den Schulen kein Schriftzug, (der nach Japanischer Art eine Definition des Gegenstandes enthielte) geprüft und angenommen worden, der dem Thee, von den Japanern *Tsjaa* von den Sinesen *Theh* genant, eigenthümlich wäre. Inzwischen begnügt man sich mit verschiedenen andern, die entweder nur den Klang des Wortes *Thee*, oder aber die Kräfte und Eigenschaften der Staude bedeuten. Von letzterer Art ist der Charakter, welcher die *Augenlieder des Darma*, eines berühmten heidnischen Heiligen ausdrückt. Diese seltsame Vereinbarung so verschiedner Begriffe als Thee und Augenlieder, ist deshalb wichtig, weil sie den Zeitpunkt umgiebt, in dem man *Thee* zu trinken angefangen hat. Eine kleine Digression hierüber wird desfalls dem Leser nicht zuwider seyn. *Darma*, des Indianischen Königs Kosjuwo dritter Sohn, ein heiliger frommer Priester, war nach dem Sjaka, einem andern schwarzen ums Jahr vor Christo 1025 gebohrnem Indianer und Stifter einer Hauptreligion des östlichen Asiehs, der 25ste Nachfolger als Oberhaupt dieser Kirche. Er landete 519 nach Christi Geburt in Sina, und richtete sein ganzes Augenmerk dahin, dem Volke die Erkenntnis Gottes, und wie ers nante, die wahre seligmachende Religion beizubringen. Zu dem Ende gieng er ihm nicht nur mit Lehre, sondern auch mit Beispiel vor, lebte beständig unter freyem Him-

1777/79 Engelbert Kämpfers Weyl. D. M. und Hochgräfl. Lippischen Leibmedikus Geschichte und Beschreibung von Japan aus den Originalhandschriften des Verfassers herausgegeben von Christian Wilhelm Dohm. [...], 2 Bände, Lemgo 1777/79.

Der im Jahre 1777 26 Jahre alte Lemgoer Pastorensohn und damalige Pagenhofmeister am Hofe des Prinzen Ferdinand, des Bruders Friedrichs des Großen, Christian Wilhelm von Dohm (1751–1820), Verfasser der berühmten Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ (1781), späterer preußischer Staatsmann und Historiker, den Büsching (vgl. II, 607) für die Edition des Kaempferschen Japanwerkes gewonnen hat, gab bereits 1774 in Lemgo mit der Einladung zur Subskription des Japanwerkes eine „Nachricht die Urschrift der Kämpferschen Beschreibung von Japan betreffend“ heraus, in der er seine Absicht zur Überarbeitung des Werkes im enzyklopädischen Sinne bekundet. Hier nun gibt Dohm in einer umfangreichen Einleitung außer der Lebensgeschichte ein Verzeichnis der gedruckten und ungedruckten Schriften Kaempfers (Dohm ließ sich aus dem British Museum ein Verzeichnis der Kaempfer-Handschriften schicken – der Göttinger Mathematiker und Schriftsteller Lichtenberg bemühte sich bei seinem Londonaufenthalt um eine Vervollständigung der Liste) sowie eine Darstellung des Schicksals der Originalhandschrift des Japanwerkes und deren Abschriften. Auskunft gibt er auch über seine Editionsprinzipien:

<XLII> Ich machte mir also die Regel: Mit strengster Gewissenhaftigkeit und mikrologischer Genauigkeit Kämpfers Sin und Gedanken ganz ungeändert zu lassen, schlechterdings nichts zuzusetzen, nichts abzunehmen; aber auch diese ungeänderten Gedanken so leßbar und in einem so polirten Style zu liefern, als es nur immer ohne Verletzung der historischen Treue geschehn konte.

Wenn ich diese Regel streng beobachtete, so glaubte ich Alles gethan zu haben, um jede Classe von Gelehrten und Liebhabern, die Forderungen der Kritik und die des Jahrhunderts zugleich zu befriedigen.

Das heißt im Klartext: Eine kritische Ausgabe des Kaempferschen Textes steht aus, wir müssen noch immer mit der Dohmschen „Manier in der Umarbeitung der Kämpferschen Handschriften“ vorlieb nehmen. Dohm entusiastiert sich aufgrund der zahlreichen verborgenen Schätze an dem Gedanken, nach der Kaempfer-Edition weitere Publikationen zu Japan herauszubringen:

<LX> Ein genaues, vollständiges und (soviel möglich) kritisches Magazin oder Enumeration aller unsrer Kentnisse von Japan, – ist Alles, was die gelehrte Welt von diesem so wie von allen andern Ländern Asiens erwarten und wünschen kan. [...]

Die besondern Theile dieses Magazins werden folgende seyn:

1) Ein Catalogue raisonné aller Reisebeschreiber andrer Schriftsteller über Japan vom Marko Polo an bis auf Georgi, der neuerlich sehr unerwartet ganz frische japanische Neuigkeiten gegeben hat [vgl. II, 628]. Ich werde mich bemühen, hier soviel möglich den Werth und die Glaubwürdigkeit eines jeden Schriftstellers festzusetzen, das ihm Eigenthümliche auszeichnen, und den Fortschritt unsrer Kentnisse von Japan anschaulich machen.

Engelbert Kämpfers

Weyl. D. M. und Hochgräfl. Lippischen Leibmedikus

Geschichte

und

Beschreibung

von

Japan

Aus den Originalhandschriften des Verfassers herausgegeben

von

Christian Wilhelm Dohm.

Der Camera- und Finanzrath, wie auch der Statist am Hofe des Königs Carlus in Cassel, Prof. Ord. der Hochschül. heyl. Societät des Erbbaues und der Künste, des Königl. holländischen Institut in Göttingen und der Eur. Asiat. Gesellschaft der seitlichen und Landwirthschaftlichen Wissenschaften Mitglied.

Erster Band.

Mit Kupfern und Tabellen.

Lemgo, im Verlage der Meyerischen Buchhandlung, 1777.

Abb. 161 Titelblatt des ersten Bandes der Dohmschen Kaempfer-Ausgabe.

Die Kämpfersche Beschreibung ist ohne Zweifel die genaueste und zuverlässigste von Japan. Aber sie ist bey weitem nicht vollständig; sie enthält nicht Alles, was der Geschichtsforscher über Japan zu wissen wünschen möchte, und auch nicht Alles was man wissen kan. Es war Kämpfers Vorsatz auf neue Entdeckungen auszugehen, und in seine Beschreibung nichts aufzunehmen, als was er selbst als glaubwürdiger Zeuge erzählen konte. Ich werde daher aus allen andern vorhandenen Nachrichten meines Schriftstellers Lücken ergänzen, und eine Art von Kommentar zu seinem Werke liefern; und dabey auch meistens die Ordnung desselben beibehalten. Es folgt also

2) Eine Nachlese zu der Kämpferschen *Geographie von Japan*, die ich so vollständig zu machen suchen werde, als es meine Quellen erlauben. Eben dieses gilt

3) Von der Kämpferschen *Naturgeschichte von Japan*, wo ich aber (wie ich schon voraus sehe) die dürftigsten Beiträge werde liefern können.

4) Für die *politische Geschichte* habe ich schon beinahe alles in meinen Anmerkungen zum zweiten Buche gethan, was hier die vorhandne Hülfsmittel zu thun erlaubten. Noch einige kritische Untersuchungen über die ältern Traditionen, die Glaubwürdigkeit des Annalisten, und der ganzen Geschichte des *östlichen Asiens* so wie über das, was bisher vor, vom und nach Deguignes über diese Dinge gesagt ist, bleiben mir hier übrig.

5) Hierauf folgt eine reichere Nachlese zu der *Kämpferschen Statistik von Japan*, an die ich die Geschichte der fremden Nationen und ihres Handels in

Japan, Sineser, Spanier, Portugiesen, Engländer, und besonders Holländer knüpfen werde.

6) Eben so interessant (der Materie nach) aber auch vorzüglich mehrern Schwierigkeiten unterworfen werden meine Nachträge und Untersuchungen über die verschiedenen und noch mit so manchen Dunkelheiten umhüllten Religionssysteme von Japan sein.

Ich werde sie in eben der Ordnung wie Kämpfer zuerst die *Sinto*, dann die *Budso* und die mehr philosophischen als religiösen Sekten des *Konfutius* u. a. folgen lassen. Den Beschluß dieses Reichs wird die von Kämpfern nur kurz berührte *Geschichte des Christenthums in Japan* seyn. Diese Religion hat hier ohne Zweifel ungemein interessante Begebenheiten hervorgebracht, die besonders den Charakter der Nation in schöner Entwicklung zeigen. Aber diese Geschichte hat hier ihre eignen Schwierigkeiten, – obgleich der Jesuit *Charlevoix* schon so wortreich über sie geschrieben hat. Aber wenn ich den Wunderwerken des *heil. Xaverius* nicht auf das Zeugnis der ehrwürdigen Väter der erloschenen *Gesellschaft Jesu* glaube; so darf ich doch auch nicht Alles für Wahrheit annehmen, was holländische und protestantische Schriftsteller von den Portugiesen in Japan erzählen. Und so entsteht eine sehr unbequeme Lage des Geschichtschreibers, der von zuverlässigen historischen Materialien verlassen, immer nur partheiische, widersprechende Zeugen confrontiren, und sich einem gewissen historischen Gefühl und seinen psychologischen Einsichten allein anvertrauen mus, um den wahren Gang der Begebenheiten, die Triebfedern der Handelnden u. s. w. zu *dechiffriren*.

7) Endlich folgen noch Nachrichten über Gesetzgebung, Nationalcharakter, Wissenschaften, Sprache, Schriftarten, Künste, Manufakturen, Gewerbe u. s. w. kurz über die ganze Bildung der Menschheit auf Japans Eylanden; – so gut sich alle diese interessante Kenntnisse aus den vorhandenen Hilfsmitteln wollen herausklauben lassen.

Nach diesem Plan denke ich ein *Magazin* zu liefern, das alle unsre bisherigen Kenntnisse von Japan einschließt, das auch ihren Werth bestimmt und sie systematisch ordnet, das also alle andre Werke wenigstens den *Dilettanten* entbehrllich machen, und dem auch der Kenner künftig seine Zusätze und Beyträge beilegen würde.

Ich habe schon viel zu diesem Werke gesamlet, geordnet und gedacht; ich werde ihm auch künftig die meisten der Stunden widmen, die ich von Arbeiten, – welche mir noch näher liegen – übrig habe. Aber die Natur des Werks selbst wird es schon jedem Kenner begreiflich machen, daß ich jezt noch nicht die Messe angeben könne, in der es erscheinen wird.

Jeder Rath und Belehrung für die Ausführung meines Plans wird mir willkommen seyn, und eben so dankbar werde ich alle Beiträge oder Fingerzeige auf verborgnere Quellen annehmen, aus denen ich meinem Werke mehrere Vollständigkeit geben könnte. Besonders wären mir ältere und kleinere Schriften der Portugiesen und Jesuiten, auch eben so manche hol-

ländische in größere Samlungen nicht schon eingrückte Berichte, und vorzüglich gute Nachrichten von dem Zustande der *holländischen Handlung nach Japan* in der neuern Periode (d. i. von 1692 bis 1777.) Ich darf es mir erlauben, alle Besitzer solcher Nachrichten um die Kommunikation derselben zu ersuchen, – da ich diese Bitte nicht sowohl für mich als für die Wissenschaft und das Publikum thue.

Der zweite Band der Dohmschen Ausgabe enthält den Essay Kaempfers über die Abschließungspolitik Japans (vgl. II, 95–105), den Dohm mit seinen „Nacherinnerungen“ versieht, die den Aufklärer verraten, der Montesquieu gelesen hat, die europäische Überlegenheit für selbstverständlich hält und die Möglichkeit der militärischen Intervention in Japan nicht ausschließt.

Nacherinnerungen des Herausgebers.

Ich hätte bei diesem Aufsatz öfter Anlaß zu Berichtigung der Ideen des Verfassers gehabt, aber ich habe sie in Anmerkungen zu bringen unterlassen, weil ich es besser hielt, die Leser erst in den Gesichtspunkt zu stellen, aus dem diese Abhandlung mus betrachtet werden, und in welchem die Berichtigungen leichter und deutlicher erscheinen werden. Diese Abhandlung ist höchstwahrscheinlich vom Kämpfer bald nach seiner Rückkunft in Europa geschrieben, und vermuthlich der erste Aufsatz, in dem er eine etwas vollständige Idee von dem allgemeinen Zustande Japans zu geben suchte. So sehr wir ihn als einen unpartheyischen und genauen Beschreiber aus seinem Hauptwerke kennen, so war Kämpfer doch nicht ganz von dem fast allgemeinen Fehler aller Reisebeschreiber frei, dem Leser etwas Sonderbares, Neues und Unerwartetes zu sagen, das Land, das man gesehn hat, als ein vor allen andern merkwürdiges und vorzügliches darzustellen, es gegen alle Vorwürfe zu vertheidigen, und besonders seine Gesetze und Einrichtungen über die unsrigen zu erheben, und gelegentlich ein wenig zu moralisiren. Dieser Fehler ist für Leute, die gereiset sind, so natürlich, daß man ihn mehr oder weniger bei ihnen allen, vom Westphälischen Bauer, der in Holland Heu gemähet hat, bis zu unsern besten und philosophischen Reisebeschreibern hinauf antrifft.

In der Geschichte und Beschreibung von Japan finden wir dies weniger, weil Kämpfer diese erst später schrieb, da er seine Ideen schon öfter und genauer mit einander verglichen hatte, und weil er auch wirklich zu sehr ehrlicher Mann war, um in einem Werke, das er zum Unterricht der Zeitgenossen und Nachwelt bestimmte, die Sachen vortheilhafter zu stellen, als sie seinem ersten Blick und seiner nachherigen reifen Betrachtung sich dargestellt hatten. Sein ganzes Werk enthält ungemein wenig *Raisonnement*, noch weniger allgemeine Beschreibungen, sondern fast lauter Fakta und umständliche Darstellung der Dinge, wie sie sind, über die wir uns nur oft, wegen ihrer zu großen Umständlichkeit, nie beklagen könnten. Eine ganz andre Bewandnis aber hat es mit der hier aus den *Amoenit. exot.* übersezten Abhandlung. Kämpfer schrieb sie früher, da er noch manches mit einem Schimmer sah, den nachher reifere Untersuchung zertheilte, er konte

in derselben keine vollständige, aber er wolte eine auffallende und nicht erwartete Idee von dem Reiche geben, das den meisten Europäern verschlossen ist, und nur so selten von einem gelehrten Beobachter besucht wird. Die ganze Anlage seiner Schrift zeigt, daß Kämpfer darin Paradoxa durchsetzen wil, und der declamatorische Styl (der in der deutschen Uebersetzung weniger als in der lateinischen Ursprache gefallen wird) sollte fast auf die Vermuthung bringen, daß Kämpfer vielleicht ein akademisches Uebungsstück bald nach seiner Ankunft in Leyden habe liefern wollen. Hiezu kömt noch, daß Kämpfer vor hundert Jahren manche Dinge (wie z. B. das Verhältnis der asiatischen Künste und Wissenschaften zu den europäischen) nicht so richtig übersehn konte, als es itzt bei erweiterten Einsichten möglich ist.

Nach diesen Gründen wird es sich leicht ergeben, wo und wie manche Aeüßerungen unsers Schriftstellers berichtigt werden müssen. Ich darf daher nur kurz diejenigen Kämpferischen Sätze durchgehn, die einiger Erläuterung vorzüglich werth scheinen.

I. Japan übertrifft in Künsten und Wissenschaften alle andre Nationen.

Wir wissen izt die Kentnisse der östlichen Welt richtiger als ehemals zu schätzen. Es ist gewis, daß die Indier, Sineser und Japaner gewisse Künste und Fabriken sehr früh, und in einem ziemlichen Grad von Volkommenheit besessen haben, daß sie auch in manchen Wissenschaften schon vor Jahrtausenden einige Schritte gethan haben. Aber sie blieben stehn, ehe wir anfiengen, und stehn noch auf dem Flek, über den die Europäer lange hinaus sind. Fast jede Kunst ist von diesen Asiatern erfunden, und fast in jeder sind sie von den Europäern übertroffen worden. Der sanfte Himmelsstrich des südlichen Asiens erhob seine Bewohner bald über die dringendste Bedürfnisse, lud zu einem leichten Nachdenken ein, und reizte mehr die Einbildungskraft als den Verstand, den Anlässen, die der Zufal darbot, nachzugehn, und Künste zu erfinden, die das Leben bequemer und schöner machen konten. Aber eben dieser Himmelsstrich machte auch zu weiterm Forschen zu schlaf, oder der Despotismus drückte den Erfindungsgeist zu früh nieder, oder die ruhige mit dem Gewöhnten zufriedne Sinnesart dieser Völker machte zu wenig Forderungen an seine Künstler: eine dieser Ursachen oder wahrscheinlicher alle vereinigt, haben die sonderbare Wirkung hervorgebracht, daß die Künste in Asien gar keine Fortschritte gemacht haben, sondern noch in eben dem Zustande zu seyn scheinen, in dem sie bald nach ihrer ersten Erfindung waren, und daß in den schönen Künsten die Asiater die Europäer in keinem Zeitalter erreicht haben. Ihre Arbeiten kennen auch keine Abwechslungen der Mode; die Indier haben schon lange vor Alexanders Zeit (vermuthlich schon seit Jahrtausenden) baumwollene Zeuge gemacht, die Japaner schon seit undenklicher Zeit ihr Porzellain bemahlt, aber wahrscheinlich liefern die Cattunmanufakturen in Frankreich, und die Porzellainfabriken in Meissen

und Berlin schon weit mannichfache Formen und Deseins, als die asiatischen in dem unermeslichen Zeitraum ihrer Industrie.

Von den Wissenschaften der Japaner mus der Verfasser selbst zugeben, daß sie meistens den europäischen gar nicht beikommen. In der That ist kein Fach zu nennen, worin die asiatischen Nationen jemals einigen großen Fortschritt gemacht hätten. Ihre Philosophie, Physik und Mathematik verdienen den Namen nicht. Sokrates verliert durch Konfucius nichts von dem Ruhm, daß er die Moral zuerst vom Himmel geholt habe. Die Lehre des sinesischen Weisen war viel zu irdisch, war zu sehr auf politische Vortheile beschränkt, als daß sie himlischen Ursprungs und mit sokratischer Philosophie verwandt seyn sollte. Von der Medicin kan man aus dem, was Kämpfer selbst von ihr sagt, schon urtheilen. Sie gründet sich auf keine Kentnis des menschlichen Körpers¹, und der Ursachen, aus welchen seine Uebel entstanden sind, und ist also unstreitig eine sehr unvollkommene Empirie. Da Asien fast in allen seinen Theilen despotisch regiert wird, so kan seine Gesezgebung auch nicht vorzüglich seyn. Es ist wahr, daß der itzige europäische Proceß oft Ungerechtigkeiten, und noch mehr, auch bei dem legalen Verfahren (wie K. sagt) Unterdrückung hervorbringt. Der asiatische ist kürzer, aber gewis nicht weniger unterdrückend, da er fast allein auf der Wilkühr des Richters in der ersten Instanz beruhet, und entweder gar keine oder doch sehr wenig geordnete Appellation zuläßt. Die Japanischen Gesezgebesonders sind mit der unmenschlichsten Grausamkeit abgefaßt. Sie kehren den Hauptgrund einer weisen Gesezgebung um, da sie nicht das Verbrechen, sondern blos die Uebertretung des kaiserlichen Gebots zum einzigen Maasstab der Strafe machen, und darauf die Gleichheit aller Vergehungen gründen. Dies ist der wahre Geist der abscheulichen Despotie. Der Regent verbietet hier nicht, was dem Wohl des Staats zuwider, und daher ein Verbrechen ist, sondern Verbrechen wird nur, was ihm gefällt so zu nennen. Kämpfer würde gewis den Widerspruch zwischen seinem *Lobe* und seiner *Beschreibung* der Japanischen Gesezgebeselbst bemerkt haben, wenn er nicht durch die Lust, über die Fehler unsrer Justiz zu deklamiren, wäre hingerissen worden. Bei der Religion ist die Untersuchung schwerer. Die Völker des östlichen Asiens sind sehr frühe, bei den ersten großen und starken Ideen, die Menschenverstand und das Leben in schöner Natur eingeben, stehn geblieben; ihre Religion ist edel und erhaben, wenig mit Spekulationen und Spizfindigkeiten beladen, dem Genus des Lebens nicht sehr hinderlich (man überläßt es nur einzelnen Heiligen, durch Entsagung desselben sich ganz dem großen Nichts zu nähern) und fast immer duldend und verträglich gegen Andersdenkende. Dies sind gewis große Vorzüge einer Religion, und Kämpfer hat wenigstens darin Recht, wenn er die Japaner entschuldigt, daß sie ihre uralte, ihnen so ehrwürdige Religion nicht mit einer vertauschen wolten, die ihnen unbekante Menschen aus einer fremden Welt brachten,

und die, wenigstens beim ersten Anblick, in ihren Lehren so viel Auffallendes und Unbegreifliches hat.

1) Es ist eine scharfsinnige und wahre Bemerkung des Herrn von Pauw, daß die geschwinde Verwesung in den heißen Ländern das Studium der Anatomie hindere.

II. Die Japanische Nation befindet sich seit der letzten Revolution in einem ausnehmend glücklichen Zustande.

Es ist schwer, von der Glückseligkeit der Nationen, und besonders so entfernter, zu reden. Indes, dünkt mich, die Thatsachen, die uns Kämpfer in seinem ganzen Werke erzählt, geben dem Leser gar nicht die Idee eines Volks, dessen meiste Glieder wenigstens sehr glücklich sind. Der weltliche Kaiser hat den kleinen Regenten des Landes ihre ehemaligen Rechte genommen, und sie seiner unumschränkten Gewalt unterworfen, er trennt sie sogar einen großen Theil des Lebens von ihren Familien, er macht sie arm und zwingt sie das Volk zu drücken. Diese ehemaligen kleinen Könige fühlen das Unglück ihres Zustandes, ertragen es mit schmerzvoller Ungeduld, sind in beständiger Gefahr, und gehören also wohl nicht zu den glücklichsten Menschen. Das gemeine Volk sieht auf allen Landstraßen Befehle, die ihm den Tod drohn, und zwar für Verbrechen, die nur durch die Willkühr des Herrn dazu gestempelt worden. Man erinnere sich der wegen des unbedeutendsten Schleichhandels erfolgten Todesstrafen. Das Volk ist unaufhörlich mit Polizeiäufsehern umgeben, die seine kleinsten Handlungen ausspähen, in das Innerste der Häuser dringen; noch mehr, ein Mensch muß nicht nur für sich, sondern auch für alle seine Angehörige, und für alle, welche in seiner Gasse wohnen, stehn, und im Fal des Vergehens büßen. Es ist wahr, diese Einrichtung kann vielleicht die Wirkung haben, daß die Befehle sehr streng beobachtet werden, und seltener, als in andern Ländern, dagegen gesündigt wird. Aber wie unglücklich müssen Menschen seyn, die unaufhörlich allen ihren Freunden auflauern müssen, und wissen, daß ihnen auch von jedem andern aufgelauert werde. Dabei hängen sie von Richtern ab, deren Willkühr fast allein ihr Leben und ihr Vermögen überlassen ist, und gegen die sie keinen Schutz finden. Sie geben starke Abgaben, und werden von den Gouverneurs unterdrückt. Sie sind arm, denn sie benutzen alle mögliche Dinge zur Nahrung, treiben alle erdenkliche Gewerbe, und drängen sich mit hungriger Gierigkeit zu dem Gewinn, den sie den Holländern abnehmen. Sie dürfen nie ihr Land verlassen, mit keinen Fremden Umgang haben, der Genus aller ausländischen Dinge ist ihnen versagt. Können Menschen in dieser Lage beneidenswürdig glücklich seyn? Sie sind es nicht, dies beweist auch die Leichtigkeit, mit der die Japaner den Tod empfangen oder sich selbst geben, und dies nicht aus kühner Standhaftigkeit, sondern aus überdrüssigem Ekel vor einem unglücklichen Leben.

Ob die Japaner in ihrem ehemaligen Zustande vor der Revolution des *Taico* glücklicher waren, als izt, läßt sich schwer bestimmen, da uns ihr innerer Zustand in dieser Zeit so wenig bekant ist. Aber verschiedene

Umstände machen es wahrscheinlich. Von den kleinen Regenten leidet es keinen Zweifel. Aber auch das Volk befand sich wahrscheinlich besser, da es noch unter vielen kleinen, beschränkten Herrn lebte, und wenn deren einer die Tyrannei zu weit trieb, bei dem andern Zuflucht fand, auch die Freiheit hatte, sich außerhalb des Reichs zu begeben, und noch nicht so strengen Klostersgesetzen unterworfen war. Die bürgerlichen Kriege brachten unstreitig auch viel Unglück hervor, aber sie gaben auch mehr und größere Thätigkeit, und es ist doch besser, von Feinden zu leiden, als unaufhörlich den Plackereien der Oberrn und einer Japanischen Polizei ausgesetzt zu seyn.

III. Die Japanische Geschichte ist sehr reich an großen Thaten, bewiesen von Muth und Standhaftigkeit, und hat Mufios, Scävolas und Horatier in Menge hervorgebracht.

Die Japanische Geschichte, die uns Kämpfer selbst im zweiten *Buche* gegeben hat, widerspricht geradezu diesem Satze. Wo findet man da die großen Thaten der Horatier? Und doch hat Kämpfer diese Geschichte mit vieler Mühe aus Japanischen Annalen zusammengetragen. Die ausnehmende Dürre an erheblichen Faktis ist also nicht Kämpfers, sondern der Geschichte eigne Schuld. Einzelne große Thaten giebt es unstreitig auch in der Japanischen Geschichte, und noch izt findet man Beispiele von Verachtung des Lebens, die aber, wie ich schon angemerkt habe, meistens aus Unmuth und Ueberdrus abfließen. Aber jene sind in den Japanischen Geschichtsbüchern nur sparsam aufgezeichnet, und eine gewisse Größe fehlt den größten Thaten der Asiater immer, nemlich daß sie für Vaterland und wirkliche oder geglaubte Freiheit gethan würden. Ueberhaupt, dünkt mich, dürfen wir uns von der asiatischen Geschichte, aus ihren eignen Geschichtschreibern studiert, nicht so große Erwartungen machen, als wohl seit einiger Zeit durch das lebhaftere Studium derselben in Frankreich, England und auch Deutschland erregt sind. Je mehr wir diese asiatischen Annalen kennen lernen, desto mehr werden wir überzeugt, daß wir von ihnen weit weniger wichtige Erweiterung unsrer Kenntnisse erwarten dürfen, als man wohl vorher gehoft hat. Die Geschichte der östlichen Reiche stellt immer durch alle Zeiten die einförmigste Folge von Revolutionen dar, die, ohne große Tugenden und ohne große Laster bewirkt, eben so schwach erhalten werden, als sie errungen wurden; immer eine ermüdende Erzählung elender Kleinigkeiten, oder erheblicher Umstände ohne Angaben von Ursachen und Folgen. Man kann ihre Geschichte in den verschiedensten Zeiten aufschlagen, und glaubt dieselbe Geschichte nur mit veränderten Namen zu lesen, und kein Mensch von Geschmack wird eine Geschichte von Sina in sinesischem Geschichtschreiberton (wie im *Deguignes*, oder den neulich in Frankreich publicirten großen sinesischen Annalen, oder auch dem zweiten Buch unsers Verf.) ohne Ueberdrus vom Anfang bis zu Ende lesen können, er möchte denn Namen und Jahrzahlen in ihr berichtigen, oder sonst eine unmittelbare literarische Anwendung von seiner Lektüre machen. Unsre

schlechtesten Chronikenschreiber sind Taciti gegen die asiatischen Historiographen, und so sehr man auch oft die Bekantmachung der Schätze morgenländischer Geschichte in der Pariser Bibliothek gewünscht hat, so lassen doch die bisher aus ihr erhaltenen Proben nicht anders urtheilen, als daß sie nur von Wenigen gelesen werden, und diesen Wenigen viele Langeweile machen würden. Bei diesem Urtheil verkenne ich indes den Werth der Bemühungen verdienstvoller Gelehrten um das Studium der asiatischen Geschichte aus eignen Quellen gewis nicht. Unsre Geschichtskunde kan nie vollständig werden, wenn wir nicht die Geschichte des so früh bewohnten und gesitteten Asiens aus seinen eignen Annalen kennen lernen, und, so unerträglich diese oft dem Geschmack sind, so kostbare Denkmale können sie für den forschenden Geschichtsgelehrten seyn. Sie werden gewis noch manche Lücke in der Geschichte der Menschheit füllen, manche dunkle Stellen aufheben, und manche neue Verbindungslinie zwischen den Fragmenten unsrer sogenannten Universalhistorie geben. Freilich erlaubt auch hier ein wichtiger Zweifel nicht sehr viel zu hoffen, der Zweifel über den kritischen Werth der Schriften, die man uns als die Annalen der östlichen Welt giebt. Wer waren ihre Verfasser? Wenn wurden sie geschrieben? Wer hat neben ihnen über dieselbe Periode geschrieben? Was für Veränderungen haben sie vielleicht gelitten? – Das sind Fragen, die man bei Geschichtsbüchern aus ältern Zeiten und aus Asien nie genugthuend wird beantworten können. Doch kan man vielleicht in der Zukunft bei erweiterter Einsicht hierin noch mehrere und stärkere Schritte thun, als izt abzusehn ist. Die Bemühungen einiger Gelehrten unsrer Zeit, es noch in diesem Fach helle zu machen, sind desto ruhmvoller, da sie meistens so wenig Aufmunterung und Belohnung finden, und auch in England ein *Jones*, der so tief in asiatische Geschichte, Dichtkunst und Litteratur hineinstudiert hatte, diesem Studium entsagen mußte. Aber außer diesem wissenschaftlichen Nutzen für den Gelehrten und Denker, glaube ich, darf der Mensch, der Bürger und Staatsmann, sich niemals wichtigen Unterricht aus der asiatischen Geschichte versprechen. Diesen wird wohl immer eine Dekade griechischer, römischer, englischer oder deutscher Geschichte unendlich wichtiger seyn, als die ganze Reihe sinesischer Annalen. Und unsre Geschichtschreiber werden für ihre Kunst eben so wenig in Asien lernen, als bisher noch die Nachahmung der östlichen Dichtkunst hat gelingen wollen, oder unsre Künstler ihre Muster jenseit des Indus gesucht haben.

IV. Die Verschließung des Japanischen Reichs vor allem fremden Zugang und die verbotne Reisen der Eingebornen ist gerecht und politisch nützlich.

Ich habe diesen Saz, den Kämpfer vorzüglich in dieser Abhandlung zu beweisen sucht, zuletzt gestelt, weil ich glaube, daß gegen seine Beweise nicht so viel, als bei den vorigen Sätzen, zu erinnern seyn dürfte. Gegen die Gerechtigkeit dieser Japanischen Einrichtung ist wohl nicht viel einzuwenden, und sie hätte nicht so wortreich vom Verf. vertheidigt werden dürfen. Alles,

was ein Staat zu seiner Erhaltung nöthig hält, ist gerecht, und kein Staat in der Welt kan einen andern mit Recht zwingen, seine Unterthanen in sein Land zuzulassen, wenn er es nicht gut findet. Auch die Unterthanen müssen sich alle Einschränkungen ihrer Freiheit gefallen lassen, so lange sie Glieder des Staats bleiben wollen, oder nicht nach dem Willen der Meisten und Stärksten ihm eine andre Form geben. Die Hauptfrage bleibt also, ob es politisch nützlich ist, sich ganz von der übrigen Welt zu trennen, wie Japan gethan hat? Die Gründe dafür sind allerdings von Gewicht. Dies Land hat alle Produkte, die es zur Nothdurft und auch zum Luxus des Lebens bedarf; es kan also alle fremde Nationen entbehren. Die itzigen Monarchen suchen natürlich die einmal eingeführte Regierungsform zu erhalten, und diese kömt durch die freie Zulassung der Fremden in Gefahr, die den in der Unterwürfigkeit schmachtenden Unterthanen zu Hülfe kommen könnten. Diese Gefahr mus desto furchtbarer scheinen, da die treulosen Portugiesen schon wirklich einen Versuch gemacht haben, die Regierung Japans ganz umzustürzen, und es einem fremden Monarchen zu unterwerfen. Und da dieser Versuch mit Ausbreitung der christlichen Religion auf das genaueste verbunden war, und die Fremden nur durch diese das Zutrauen der Eingebornen in so hohem Grade gewannen; so war es natürlich, auch dieser Religion es entgelten zu lassen, daß sie zum Vorwand und zur Begünstigung des Aufruhrs gedient hatte. Und da diese einmal so vielen Eingang gefunden hatte, so diente sie Fremden, die Unruhen erregen wolten, zu einem sichern Mittel. Verbindung mit den Eingebornen und ihr Zutrauen zu erwerben. Daher war der Has des Christenthums politisch gerecht, und die Verfolgung desselben kan in Japan gewis besser gerechtfertigt werden, als die Verfolgung in irgend einem andern Theile der Welt. Die Japanische Religion ist tolerant, nur die intolerante der Portugiesen reizte zur Rache. Es war auch hier nicht ein Inquisitionsgericht, das den Glauben der Andersdenkenden verfolgte, sondern die Regierung, welche offenbar angreifende Fremdlinge und aufrührische Unterthanen strafte. Die Strafe war hart, aber war es das Verbrechen nicht auch?

So hart sie auch war, konte sie doch nicht alle Ueberbleibsel der dem Wohl des Staats schädlichen Lehre ausrotten, und also war es nothwendig, um die Vereinigung feindlicher Fremdlinge und noch unentdecker übelgesinter Eingebornen zu verhindern, die Fremden fast ganz zu verbannen, und die wenigen Zugelassen von aller Gemeinschaft mit den Landeseinwohnern auszuschließen. Nur auf die Art konte die Japanische Regierung sich vor allen fernern Unternehmungen und der beständigen Fürcht einer Empörung schützen. Und gewis hat sie diese Absicht auf die vollkommenste Weise erreicht. Die Gefangenschaft, in der die Holländer und Sineser gehalten werden, ist freilich sehr strenge, aber die Liebe des Gewins spornet jene Nationen doch noch immer an sie zu ertragen.

Soweit also, dünkt mich, hat Kämpfer Recht, daß die Verschließung Japans für seine Regenten und die

Erhaltung der jetzigen Regierungsform nothwendig, auch, weil Japan sich mit seinen Bedürfnissen selbst versorgen kan, nicht ganz unnatürlich ist. Sie kann auch allerdings dienen, die Japaner bey strengem, einförmigem Sitten zu erhalten, vor zu großem Luxus und fremden Lastern zu bewahren. Sonst aber ist es für die Nation selbst unstreitig ein großes Unglück, von allen übrigen Menschen so feindseelig geschieden zu seyn. Nie kan sie in Kultur und Aufklärung weiter kommen, denen sie so unnatürlich den Eingang versperrt; nie kan sie den Kreis ihres Genusses erweitern; nie ihre Produkte so vermehren und verarbeiten, als es sonst möglich wäre; nie endlich darf sie fremde Hülfe gegen den Despotismus hoffen, der sie so gewaltsam niederdrückt. Die Sineser sind die einzige Nation in der Welt, durch die Japan noch in Kenntnissen sich erhalten und neue erwerben kan; höchst wahrscheinlich aber wird es in der Folge der Jahrhunderte, wenn es in seinem jetzigen Zustande bleibt, immer barbarischer werden. Der Geist seiner Bewohner wird durch die ewige Gefangenschaft immer beschränkter, einförmiger und niedergeschlagener werden, da er ewig ohne Muster, ohne Wetteifer und Reiz bleibt. Auch wird Japan immer ärmer werden, da die Zahl seiner Menschen sich immer vermehrt, und sein Boden durch die unaufhörlich starke Forderungen an denselben immer weniger ergiebig wird. Eine Nation, die ärmer wird, muß aber auch gewis roher und unwissender werden.

Dieses würde nicht geschehen, wenn Japan so viele Produkte hervorbringen und verarbeiten dürfte, als seine natürliche Beschaffenheit erlaubt, wenn also alle Nationen freie Handlung hätten. Für diese ist die Versperrung Japans natürlich sehr nachtheilig, da dieses Land so nützliche Produkte hat, durch die jetzt nur Holländer und Sineser sich bereichern.

Es wäre also für die Japaner und Fremden sehr wichtig, wenn Japan wieder geöffnet und sein niederdrückendes System umgestürzt würde. Durch innere Revolutionen ist dieses wohl nicht zu erwarten, weil bei jeder die siegende Parthei ein Interesse haben wird, die Fremden abzuhalten; und von außen wird wohl keine Macht das unnatürlich verschloßne Reich zwingen, sich zu öffnen, bis einmal Rußland sich mit seiner politischen Stärke Japan eben so nähern wird, als es ihm jezt nur noch geographisch nahe ist. Dies unermessliche Reich, das schon so viel Größe, und noch mehr Keime künftiger Größe enthält, könnte unstreitig durch den Handel, (vielleicht gar den Besiz!) von Japan große Vortheile erwerben. Es könte dadurch neue Schifffarth in Asien und den Handel zwischen den verschiedenen Ländern dieses Welttheils erhalten, und so auch in seinen östlichen Theilen neue Industrie schaffen.

Daß die erhabene *Catharina II*, die mit *Peters* Geist weit über ihr Zeitalter blickt, und für Rußlands ewige Größe sorgt, eine solche Verbindung künftig nicht unmöglich halte, scheint die 1764 in *Irkutsk* errichtete Japanische Navigationsschule zu beweisen, von der *Hr. Georgi* uns Nachricht gegeben hat.

Matthias Claudius, Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan, 1778. 1778

Dieses auf den ersten Blick nur burlesk wirkende, durch angeblich japanische Dialoge eher an Swifts Technik der Namengebung erinnernde Stück „voyage imaginaire“ aus dem dritten Teil des „Wandsbecker Bothen“ erweist sich bei genauerem Hinsehen als der Versuch, die in der Folge von Lessings Edition der „Papiere des Ungenannten“ entstandene stürmische Auseinandersetzung um eine „natürliche“ Religion auf dem zwar geographisch distanzirten, von der Sache her aber verwandten Schauplatz Japan zu glossieren. Ist doch der „Kaiser“ (= Shōgun) dem auf Vernunftprinzipien beruhenden Konfuzianismus verpflichtet und sieht in dem „hellen und klaren“ Lessing einen europäischen Bundesgenossen, den er gern an seinen Hof holen würde. Daß der japanische Herrscher sogar über die Sottisen des Erzauklärers Voltaire orientirt ist, zeigt er durch die Anspielung auf Voltaires viel kolportierten Satz, er habe bei der Lektüre von Rousseaus zweitem „Discours“ Lust bekommen, auf allen Vieren zu laufen. Claudius gelingt es mit diesem Stück, Kaempfers gerade auf Deutsch erschienenes Werk in eine aktuelle theologische Kontroverse und darüber hinaus in einen Fürstenspiegel einzubinden, auch wenn er dem Zeitgeschmack die nötige Schuldigkeit leistet, indem er, wie Crébillon und Wieland vor ihm, von Kaempfer mitgeteilte erotische Details aus der japanischen Mythologie sowie das obligate „Bauchaufschneiden“ nicht übergeht. Eine der Glaubwürdigkeit der fingierten Reise dienliche Erfindung von Claudius ist es, Kaempfer selbst – und niemand anders ist der „Vetter“ – zu seinem Reisebegleiter zu machen. Das „japanische“ Kauderwelsch der Dialoge enthält mitunter echte japanische Wörter, die Claudius bei Kaempfer finden konnte.

Vorrede.

Der geneigte Leser weiß aus dem 1. und 2. Teil meiner *Sämtlichen Werke*, was zwischen mir und dem Kaiser von Japan für eine Konnexion ist und wie sich das angesponnen hat. Wer hätte es aber denken sollen, daß *eine Art von Romanze*, die ich hier oben auf der Weltkugel geschrieben habe, mich hunten nach der andern Seite bringen würde? und da liegt doch Jedo des Kaisers seine Residenz, hier grade unter Wandsbeck, und da bin ich gewesen. Wie gesagt, wer hätte das denken sollen? Ich für meinen Teil hab's nicht gedacht, wie ich auch damals in der Zueignungsschrift geäußert habe. Aber, wenn etwas sein soll so muß sich alles darnach haben und fügen, und so ging's auch hier.

Mein Vetter kam auf'm Morgen zu mir: „Hört Vetter, ich hab's auf dem festen Lande satt; wollt Ihr mit zur See gehen?“ Ich hatte eigentlich keine Lust, aber ich kann ihm nichts abschlagen, und so zog ich mich an und ging mit ihm zur See. Als wir nun auf der Höhe von China kamen, sie nennen's nur *Höhe* ist aber eigentlich flache See, und einige Tage in den Zimmet- und andern Spezereigerüchen hin und her geschifft waren, kam mein Vetter wieder: „Gelt, so was wird Euch zu Hause nicht geboten? aber hört Vetter, wir sind nun nicht weit von Japan, der Kaiser ist ja Euer Patron; wollen wir nicht vollends hinfahren?“ Ich sagte wieder ja und wir fuhren hin, und auf die Weise bin ich nach Japan gekommen, das die Einwohner Nippon nennen.

4. Sitzung

Marius B. Jansen, "History: General Survey", in: Japanese Studies in the United States. Part I: History and Present Condition, Tokyo 1988 (Japanese Studies Series, XVII), 7-26.

HISTORY: GENERAL SURVEY

Marius B. Jansen
Princeton University

Japanese studies in the United States had a slow beginning. Despite the American role in the opening of Japan to international intercourse in the nineteenth century and the importance of Japan-United States trade for both countries in the years that followed, it was only after the intense preoccupation each country had with the other in struggle and reconstruction that institutions of higher learning in the United States developed programs of Japanese Studies. For the United States this represented one aspect, admittedly an important one, of its emergence into a role of world leadership. In Japan during the same years the preoccupation with the American presence, leadership, and alliance produced a comparable growth of interest in America and American studies.

It is convenient to divide the general history of Japanese studies in the United States into stages. The first was entirely derivative, and limited to descriptions of a distant land drawn from the writings produced by Europeans. A second stage was based upon residence in Japan by Americans who had found temporary or permanent employment in Meiji Japan. Around the turn of the century, a few institutions and individuals tried to introduce treatment of Japan into the curricula of leading academic institutions on the East and West coasts. The crisis of World War II brought a decisive fourth stage in which young Americans were trained in Japanese language for service in war and Occupation duties. After the guns were stilled and the Occupation of Japan became routinized, United States graduate programs began to produce specialists able to man the "area" programs that proliferated throughout the United States. After several decades of growth the willingness to take on additional area programs waned; academic institutions had seemingly reached the limits of their resources and turned to emphases of quality and departmental integrity. To survive and grow, Japan studies now had to become entrenched within the traditional intellectual disciplines. In the situation in which American institutions of higher learning find themselves today, Japan specialists, especially teachers of Japanese language, face unprecedented student enrollment and interest that has grown out of the new perception of Japan as economic giant and major ally.

That initial American interest in Japan was derivative and drew on published work by European traders was to be expected. During the first half of the nineteenth century American intellectual life was concentrated in the East coast of the United States, and it focused overwhelmingly on the culture of the European countries from

which Americans had come. With the exception of small numbers of seamen who had encountered unpleasant receptions in Japan as the result of misfortune, America's direct contact with Japan had been limited to the eleven ships of American registry that had called at Nagasaki, chartered by the Netherlands East India Company during the interlude of Napoleonic disorder in which Holland was cut off from Java.

The principal accounts relayed to the Western world by the Deshima contact, those by Kaempfer and von Siebold, provided the basis for a popular account of Japan that was published in New York (and London) in 1841, entitled *Manners and Customs of the Japanese in the Nineteenth Century*. Of Siebold's work, the author noted that it "abounds in curious matter; the only subject for regret being that the miscellaneous form in which the learned author has, for some unexplained reason, thought fit to publish the result of his researches, without taking the trouble of arrangement, renders his work, at least in its present state, wholly unsuited to translation into English, although invaluable as a mine of information." As a result he took it upon himself to reorder it into a more or less chronological account.

The Biddle (1846) and above all Perry (1853) expeditions to Japan brought a quickening of interest. Perry's biographer notes that when the Commodore prepared for his expedition to Japan "A surprising number of books on Japan were available". In addition to Von Siebold and Kaempfer, which was summarized in an 1853 abridgement *Account of Japan*, there were the recollections of Golovnin (1824), and MacFarlane, *Japan, an Account Geographical and Historical* and Talbot Watts, *Japan and the Japanese* (1852). Perry's flag lieutenant Silas Bent had been to Nagasaki aboard the *Preble* to reclaim stranded sailors from whaling ships in 1846, and the Commodore also visited whaling captain Joseph C. Delano at New Bedford to learn more about Japan. Perry took with him copies or summaries of Kaempfer, von Siebold, Charlevoix, Golovnin, MacFarlane, and Thunberg, and he looked for more when he got to Hong Kong. In preparation for the expedition he also had the American representative in Holland ask for help in acquiring a copy of the maps and charts the unfortunate Takahashi Koreyasu had traded to von Siebold. Thus what was known up to that point was available to him.

Perry's official narrative provided more gripping first-hand information. Francis L. Hawkes' *Narrative of the Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan, Performed in the Years of 1852, 1853 and 1854 under the Command of Commodore M.C. Perry, United States Navy, by Order of the Government of the United States* was published in 1856 and contained numerous illustrations. The year before its appearance a summary account by Richard Hildreth, *Japan as It Was and Is* was also published in Boston. This represented perhaps the most complete account available until then, with full use of the Dutch accounts by Meijlan (1830), Fisscher (1833), Doeff (1855) and Titsingh (1822), as well as a relatively good account of the trials of the Deshima stations during the Napoleonic years and even statistics on trade for selected years early in the nineteenth century. (Samuel Eliot Morison, "Old Bruin": *Commodore Matthew Calbraith Perry*, 1967, p.267f.)

The first-hand contact with Japan that was made possible by the Perry expedition brought a radically different quality of coverage by American writers, who were now freed from their dependence upon secondary and often outdated sources. The official reports by Perry were followed by the *Journal* of Townsend Harris and the formal files of the consular and diplomatic missions that were established upon the opening of the ports in 1859. These provide the framework for the work of diplomatic historians like Payson Jackson Treat in the twentieth century, but the less structured observations and records of the many Americans who entered Japan as educational and government employees from the 1860's on probably mark a better base line for the study of Japan in the United States. Dr. Joseph C. Hepburn and his wife arrived at Kanagawa in 1859 as medical missionaries. Hepburn's patient study of Japanese and his cautious approach to Japanese sensibilities enabled him to develop a formidable command of the language. His system of romanization remains standard, and his 1867 publication, *A Japanese and English Dictionary, With an English and Japanese Index*, was the first language teaching tool to develop from the American presence. Hepburn had to go to Shanghai to have it printed, and wrote his board that "Were it not for Gamble's ingenuity and skill as a printer, it would go not at all. He has thus far been able to surmount every obstacle. You will understand what these were when I tell you that he has made the copper matrices and cast a font of the most beautiful Japanese type. . . We have five men engaged in setting type alone, and hope to get out eight pages, every two days." A few months later, returned to Yokohama, Hepburn was able to send home a copy of the finished product, noting that "This is part of the fruits of my nearly eight (8) years work in Japan . . . It is the first in English and will help someone in making a better. I regard it as the best kind of missionary work which I could have done for Japan under the circumstances." Three months later (August 1867), he was able to take time off from his translation of the Bible to note that "The Japanese are a progressive people, and are sure to adopt anything which they think will help them along. My Dictionary has taken wonderfully with them. I have sold about half the edition already and the 3/4 have been to Japanese. The Government alone took 300 vol." (Michio Takaya, *The Letters of Dr. J. C. Hepburn* 1955, p. 94)

The year that Hepburn reached Kanagawa a young Dutch-born missionary was sent by the American Dutch Reformed Church to Nagasaki. Guido Verbeck was to have an extraordinary role in the transition from Tokugawa to Meiji rule. He taught English and social sciences, and numbered among his students Itō, Hirobumi Okubo Toshimichi, Okuma Shigenobu and Soejime Taneomi. Ten years after his arrival he was appointed assistant head of the Daigaku Nankō in Tokyo. His advice was important in the implementation of the prefectural system in 1871, the adoption of press laws, and the dispatch of the Iwakura Mission to the West; for a time he also worked as translator of Western law codes. Verbeck was influential in the appointment of a number of Americans to teaching posts in Japan, and relayed requests he received to John Ferris, his mission board secretary in the United States. Through this channel the number of Japanese who studied at Rutgers University and

of Americans who taught in Japan grew steadily. "I consider," Verbeck wrote Ferris, "that this placing of good Christian men in various parts of the empire will operate as a very useful auxiliary to our main object. . . if we could supply a few places with competent and good men, I expect there will be numerous applications of the same kind." (W.E. Griffis, *Verbeck of Japan*, 1900, p. 212) Through these channels L.L. Janes was employed by the domain of Kumamoto in 1871 and W.E. Griffis in Fukui in 1871. The foreign employee (*oyatoi*) teachers taught their students modern learning in English, and frequently had them compose essays about their country and civilization. Von Siebold had used the same means to acquire his knowledge of Japan while teaching at Nagasaki in the 1820's. Student essays in turn came to serve as papers for discussion groups, and the *Transactions of the Asiatic Society of Japan* contain more than one contribution based upon such materials.

William Elliot Griffis came to teach first at Fukui and later in Tokyo. Like many of the foreign employees, his stay in Japan was relatively short, (at Fukui from 1871 for less than a year and Tokyo until 1874) but long enough to persuade him to spend the rest of his life lecturing and writing about Japan. Eighteen books, several hundred articles, and hundreds of public lectures made him probably the best known interpreter of Japan of his day. In particular Griffis' *The Mikado's Empire*, published in 1876, had gone through 12 editions by 1912. It is fair to state that this work was the principal source to which Americans turned for knowledge about Japan's past and present for almost a half century, and the Japanese government recognized this contribution by decorating Griffis when he visited Japan briefly toward the end of his life. (Edward R. Beauchamp, *An American Teacher in Early Meiji Japan*, 1976)

A third stage of American study of Japan came with the introduction into selected universities of courses on the Far East, as it was then called, in general and on Japan in particular. This development was slow and rather experimental. Most of the general teaching was done by instructors who had no knowledge of the Japanese language, and a good deal of it was ancillary to the study of China, which was granted the greater importance and cultural value.

In the field of Japanese art, the *oyatoi* current contributed the conversion to art and to Buddhism of Ernest Fenollosa, who had gone to Japan to teach Western philosophy. Fenollosa returned to Boston to become curator of Oriental Art at the Boston Museum of Fine Arts in 1890, and published his *Epochs of Chinese and Japanese Art* in 1912. His associate Okakura Kakuzō, who became his assistant at the Boston Museum in 1905, was author of beautifully written and powerfully argued expositions of Japanese cultural uniqueness and excellence, *Ideals of the East* in 1903 and *The Book of Tea* in 1906. The University of California at Berkeley inaugurated a position in 1896, the year after Japan's victory over Ch'ing China. Yoshio Kuno, later the author of two volumes on Japanese expansion on the Asiatic continent (volumes much indebted to the then current work of Tokutomi Sohō, *Kinsei Nihon Kokuminshi*), was the first incumbent of the post. Six years later Stanford University

too established a post in Far Eastern history. In 1909 the University of Washington established a Department of Oriental languages. In 1920 the University of Hawaii, newly founded, also began to offer courses in Japanese studies.

Major East coast universities came next. Yale University appointed Asakawa Kan'ichi in 1906, and Harvard University established a lectureship in 1913 and appointed Langdon Warner in Oriental Art the following year, and Columbia University became the home to a Japanese Culture Center of America in 1928. That same year the Harvard-Yenching Institute was established, funded by the estate of the inventor of the process for producing aluminum who wanted to support educational purposes of Congregationalist Protestant affiliation, in "Japan, Continental Asia, Turkey and the Balkan States in Europe." Sharp-eyed administrators in Cambridge and Peking saw the possibility of translating this into support for Yenching University in China and the development of Chinese historical and cultural studies at the Christian colleges in China. Yenching was to be the center for graduate training in the field, and Harvard the locus for a center of Chinese studies that would train scholars and set standards. (E.O. Reischauer, *My Life Between Japan and America*, 1986, p. 39)

The central element in this early development of Japanese studies in institutions of higher learning was the pivotal role played by scholars from Japan. Chinese studies, so long centered on the major texts of the Confucian tradition, could affiliate with and grow in the larger context of "orientalism" with its concern for texts of the Near Eastern tradition. Japan, however, had to wait for the emergence of the imperial state as a major force in world affairs and for the realization of the importance of Japanese scholarship for the understanding of Buddhism and Confucianism. On the West coast awareness of the economic and political importance of modern Japan brought the dawn of general courses on Far Eastern history and politics. Stanford University's course on Far Eastern history came with Japan's victory over Russia. The founding of the Japan Society of New York came in 1907, an event not unrelated to the successful courting of American political and financial figures in connection with the funding and conclusion of the Russo-Japanese War. The apotheosis of Fenollosa in Japan was part of the same public relations campaign. Also the dawn of what Professor Akira Iriye has called the "Japanese-American Pacific Estrangement", with the flurry of war rumors that followed the Russo-Japanese War and the voyage of the United States battle fleet around the world, combined with the frictions produced by West Coast states' discrimination against Japanese immigrants in the Roosevelt and Wilson administrations to become a factor in the decision of the Carnegie Endowment for World Peace to begin funding lectures in the United States and Japan in 1911.

World War I starved these activities, but the Washington Conference of 1922 brought a new consciousness of the importance of Pacific Relations. In August of 1928 the Institute of Pacific Relations' American Council addressed a questionnaire to the 546 institutions of higher learning that were then accredited. Recipients were

asked to name and describe their courses devoted entirely to China and Japan, and also courses in which the major part of time was devoted to any aspect of the American relationship with these two countries. The five leading institutions (by number of courses) were also asked "How the Oriental Courses Came into Being".

Far-sighted individuals had played a role, though more often for the cause of Chinese studies, as at Harvard, than for Japanese. General Horace W. Carpentier for one had provided an endowment for books in Chinese and Japanese at Berkeley, and also, in 1901, a sum (which grew to \$226,200) for the establishment of a professorship of Chinese at Columbia in 1901 in memory of his Chinese servant, Dean Lung. L. Carrington Goodrich wrote that in Carpentier's opinion his servant "had embodied such characteristic and self-evident virtues that on his death the General decided that an effort should be made to study the civilization out of which such virtue grew". The Department of Chinese had never received funds from any other source, Goodrich reported, though it was about to make its first request for "an additional small sum" to be taken from general funds. For Stanford, President Ray Lyman Wilbur reported Japanese assistance; "Through the interest of Viscount Shibusawa and some of his associates, an endowment fund was given the university for the support of a chair on Japanese civilization, to be occupied by a Japanese scholar if one were available". A few years later another proposal developed for Berkeley. At the Shanghai Conference of the Institute of Pacific Relations (1931) Nitobe Inazō, former Under Secretary General of the League of Nations and Chairman of the Japan Council of the Institute of Pacific Relations, feared that anti-Japanese feeling in California could grow to become a cancer of Japanese-American relations and argued the need for an academic-ambassadorial role for a visiting Japanese professor at the University of California at Berkeley. Takagi Yasaka, Professor of American Constitutional Law at the Imperial University of Tokyo, and Tokugawa Iesato, President of the House of Peers, lent their enthusiastic support, as did United States Ambassador to Japan, William R. Castle. An endowment of 200,000 yen was put together for the purpose and a young scholar, Matsumoto Shigeharu, was selected as incumbent for the visiting professorship. The project ran aground with the refusal of the Board of Regents of the University to agree to accept outside and foreign funding for a position. (Matsumoto Shigeharu, *Shōwashi e no ichi shōgen*, 1985, p.34) Representatives of the Universities of California, Minnesota, and Washington also testified to the growing awareness in their communities of the importance of American trade with the Orient as a factor in the establishment of posts. From the University of Washington came a political presentiment. Charles E. Martin, Professor of Political Science, wrote that Judge Thomas Burke, a distinguished Northwest leader, had attended a 1925 meeting of the board of trustees of the Carnegie Endowment for International Peace, of which he was a member. Burke had expired midway through a statement in which he had warned that "If Japan loses confidence in the United States it will be because those American public men who should have treated Japan with kindly courtesy, consideration and neighborly feeling..." "whereupon," wrote Martin, "he fell into the sleep of death. . . It seemed that the university of his immediate community, and the

and the (by leading one of his region, should devote itself, among other things, 'to the unfinished task' indicated by his unfinished sentence." Thus philanthropy by Americans and Japanese, concern for cultural diplomacy, and concern for growing trade and political friction had all come together in the funding of early programs.

The results of the survey provide a useful set of data for American study of East Asia at the dawn of the decade of political and economic friction that was to eventuate in the Pacific War. 103 institutions failed to respond to the Institute's questionnaire. Of those that did, 111 reported courses, and 332 reported no courses majoring on China or Japan. Chicago, Dartmouth, Minnesota, Pennsylvania, Yale, Hawaii, and Radcliffe reported 6 to 10 courses, and California (Berkeley), Columbia, Harvard, Stanford, and Washington reported 11 or more. 50% or more of the courses were general surveys offered in the fields of history, government, and international relations, followed by attention to literature, art, geography, religion and trade. Courses focused principally on China and taught by faculty whose interests centered on China dramatically outnumbered those on Japan. Only California (Kuno), Stanford (Treat and Ichihashi), and Yale (Asakawa) showed a preponderance for or balance with Japan. In terms of language, Japanese was offered only on the West coast and chiefly at Berkeley, where Assistant Professor Kuno found himself charged with 10 courses, 5 of them language, in which he taught some 50 students. At Hawaii Professor Tasuku Harada directed another 75.

Edward C. Carter, in introducing the report, noted that language study was penalized and in fact almost prohibited by the refusal of most institutions to permit students to offer proficiency in Chinese or Japanese to meet entrance requirements. "The majority of American children in the Orient plan to go to college in America," he wrote, "but they are automatically driven by our requirements to drop Chinese and Japanese studies just at the period when these could be most successfully pursued. Wholly apart from the impoverishment that comes from being artificially cut off from intelligent experience in the environment in which they are living, these priceless years for the preliminary study of Chinese speech and Chinese ideographs are lost to the future." The modest hopes that remained are suggested by Y. Kuno's description of his first-year course at Berkeley as "Introduction to the Japanese language, with the use of both the Katakana and Hiragana forms of letters." (Edward C. Carter, ed. *China and Japan in Our University Curricula*, 1929).

If Japan's growing international role provided the practical reason for increased attention to Japan in higher education, a small group of committed Japanese scholars provided the intellectual content. At Yale, Harvard and Columbia the growth of the future was made possible by the lonely labors of three remarkable figures.

Asakawa Kan'ichi (1873-1948), born in Fukushima, was a graduate of Tokyo Senmon Gakkō (later Waseda University) who attended Dartmouth and received his PhD from Yale University in 1902. A not untypical product of Meiji days, Asakawa

was determined to establish equality for Japanese scholars in European history and demonstrate the importance of Japanese history for comparative history. In 1906 he was appointed Lecturer at Yale in accordance with the hopes of the then president to develop student interest in Japanese and modern East Asian History. This did not develop during his active days, and Asakawa spent much of his teaching career developing his extraordinary command of medieval European feudalism, with special emphasis on its legal and institutional characteristics. He resisted invitations to return to a post of importance in Japanese higher education, although he returned to amass documents for his research and to select books for the Yale University Library and the Library of Congress. Through his major work *The Documents of Iriki, Illustrative of the Development of the Feudal System of Japan* (1929) Asakawa became, in the words of the French savant F. Jouon des Longrais, "the first Japanese scholar to expose clearly and methodically medieval Japan through texts translated into a Western language." Asakawa began as a stout champion of the Japanese cause against Russia, and his *The Russo-Japanese Conflict* (1904) represented an enthusiasm for the cause of Meiji Japan that he was not able to maintain through Japan's twentieth century course to empire and militarism. On the eve of World War II he was active, with his friend Langdon Warner at Harvard, in efforts to encourage and work out the letter which President Franklin D. Roosevelt addressed to the Japanese emperor. During the long period of growing Japanese-American friction Asakawa, with few students and with personal reservations about the course his native land was following, led a lonely and almost monastic life. Yet without the pioneering work he had done with documents and the collection of materials he built up at Yale, postwar scholarly developments would have been much impoverished. (J.W. Hall, "Kan'ichi Asakawa: Comparative Historian", in *Land and Society in Medieval Japan: Studies by Kan'ichi Asakawa Compiled and Edited by the Committee for the Publication of Dr. K. Asakawa's Works* (1965), and Abe Yoshio, *Saigo no Nihonjin* (1983).

Japanese religion fared well with the arrival of Suzuki Daisetsu in 1897 to study religion at Chicago and to translate Buddhist texts. Suzuki's work prepared the way for the enthusiasm for Japanese Zen of later years, and he nurtured that enthusiasm in works which, like *Zen Buddhism and its Influence on Japanese Culture* (1938), sought to place Zen at the center of the Japanese cultural tradition.

Harvard University's opening in Japanese studies of 1913 brought the distinguished scholar of Japanese religion Anesaki Masaharu to America. Anesaki laid the foundation for modern religious scholarship in Japan after study in Germany, England, and India, and lectured at Harvard from 1913 to 1915. Anesaki's later *History of Japanese Religion* (1930) helped to introduce Japanese religion to the West. After Anesaki left Harvard, his successor U. Hattori, a specialist in Chinese literature at Tokyo Imperial University came. World War I interrupted this program, but thereafter Yanagi Muneyoshi, Yashiro Yukio, and Kishimoto Hideo came to Cambridge. None of these, it should be noted, was a specialist in Japanese language or history; Yanagi and Yashiro were leaders in the movement for folk art (*mingei*) and Kishimoto a student of comparative religion.

European history and
history. In 1906 he
he then president to
story. This did not
his teaching career
ialism, with special
invitations to return
returned to amass
ity Library and the
Iriki, Illustrative of
came, in the words
to expose
ed to a Western
use against Russia,
siasm for the cause
twentieth century
was active, with his
work out the letter
peror. During the
few students and
owing, led a lonely
he had done with
postwar scholarly
Kan'ichi Asakawa:
Studies by Kan'ichi
ication of Dr. K.
).

u in 1897 to study
prepared the way
that Musaiam in
ure (1838), sought

1913 brought the
America. Anesaki
study in Germany,
i. Anesaki's later
se religion to the
cialist in Chinese
oted this program,
Hideo came to
apanese language
lk art (*mingei*) and

The most successful of these Japanese "missionaries" of Japan studies was probably Tsunoda Ryūshaku (1877-1964), the only one of the group to live long enough to see and take part in the flowering of Japanese studies in the years after World War II. Like Asakawa, Tsunoda was a graduate of what became Waseda University. After graduation he taught English in Japan for a time, and from 1909-1917 he headed a Japanese middle school in Hawaii. Tsunoda arrived at Columbia University in 1917 to study under John Dewey. Soon he resolved to establish a library which would make serious study of Japan in the United States possible. After successfully soliciting funds for this in Japan Tsunoda was able to set up the center that became in time the Japanese section of Columbia University. He himself taught at Columbia from 1928 to his retirement in 1955, and maintained close contact with postwar students (William Theodore de Bary, Donald Keene) who became prominent in the studies his pioneering work had made possible. Working with his students-become colleagues, Tsunoda brought out, in *Sources of Japanese Tradition* (1958) a collection of translations that became standard reading matter for courses on Japanese civilization. With the exception of Tsunoda, whose career was long enough to include realization of postwar strides in Japanese studies, the pioneers were poorly rewarded in terms of recognition or status. Asakawa, for instance, was kept waiting for 27 years before he was promoted to full professor at the age of 63.

It would be difficult to exaggerate the importance of the roles these pioneers played. For most of their years unsung and poorly rewarded, they sacrificed what would have been important careers in prestigious centers of learning in Japan to promote the study of their country abroad. At the same time their labors contributed to the development of world-level modern scholarship in Japan, a tradition that would in time enrich American Japan studies in its turn.

Studies so begun were beginning to be recognized as important to the national welfare by the 1930's. The Carnegie Endowment for World Peace and the Rockefeller Foundation began to take interest in them. Equally important was the creation of the Institute of Pacific Relations in 1925. This organization, founded by private citizens from the leading countries bordering on the Pacific at a gathering in Hawaii, dedicated itself to "facilitate the scientific study of the peoples of the Pacific Area." It was made up of National Councils established in ten Pacific countries. Avowedly non-political, "The Institute as such and the National Councils of which it is composed are precluded from expressing an opinion on any aspect of national or international affairs": opinions expressed in its publications, *Pacific Affairs* and *Pacific Survey*, were explicitly personal and unofficial. Major biennial conferences, like one held in Kyoto in 1929, brought together leading members of the national councils to discuss contemporary problems. Friendships formed between Japanese members like Takagi Yasaka, Matsumoto Shigeharu, and Matsukata Saburō and Americans like John D. Rockefeller III and Englishmen like Arnold Toynbee, all of whom were present at Kyoto, continued for the rest of their lives. In the years that followed the American Council, aware of the need for better understanding of Pacific problems, tried, in the

words of Secretary General Edward C. Carter, "to promote scholarship with respect particularly to language and research, second, to stimulate, or actively engage in, the preparation of materials for use in study and teaching, and third, to deal directly with the problem of adequate teaching of the civilizations of the East. . ." Hence the surveys cited above.

As Pacific politics heated up with the Japanese advance into Manchuria and North China in the 1930's it became more and more difficult to persuade Chinese delegates to sit down with Japanese, however, and in discussions and debates the Chinese usually seemed to have the right on their side. Council publications became increasingly critical of Japan. Takagi Yasaka later thought this a beginning of the political partisanship that would cost the Institute of Pacific Relations dearly in the fevered political atmosphere in the United States during the McCarthy era of the 1950's. Nonetheless the first, and still important study of modern Japan in English, E. Herbert Norman's *Japan's Emergence as a Modern State* (1940) which appeared in the Institute's Inquiry Series, became the starting point for all discussions of the Meiji Restoration in the years after World War II in the United States.

The 1930's thus saw modest but encouraging indications of the realization of the importance of Japan studies. In 1919 the American Council of Learned Societies, a conglomerate of scholarly organizations, established its Committee for Promotion of Chinese Studies. This soon had a sister Committee on Japanese Studies, with Mortimer Graves as secretary, attracting funding from the Rockefeller Foundation, Carnegie Corporation and Carnegie Endowment for World Peace. It sponsored activities designed to promote scholarly study and awareness of both China and Japan. Fellowship support arranged under its auspices sent the young Hugh Borton to Leiden University to the Netherlands to work on his doctorate under the guidance of J. Rahder (later at Yale University). The American Council of Learned Societies also set about working for bibliographical and other guides for research, discussed ways of making the results of scholarship published in Chinese and Japanese available for scholars, and surveyed the possibility of establishing American centers in East Asia for the guidance of scholars and the exchange of scholarly information.

In New York the Society for Japanese Studies under the direction of Louis Ledoux, a noted collector of Japanese woodblock prints, numbered some 60 people among its members. Also in New York, the Japan Society of New York did its best to raise consciousness of Japan by sponsoring lecture series and the publication of several items, including Sugimoto Etsu Inagaki *A Daughter of the Samurai* and Anesaki Masaharu, *Art, Life, and Nature in Japan*. In 1931 the Japanese Culture Center established by Tsunoda Ryūsaku at Columbia University was formally transferred to the university, its collection of materials becoming part of the university library system.

Nevertheless the results of this activity remained modest. In 1933 Yasaki Takagi, Hepburn Professor of American Constitutional Law at the Imperial University of Tokyo, carried out a survey of Japanese studies in the United States for the Institute of Pacific Relations. Submitted in January 1934, the report was published by the Institute in Honolulu the following year.

Takagi found special chairs established for Japanese studies only at Stanford, where Payson J. Treat was about to retire, succeeded by Yamato Ichihashi. At Yale Asakawa Kan'ichi was Research Associate in History and Curator of the Japanese and Chinese collections. At Columbia Tsunoda Ryusaku was Lecturer in the History Department and Curator of the Japanese collection, while at Harvard Kishimoto Hideo was instructor in Japanese language. On the West coast Yoshio Kuno taught at the University of California at Berkeley and Henry S. Tatsumi at the University of Washington. At the University of Hawaii the resignation of Tasuku Harada had created an opening not yet filled. At Northwestern University Kenneth Colegrove and Wm. Montgomery McGovern seemed "to have found ways to provide for teaching Japanese to advanced students of political science so that they may do research in their special field with the original Japanese materials", means which Takagi did not explain. Harvard had recently condescended to give formal credit for courses in Japanese language, while Columbia, less rash, had decided to honor one such course.

Many institutions, of course, offered courses that included Japan and Japanese materials about Japan in their offerings; in art, Harvard (Langdon Warner and Benjamin Rowland), Princeton (George Rowley), and in history, political science, and geography, many more.

Language study, Takagi and his hosts seemed to agree, "was practically beyond the range of possibility, except in the greatest universities." Consequently collections of books in Japanese were available in very few places. At Columbia the collection recently transferred by the Japanese Culture Center comprised seventeen thousand volumes. At Yale the labors of Asakawa had brought a collection of nearly fifteen thousand volumes into being. Harvard-Yenching Institute, which had some 80,000 books in Chinese also had a Japanese collection of approximately eight thousand volumes. Northwestern University had a "few thousand volumes of selected materials", particularly strong in political science and remarkable for the inclusion of parliamentary records and journals. "It is", Takagi wrote, "inspiring to think that these original sources are being used with the help of the best available dictionaries." Finally, the University of Hawaii had a "fair collection of Japanese books, partly contributed by local Japanese. The collection is reported to have several thousand volumes."

Takagi noted that "after all, the problem of Japanese studies is in a formative period and must be investigated, experimented in, and carried on by some pioneer workers and vanguard institutions." He saw particular merit in experimental summer

workshops like those organized at Harvard in the summer of 1932 under the joint auspices of the American Council of Learned Societies and the Harvard-Yenching Institute, and a successor workshop in 1934 at the University of California. Even so these, and most of the courses which he noted in his travels throughout the United States, were devoted to "Far Eastern", rather than specifically "Japanese", studies.

Takagi's study drew attention to the fact that the Harvard-Yenching Institute had just appointed as its Director Serge Elisseeff, who had come from Paris in 1932 on a temporary appointment. He saw better things for the future in the preparation of a few young scholars who promised better training and language competence than most of the men he found teaching. With these young scholars,--Gordon Bowles in Anthropology, Burton Fahs in Political Science, Hugh Borton in History, and Robert K. Reischauer and Edwin O. Reischauer in History--future developments might become substantial. It would, Takagi thought, "be well worth while to train a few able young philologists with the specific purpose of equipping them to teach Japanese in some university. I should like to envisage these young scholars as forming future centers of Japanese studies in various American universities. I would strongly suggest, in this connection, securing some of those young scholars who were born in Japan and who speak excellent Japanese."

While this might be the task for the future, however, Takagi also urged the importance of having every instructor "make conscious efforts to observing and giving thought to relevant Japanese subjects, for no matter how great a man's reputation for scholarship in his own field may be, whether he be Japanese or American, he can not adequately stress Japanese subjects in his university teaching without continuous and specific endeavor with that particular object."

Takagi wrote from personal knowledge of the problems that faced builders of Japanese studies, for his own role in American studies in Tokyo was as lonely a pioneering task as that on which he found his American friends engaged. In some ways, however, United States Japanese studies seemed even more difficult, because of cultural gaps. More exchange students would help. Takagi thought, but "for some reason or other American students who plan to stay in Japanese Universities find it extremely difficult to adjust themselves. . . The difficulties in this connection are complex--differences in mode of living, in the architecture of the houses themselves, in social customs. . ." He admired greatly the pattern that Amherst House had established at Dōshisha University in Kyoto, and hoped one day to see such a center in Tokyo. The idea had also been raised with him of encouraging exchange professors who might have no teaching duties, but simply spend a period in the "academic host environment of the other country and to study its civilization at first hand. The idea is not a simple one; but here again the establishment of a small headquarters would facilitate to a considerable extent the materialization of such a project." In this speculation one sees prefigured the postwar establishment of the International House of Japan, in which Takagi would later play a central role. (Yasaka Takaki (sic),

Japanese Studies in the Universities and Colleges of the United States, Institute of Pacific Relations, Honolulu, 1935.)

The crisis of World War II brought sudden intensification to the study of Japanese and Japanese society. The disruption of higher education that resulted from the calls for manpower and the urgency of the situation meant that progress would come in special programs rather than in the expansion of university and college curricula. Lessons and products of these programs would, within a decade, completely transform the field of Japanese studies. This was particularly true in the field of language teaching. In contrast to Japan where the teaching of English went into decline as the Anglo-Saxon powers became identified as the enemy, in the United States the study of Japanese suddenly assumed enormous importance in preparation for the struggle and the victory. (One is tempted to credit the comparable intensification of the teaching of English in a postwar Japan under American domination, in years when American effort in Japanese slackened, as a contrast.)

Though Japanese language study did not proceed within normal course and curriculum development, it did take place on university campuses. This came about as a result of national policy. For some years the supply of manpower available to the armed services outran their ability to train, arm, and utilize them. The Pacific front particularly had to wait for the delivery of ships and planes, and despite the wishes of the navy and complaints of MacArthur it had second priority in Washington's plans. The Western front, however, began to utilize large numbers of men only in 1943 and 1944. This long delay coincided with the distress of universities which were losing faculty members and students to the enlistment drives of the armed services.

Out of this came plans for crash programs for the study of foreign languages on university campuses under service direction but taught by academic personnel. In the recognition that the United States would emerge from World War II as a world power, there was prediction of the need for people competent in all foreign languages and not just those of enemy countries, and ideas for the Army Specialized Language Program took root. No languages were more likely to be required in future occupation duties than those of the enemy nations, however, and Japanese suddenly received the highest priority. Elite programs for language officers were set up by the United States Navy at Boulder, Colorado, on the campus of the University of Colorado, while the army equivalent came at Camp Savage (Minnesota) and the University of Michigan. Army Specialized Programs in Japanese were established at Harvard, Chicago, and elsewhere, and a number of Civil government programs for future occupation duty followed. Almost all of these were east of the Pacific coast states, from which Japanese and Japanese-Americans had been banned by executive order based on fears of disloyalty and subversion. Hawaii, not subject to that order by virtue of the essential nature of the Japanese American community to the islands' economy, was itself under military governance and without a language training center.

The programs so established differed from previous academic language training in that their focus was on contemporary colloquial and not the classical tradition. Some even avoided the teaching of the writing system altogether. Because properly trained specialist instructors were scarce, Japanese and Japanese-American "informants" led drill sessions after academic specialists lectured larger classes in general patterns of speech and grammar. Training was intensive; language, far from being one fourth or one fifth of a student course load, was the principal task. But since language also required a context and since no group, not even service recruits, could survive uninterrupted language training, "area" instruction in geography, economics, society, and modern history was added also, even though some of the instructors were themselves recent recruits to the field. The beneficiaries of such teaching, students, usually selected on the basis of work in other languages in their college training, soon made rapid progress, staffing armed services as interpreters and later the Occupation forces' ATIS (Allied Translator and Interpreter Service) as well as intelligence, counter-intelligence, and other agencies. When the flow of students from universities to the armed services was reversed after the Japanese surrender in 1945 American institutions of higher learning had the opportunity to channel and convert this war-time fostered interest into academic channels.

The area of study most immediately and permanently changed was that of language teaching. In the few centers that existed--at Harvard, Columbia, Berkeley and Washington--large numbers of students now replaced the scattering of prewar candidates. Their vocabularies were replete with the terminology of field artillery or naval ordinance and imperfectly developed for aesthetic canons needed for study of the classics, but they could approach those from the colloquial in the much more natural sequence familiar to native scholars. Neither the students nor their successors would again be content with the leisurely approach to distant areas, often carried out in virtual indifference to contemporary concerns, that had characterized their predecessors (and that still prevailed in the teaching of many Western languages). Rapid progress in the colloquial through intensive instruction became the normal route for academic work in any part of Japan studies; Japan specialists, whatever their field, would be prepared to discuss their work in colloquial Japanese with Japanese scholars, and visiting Japanese scholars would be able to discuss their research with their American colleagues and advanced students in seminars conducted in Japanese at American universities.

In the fall of 1946 American graduate centers began to receive the products of this training and experience as candidates for advanced degrees. At Harvard Professor Serge Elisseeff, joined now by Professor Edwin O. Reischauer, newly returned from his wartime service in Washington, conducted work in language, literature, and history; at Columbia there were Professor Ryusaku Tsunoda, joined by Professor Hugh Borton and, shortly, George B. Sansom, together with Harold Henderson and the language staff under Ichiro Shirato, at Yale Chitoshi Yanaga; everywhere courses and seminars thinly attended and irregularly offered in prewar years were suddenly in

demand. Introductory language classes previously reserved for specialist graduate students began to draw undergraduate interest as well.

Between 1948 and 1952 the first group of scholars began to emerge from these programs; John W. Hall, Thomas C. Smith, Toshio G. Tsukahira, Robert Schwantes, Marius B. Jansen and William T. de Bary in history, Robert A. Scalapino and Nobutaka Ike in government, Donald Keene, Howard Hibbett, Donald H. Shively and others in literature--the first generation of postwar specialists. By 1950 those named were moving into colleges and universities. As a result the number of degrees grew rapidly, in Japanese history alone 25 Phd's were granted between 1945 and 1955, 49 from 1956 to 1965, and 95 from 1966 to 1975. Progress into teaching appointments was facilitated by the action of foundations anxious to help advance American competence in "area studies". In 1946 the Social Science Research Council established its Committee on World Area Research, and in 1947 the Carnegie Corporation made its first grants for the support of area centers. The Rockefeller Foundation had already been active with grants and fellowship support. By 1950 there were six major area programs which dealt with Japan: Far Eastern Studies at Yale (1945), the Far Eastern and Russian Institute at the University of Washington (1946), the Center for Japanese Studies at Michigan (1947), the East Asia Regional Studies Program at Harvard (1947), the East Asian Institute at Columbia (1948), and the Institute of East Asiatic Studies at the University of California at Berkeley (1949).

Outside support increased with the Fulbright Program agreement with Japan (1951), and the entry of the Ford Foundation into the support for foreign area research later in the 1950's. As during World War II, government intervention depended upon the perception of a present or future foreign threat; in 1958 the National Defense Education Act provided massive support for library, staff, and fellowship development in a perceived competition with the Soviet Union. The totality of this support was estimated by the ACLS-SSRC report of 1970 to be \$19 million for Japanese studies between 1958 and 1970, with the federal government (including the Fulbright program) contributing slightly over half. This activity transformed the scene of Japan Studies. Funding for new staff positions, library acquisitions, field research, and student fellowships increased dramatically. The era was also one of unparalleled expansion in American higher education generally. Institutions were pleased to add new programs and new fields in what seemed a setting of permanent growth, and the "opportunity cost" to them and to the traditional discipline departments in terms of alternatives sacrificed to make way for area studies was slight or negligible. Foundation and government support in fact, probably did not exceed 10 to 15% of the total amount that was invested in Japanese studies. They did, however, figure importantly in areas which the institutions themselves were least prepared or able to support: off-campus cooperation, field research, and library acquisitions for which no previous channels or competence had existed.

Although the numbers of specialists and courses grew rapidly, it must be remembered that the starting point was extremely low. Percentage gains, though impressive, were not always meaningful. Professor Takagi had found some thirteen qualified American specialists in the mid 1930's, five of them still graduate students, so that gains of several hundred per cent still left the United States strikingly understaffed in Japanese studies in comparison with European or Russian studies. Nevertheless the gains were real. By the late 1960's a survey conducted by the Joint Committee for Japanese Studies of the American Council of Learned Societies and the Social Science Research Council counted some 500 faculty and advanced graduate students in the field at 135 colleges and universities. Of those colleges, 61 had two or more Japan specialists on their faculties, and 27 had four or more. 75 institutions offered instruction in Japanese language.

Much of this development took place under the umbrella of "area" programs that tried to bring together teaching and research in a number of disciplines. History tended to come first, as history had always, or usually been taught in geographically discrete (usually country) units. Disciplines more insistent upon methodology-- economics, sociology, anthropology, and to some extent political science-- were slower to recognize the need of Japan specialists among their numbers. The inter-disciplinary area program offered a way around academic parochialism. Since area specialists also had special needs-- funding for library, field work, and support for graduate students who required additional training in language-- the "area" program provided a useful device to call attention to, and seek support for, such needs.

By the early 1960's the field of Japanese studies was also beginning to show possibilities for cooperative ventures. In 1960 the Conference on Modern Japan was established within the Association for Asian Studies, under support provided by the Ford Foundation, to plan a series of conferences on the development of modern Japanese state and society. A preliminary conference was held at Hakone in the summer of 1960. Some thirty specialists, Japanese as well as American and Australian, discussed the concept of "modernization" as an appropriate rubric for consideration for Japan's modern development. The Hakone meeting, described later in a report by John W. Hall, served to illustrate and advance a number of aspects of the field of Japanese studies as it was developing.

The first of these was the close cooperation with Japanese scholars and scholarship. Although Japan studies had been late in developing in the United States, when they did develop it was possible to relate to and rely on a vital and fully developed academic and research tradition that had been building in Japan since the late nineteenth century. The Japan academy had, to be sure, been restricted by a number of taboos related to the ideology of Imperial Japan. It was hampered in speculations about the origins of the Japanese state and imperial house, and it was far from free to discuss the nature and impact of Japanese imperialism and militarism in the 1930's. Emergent disciplines such as sociology and anthropology were also

poorly developed, and political science tended to be political history. In the traditional disciplines of history, literature and law however, Japanese scholars had established impressive standards of achievement. The end of the Pacific War and the lifting of ideological restrictions found Japanese scholars willing and generous in cooperation with American scholars. Early postwar scholarship in Japan was strongly influenced-- indeed for a time, dominated-- by Marxist criteria, however, with the result that the suggestion of "modernization" as a less political and less teleological framework that would permit an "open approach" brought spirited rejoinders from Japan, thus establishing a dialogue that continued for better than a decade. The Conference on Modern Japan scheduled a series of six conferences, each including Japanese participants, and producing a volume of conference essays. Collectively this effort largely set the agenda and dominated the setting for history and social science studies in the 1960's.

When the original conferences were completed in 1968 the Conference on Modern Japan was replaced by a Joint Committee on Japanese Studies, established by the American Council of Learned Societies and Social Science Research Council. This organization conducted a series of meetings screening and reviewing the progress of Japan studies discipline by discipline. It also scheduled an additional set of conferences similar to the earlier meetings. From the first it also accepted responsibility for screening Foreign Area Fellowship applicants for (Ford Foundation funded) grants, a program subsequently merged with grants extended under the auspices of the Social Science Research Council. In 1970 the Joint Committee conducted its first survey of the field of Japanese studies in the United States (the "Hall report"), a survey that was updated in 1983 (the "Massey report").

Japan studies also benefited from the close rapport developed during the 1960's under the ambassadorship of Edwin O. Reischauer. Out of the joint cabinet-level meetings established between United States and Japanese representatives came a United States-Japan Conference on Cultural and Educational Interchange (CULCON). A series of bi-national meetings between leaders of communications, and education made special provision for a sub-committee on Japanese studies. Biennial meetings of CULCON alternated between Japan and the United States; the 13th was held in Tokyo in July 1986.

Centers of Japanese studies also cooperated in the development of language training facilities. An overseas campus established by Stanford University in Tokyo in 1961 was converted into an Inter-University Center for Japanese Language Studies sponsored by ten American centers (the Universities of Hawaii, Washington, Stanford, California, Michigan, Chicago, and Princeton, Columbia, Yale and Harvard Universities) and one Canadian (the University for British Columbia) center; subsequently Cornell University joined as a sponsor. Stanford University continued to administer the center (as it did a parallel center for Chinese language study on Taiwan). An inter-university committee, its chair alternating between the sponsoring

institutions, raised the funds and set the guidelines. Full-time directors were chosen by the inter-university committee. Initially funding came from the Ford Foundation, and as this declined the United States Department of Education, United States-Japan Friendship Commissions, and the Japan Foundation filled the gap. Founding institutional sponsors also made contributions and did their best to fund their own students at the Center. The Center was open to undergraduate and graduate students, and it accepted applications from all institutions and not only its own students. By this means some 30 students, admitted after a minimal two years of formal language study, were admitted for a year's intensive study of Japanese under ideal conditions with highly qualified teachers. Graduates of the Inter University Center returned to their sponsoring institutions for their dissertation work and degrees. Within a relatively short time they stood out as particularly well-prepared and able specialists. The shared experience of Center instruction also worked to increase the collegiality among the Center students as future leaders of the profession.

As the 1960's drew to a close the Ford Foundation priorities began shifting to other areas and it seemed evident that other sources of support would be required. One such, which engaged the efforts of and began under the direction of Japan studies leaders, was the Japan-United States Friendship Commission. With the reversion of Okinawa to Japanese rule, a process negotiated in 1969 and implemented in 1972, it became possible to discuss final disposition of funds ear-marked for the return of government aid and relief in occupied areas (GARIOA) and funds ear-marked as satisfaction for American-instituted "improvements" on Okinawa. A portion of these were set aside to be used for cultural purposes, and out of this came the Commission, established in 1975. Commission members were presidential appointments. Commission funds were paid in yen, but required congressional authorization. Through this somewhat complex route came funding for major libraries of Japanese books, research conferences, and numerous forms of exchange between Japan and the United States, as well as, and especially, support for the Inter University Center.

In 1972 the Government of Japan established the Japan Foundation as its principal program for cultural exchange and diplomacy. The Foundation replaced and absorbed smaller efforts of earlier years (particularly the Kokusai Bunka Shinkokai, the Institute for Cultural Exchange), and set in motion a number of programs which soon became central to the health of Japan Studies. As foundation support diminished and the rising value of the yen replaced the favorable exchange rate of the 1950's and 1960's, the Japan Foundation moved to take up some of the slack. A fellowship program for professional and doctoral applicants quickly became as important as the earlier Ford Foundation programs had been. Provision was made for the support of research conferences, start-up grants for Japan studies in institutions as yet unable to manage them, exchange professorships, library support for smaller institutions, and matching programs for new faculty appointments. In all the above the Foundation left the selection process in the hands of an American Advisory Committee constituted on a rotation basis from academic and institutional representatives of the field of Japanese studies.

In 1974 the Japan Foundation inaugurated its program by making grants of one million dollars each to ten leading centers of Japan Studies in the United States, defined in terms of the number of faculty members. Thereafter it continued as a channel for tax-free gifts by Japanese donors to American institutions, sponsored exchanges of cultural importance in areas as varied as music and *sumo* and provided large grants for the expansion of facilities for Japanese art at major museums.

In addition to the Japan Foundation a number of other institutions came into the scene as possible or occasional supporters of Japanese studies. The United States-Japan Foundation was created in 1980 with its principal focus on problems of contemporary Japanese society and American-Japanese relations. The Luce Foundation underwrote several programs investigating United States-Japan relations. Smaller bodies like the Ise Foundation, the Hitachi Foundation, and others came into the field and sponsored occasional projects.

Until the late 1960's the Japan studies field was remarkable for the close cooperation and shared outlook of its members. Some were prepared to relate this to the persuasive imagery of Japan's as a "consensus" society; the British sociologist R.P. Dore quipped that area specialists probably tended to take on the characteristics of the society they studied. Indian specialists, Dore speculated, seemed litigious, Latin American specialists machismo, China specialists prone to ideological dispute, while Japan specialists seemed to be taking on the characteristics of village society. The Vietnam war and the appearance of a new student generation put an end to this and introduced as much diversity as might be wished. Younger Japan specialists charged that the predominantly favorable image of modern Japan evoked by the products of the modernization conferences had had a political purpose, that they had a hidden agenda of support for American foreign policy, and that the emphasis on "consensus" tended to stifle dissent and diversity in somewhat the way Japanese authorities had praised the "beautiful customs" of Japanese familism in order to submerge the dissent always present in Japanese society. New conferences and volumes were devoted to the themes of dissent and conflict in Japanese society, and the darker side of Japanese society in the 1930's, temporarily neglected in the examination of the roots of development and progress, came back into prominence in scholarly writing. Reviews of scholarship became more pointed and sometimes acerbic.

All of this testified to the growth of the field in numbers and variety. To some degree it also indicated a change in the relationship between the United States and Japan, newly competitive and sometimes querulous. All of it could be taken as indicative of the success of the efforts to build a field and to incorporate disciplines within it. By the late 1980's Japan studies had come to maturity in intellectual as well as institutional terms. Its specialists made up a large and varied group, and uniformity of attitudes could not be attributed to them. A diversity of topics, eras, and concerns produced research that spanned a wider area than before. The volume and depth of

scholarship made it impossible for any single person to read, much less judge it all. Japan studies had come of age.

From these general comments it becomes appropriate to look more closely at some of the principal periods and divisions of Japanese studies in the United States.

5. Sitzung

Ulrich Goch, "Gesellschaft und Auslandswissenschaft am Beispiel der deutschen Japanologiegeschichte", Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung 3 (1980), 98-131

BOCHUMER JAHRBUCH ZUR OSTASIENFORSCHUNG

Herausgegeben von der
Abteilung für Ostasienwissenschaften der
Ruhr-Universität Bochum
Band 3

1980

asiatischen Raum in vielerlei
Form hat es sich in Japan
als Symbol für das Ineinander-
greifen, denen unsere Arbeit gilt.

STUDIENVERLAG DR. NORBERT BROCKMEYER · BOCHUM

GESELLSCHAFT UND AUSLANDSWISSENSCHAFT AM BEISPIEL DER
DEUTSCHEN JAPANOLOGIEGESCHICHTE
TEIL 1: VON DEN ANFÄNGEN BIS 1918

ULRICH GOCH

Sich noch einmal mit der Japanologiegeschichte zu beschäftigen, bedarf angesichts der zahlreicheren Arbeiten der letzten Zeit zu diesem Thema¹ einer Begründung. Die bisherigen Abhandlungen hierzu sind eher sehr knapp gehaltene bio-bibliographische Japanologengeschichten denn Wissenschaftsgeschichte. In ihnen schwebt die Japanologie in einem freien Raum, ihre Entwicklung wird als bestimmt durch die Leistungen individueller Japanologen oder Sinologen geschildert. Das gesellschaftliche und politische Umfeld wird jetzt gemieden, wobei letzteres zu anderen Zeiten stark betont worden war². Als Reaktion auf die sich betont unpolitisch gebende und die gesellschaftliche Funktion ausklammernde Haltung der deutschen Japanologen entwickelte sich ab den späten 60er Jahren eine kritische Gegenbewegung, deren erstes bundesweit beachtetes Schlaglicht die studentische Besetzung des Ostasiatischen Seminars der Freien Universität Berlin im Mai 1968 war³. Sehr bald gerieten in den Mittelpunkt der Kritik nicht mehr Japanologen mit ihren individuellen Lebensläufen und politischen Haltungen und Wandlungen, sondern Kernpunkt der Kritik wurde die Japanologie als Wissenschaft. Ihre Wissenschaftlichkeit wurde in Frage gestellt⁴, gefordert wurde eine gesellschafts- und gegenwartsbezogene Japanforschung.

Die Japanologiekritik - ein benachbarter Japanologe sprach in diesem Zusammenhang von einer "erschütternde(n) Konkurs- und Harakiri-Stimmung"⁵ - stellte jedoch kein isoliertes Phänomen dar, sie war ein Teil der allgemeinen kritischen "Hinterfragung" der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Wissenschaften. Auch die Geschichtswissenschaft wurde z.B. als Wissenschaft in Frage gestellt⁶, und gerade bei ihr konstatierte man ein großes Theoriedefizit⁷. Während nun, um bei dem geschichtswissenschaftlichen Beispiel zu bleiben, die Grundsatzdiskussion zu einer sehr fruchtbaren neuen Theorieproduktion⁸ führte, die den Verlust der Geschichte⁹ nur noch als historisches Bewußtseinsphänomen einer bestimmten gesellschaftlichen Situation erklären ließ, fiel die Ernte der deutschen Japanologiekritik dürftig aus¹⁰. Ein Aufsatz wie der von Roland Schneider über die Gegenwartsbezogenheit der Japanologie¹¹ blieb die Ausnahme.

Zentrale Begriffe der Japanologiekritik wie Gesellschafts- und Gegenwartsbezogenheit erhielten eine vage und beliebige Interpretation. Gegen-

wartsbezogen erschien häufig als gegenwärtig - konkret als ab Meiji 1 (1868) -, und Gesellschaftsbezogenheit schuf eine spezielle Konfusion, in der Jedermann nach eigenem Geschmack oder eigener politischer Überzeugung Erkenntnisse über die japanische Gesellschaft auf die eigene Übertragen sehen lassen wollte. Dieser letztere Begriff geriet in der Regel zum frei manipulierbaren, d.h. leeren Schlagwort.

"Alle Wissenschaften", sagt Reinhart Koselleck, "leben aus der Geschichte ihrer selbst heraus"¹². So erscheint es mir auch sinnvoll zu untersuchen, wie die Gesellschaftsbezogenheit der deutschen Japanologie historisch sich geäußert hat, d.h. welche Bezüge die deutsche Japanologie zu ihrer jeweiligen kontemporären Gesellschaft hatte. Zwar erhalten wir damit nur den historischen Aspekt der Gesellschaftsbezogenheit, doch erscheint mir die historische Dimension durchaus hilfreich für ein Bewußtmachen der heutigen Gesellschaftsbezogenheit. So verstehe ich diesen Beitrag auch nicht als eine vollständige Japanologiegeschichte, sondern als einen Beitrag zur Japanologiediskussion. Demnach kann man hier auch keine erschöpfende Würdigung der Persönlichkeiten und Werke der deutschen Japanologen erwarten. Wenn hier vielmehr die Arbeiten der deutschen Japanologen nur peripher berührt werden, so liegt das auch daran, daß diese gleichzeitig unter einer anderen Fragestellung betrachtet werden müßten; nämlich wie weit deutsche Japanologen autonome Fragestellungen entwickelt und wie weit sie die Fragestellungen und Ergebnisse japanischer Fachwissenschaftler kritisch übernommen haben. Eine solche inhaltliche Analyse der wissenschaftlichen Produktion der deutschen Japanologie soll an anderer Stelle nach der historischen Untersuchung ihrer Gesellschaftsbezogenheit folgen¹³.

Ursprünglich sollte die Japanologiegeschichte bis 1945 behandelt werden, doch die nicht erwartete Fülle des Materials machte eine Zäsur notwendig, die ich am Ende des Kaiserreiches ansetze, da in der Zeit der Weimarer Republik die Auslandswissenschaften in Deutschland teilweise einen erheblichen Umorientierungsprozeß durchliefen¹⁴.

Einige Anmerkungen zur Wortgeschichte des Begriffs Japanologie seien hier noch angefügt. Im deutschsprachigen Bereich ist der Begriff Japanologie erst sehr spät lexikalisch zu belegen¹⁵. Der früheste lexikalische Beleg überhaupt scheint Japanology in "The Oxford English Dictionary" zu sein¹⁶. An gleicher Stelle finden wir auch einen vielzitierten Beleg für Japanologist aus dem Jahre 1881¹⁷. Als solcher wird bezeichnet Sir Ernest Satow, den Ludwig Rieß in seinem Festvortrag zum 25jährigen Bestehen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (29.10.1898) als den "Begründer der Japanologie"¹⁸ erwähnt, womit wir - soweit ich sehen kann - den ersten schriftlichen Beleg für das deutsche Wort Japanologie

vor uns haben. Der Orientalist Franz Babinger sprach noch 1912 von der "Japanphilologie - Japonistik, wie man hier und da hört"¹⁹, wohingegen die in Japan erscheinende "Deutsche Japan-Post" von Japanforschung und Japanologie redete²⁰. Es steht daher zu vermuten, daß Japanologie in Analogie zu dem älteren Sinologie erstmals von den Japandutschen Ende des 19. Jhs. gebildet worden ist, wobei sie das englische Japanology verdeutschten; denn noch 1933 sprach Clemens Scharschmidt von der Japonologie²¹, was auf eine Verdeutschung des entsprechenden französischen Wortes schließen läßt.

Neben Japanologie waren und sind als Äquivalente in Gebrauch Japanforschung, -wissenschaft, -kunde, die teilweise aber auch inhaltlich von Japanologie differenziert wurden und werden. Eine Entsprechung hat dies im englischen Sprachbereich, wo Japanology durch Japanese studies ersetzt wurde, was nicht nur als eine verbale Unterscheidung verstanden werden soll²².

Japanologie bedeutete aber nicht nur die im Ausland betriebene Japanforschung, sondern war auch eine der Übersetzungen für den japanischen Begriff "kokugaku"²³. Die Gelehrten dieser Richtung, die "kokugakusha", bezeichnete man als Japanologen²⁴. Mit der Etablierung der Fächer japanische Sprache, Kultur usw. an den akademischen Institutionen wurde Japanologie der zusammenfassende Oberbegriff der auf Japan bezogenen "Geisteswissenschaften" und Japanologe die Bezeichnung für einen in diesen Wissenschaften ausgebildeten Akademiker in Abgrenzung zu den nicht durch solches Studium ausgewiesenen Japankennern, -spezialisten anderer Provenienz. Die naturwissenschaftliche Erforschung Japans wurde ab der Weimarer Zeit aus dem Katalog der die Japanologie umfassenden Wissenschaften ausgenommen.

Im Japanischen selbst wurde Japanologe und Japanologie rückübersetzt als "Nihongakusha" bzw. "Nihongaku", die damit eindeutig von "kokugakusha" und "kokugaku" unterschieden wurden²⁵.

Während schließlich im französischen Sprachgebrauch ein erweiterter Begriff wie japonisant²⁶ zu finden ist, sind im Deutschen Begriffe wie Japankundler, -wissenschaftler oder -forscher wohl noch ungebräuchlich, auch da, wo Japanologie durch Japankunde, -wissenschaft oder -forschung ersetzt wurde. Doch erscheinen solche Wortbildungen in Analogie zum bestehenden Ostasienwissenschaftler durchaus möglich.

Zur Frage nach der Begründung

"Das rasche Aufblühen des Studiums (der orientalischen Sprachen, Kulturen und Geschichte, d.V.)", schrieb der namhafte deutsche Sinologe Otto Franke schon vor fünfundsünfzig Jahren, "wurde nicht etwa bloß, nicht einmal in erster Linie durch besondere Leistungen der Dozenten herbeigeführt, so ausgezeichnete Gelehrte unter diesen auch sein mochten, sondern es war einfach die beispiellose weltwirtschaftliche und weltpolitische Entwicklung der folgenden Zeit, die eine Fülle neuer, großer Aufgaben wissenschaftlicher Art mit sich brachte und ihre Bearbeitung erzwang"²⁷. Doch eben der hier von Otto Franke angesprochene Aspekt der weltwirtschaftlichen und -politischen Entwicklung mit seinen Rückwirkungen auf die orientalistischen Wissenschaften in Deutschland ist von den deutschen Orientalisten vernachlässigt worden.

Bezogen auf den Gegenstand unserer Untersuchung, die deutsche Japanologiegeschichte, können wir feststellen, daß die deutschen Japanologen - und nicht nur sie allein - die Entwicklung ihrer Wissenschaft ausschließlich personenbezogen verstanden haben. Wissenschaftsgeschichte gerät ihnen zur Gelehrtengeschichte. Die Haltung zeigt sich in der herkömmlichen Fragestellung nach der Begründung der deutschen Japanologie, die sich auf die Suche nach ihrem Begründer beschränkt. Um den Rang eines Begründers der deutschen Japanologie muß jedoch eine Reihe von Personen streiten, was - keineswegs erschöpfend, aber exemplarisch - in einigen Zitaten belegt werden soll. So sagt Bruno Lewin von Rudolf Lange²⁸, daß er "die deutsche Japanologie begründete"²⁹, von Karl Florenz dann aber, daß er "das Fundament für die deutsche Japanologie des 20. Jahrhunderts gelegt" habe³⁰. Einige Jahre später differenziert Lewin zwischen einem frühen Stadium der deutschen Japanologie (Kaempfer, Siebold, Rein), Beiträgen zur Gründung einer deutschen Japanologie (Rein, Bälz, Roesler, Wenckstern, Netto, Koeber, Lehmann, Lange, Florenz) und dem Begründer der deutschen Japanologie auf dem Gebiet der japanischen Sprache, Literatur, Geschichte und Religion (Florenz)³¹. Horst Hammitzsch stellt fest, daß einmal Engelbert Kaempfer und nach ihm Philipp Franz von Siebold "durch ihre grundlegende Forschungsarbeit die Ansatzpunkte für eine Weiterentwicklung japanologischer Studien aufgezeichnet haben"³², daß aber "eine Nutzenanwendung (aus ihren Arbeiten, d.V.) ... die damalige Zeit nicht gezogen"³³ habe. So darf man nach dem Urteil von Hammitzsch Karl Florenz "als den eigentlichen Begründer der deutschen Japanologie bezeichnen"³⁴, auch wenn "erste Schritte auf dem Gebiet der japanologischen Forschung"³⁵ (der Österreicher) August Pfizmaier unternommen habe. Wilhelm Gundert entschied sich eindeutig für Florenz, seinen Vorgänger im Amt, indem er ihn von den früheren deutschen Gelehrten, deren Leistungen für die Erforschung Japans Gundert durchaus

anerkennt, darin unterscheidet, daß er sagt: "so ist es doch ohne Frage Karl Florenz gewesen, der ... die Japanforschung über das Gebiet allgemeiner natur- und völkerkundlicher Betrachtungen hinaus erweitert und durch gründliches Eindringen in Sprache und Schrifttum, das heißt also in die innersten Bezirke japanischen Denkens und Wesens, die Japanologie im strengen Sinn als philologische und Kulturwissenschaft begründet hat³⁶." Ebenso eindeutig sprach Clemens Scharschmidt für Rudolf Lange, seinen Amtsvorgänger, wenn er in seinem Nachruf auf ihn schrieb: "... die Leute vom Bau ... und seine zahlreichen Schüler schätzten ihn als den Begründer der wissenschaftlichen Japonologie in Deutschland. Denn er war der erste Inhaber des einzigen Lehrstuhls, den man in Deutschland für Japanisch hatte, und bis zum (Ersten, d.V.) Weltkrieg gab es keine andere Möglichkeit, sich eine wissenschaftlich fundierte Kenntnis in der schwierigen japanischen Sprache und Schrift zu verschaffen als unter Lange im Seminar für Orientalische Sprachen zu Berlin³⁷." Nach Scharschmidt hat Lange auch "in seinem Vaterland ... der wissenschaftlichen Japonologie den Weg geebnet³⁸." Für Friedrich Maximilian Trautz war schließlich Siebold "der Begründer der deutschen Japan-Wissenschaft³⁹."

Bei allen Bemühungen, sich mehr oder weniger eindeutig für einen Begründer der deutschen Japanologie zu entscheiden, bleibt aber festzustellen, daß eine Diskussion um die Begründergestalt nicht stattfindet, weil deutsche Japanologen so gut wie nie einschlägige Aufsätze anderer Fachgenossen zitieren, wenn sie über ihr Wissenschaftsgebiet schreiben. Jeder stellt die Ahnengalerie seiner Wissenschaft nach eigener Einschätzung auf. Aus unerfindlichen Gründen fehlt in dieser Reihe neben manch anderer auch die Büste eines Johann Hoffmann, der nach den sonst angelegten Maßstäben eigentlich an die erste Stelle gehörte, war er doch der erste Inhaber eines japanologischen Lehrstuhls in ganz Europa und wird er doch auch von Japanern als Japanologe eingestuft⁴⁰. Dagegen wird der mit einem ähnlich bunten Lebenslauf wie Hoffmann ausgezeichnete August Pfizmaier⁴¹ - Gastwirtssohn, gelernter Hotelkoch, dann Doktor der Medizin, autdidaktisches Sprachgenie, überaus fleißiger Studierstubegelehrter und wirkliches Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien - ohne Zögern für die Geschichte der deutschen Japanologie vereinnahmt, obgleich er Österreicher war.

Wenn ich von deutscher Japanologie spreche, dann meine ich nicht deutschsprachige Japanologie, sondern die im Rahmen der deutschen Gesellschaft betriebene Japanologie. Dazu gehören einerseits Ausländer, die in Deutschland japanologisch arbeiten, als auch Deutsche, die im Ausland sich zum Nutzen der deutschen Gesellschaft der Japanologie widmen. Aus diesem Grunde zähle ich auch Philipp Franz von Siebold^{41a} nicht unter die deutschen Japanologen, da er in holländischem Auftrag und Dienst

Japan, seine Geschichte, Kultur, Gesellschaft, Natur, Klima usw. wissenschaftlich untersuchte.

Die Frage nach der Ursache und den Hintergründen, warum der jeweilig postulierte Begründer der deutschen Japanologie diese Wissenschaft denn begründete oder begründen konnte, stellen sich die deutschen Japanologen nur allzu selten. Geschieht es ansatzweise doch, z.B. im Falle der Einrichtung eines japanologischen Lehrstuhls am Hamburger Kolonialinstitut und der Berufung von Karl Florenz auf diese Stelle, dann wird dies wieder auf die speziellen Fähigkeiten und Einsichten eines einzelnen Gelehrten zurückgeführt: "Es war der Sinologe Otto Franke, der die Bedeutung japanologischer Forschung erkannte und sich für die Errichtung eines Lehrstuhls für Japanologie einsetzte⁴²" oder - in einem früheren Aufsatz desselben Autors - Karl Florenz' "Ruf nach dort geht vor allem auf den Sinologen Otto Franke zurück, der die Bedeutung japanischer Forschung mit der ihm eigenen Weitsicht erkannt hatte⁴³."

Eingedenk der ahnungsvollen Worte Otto Frankes, die oben zitiert sind, wollen wir hier die gesellschaftlichen Ursachen der Entwicklung der deutschen Japanologie nicht - wie bisher geschehen - als Problem ausklammern und uns übereilt für eine Begründerpersönlichkeit entscheiden, sondern die Frage nach der Begründung der deutschen Japanologie neu und offen stellen. Wir werden uns den ersten Zentren japanologischer Forschung in Leipzig, Hamburg, Berlin und Tōkyō zuwenden, ihre Entstehung und Entwicklung untersuchen und erst dann überlegen, wer und/oder was die deutsche Japanologie begründet hat.

Leipzig

"Seit dem Winter 1895/96" hielt nach André Wedemeyer der Leipziger Professor August Conrady⁴⁴ "in einer ganzen Reihe von Semestern ... neben sonstigen Vorlesungen auch solche über japanische Sprache oder japanische Literatur ... wie denn auch eine ganze Anzahl seiner Schüler noch bis zur jüngsten Vergangenheit mit japanologischen Arbeiten promoviert haben⁴⁵." Einen großen Aufschwung erfuhr die japanologische Forschung jedoch erst mit der Gründung des Königlich Sächsischen Instituts für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig, das der Historiker Karl Lamprecht leitete. Dieses im Mai 1909 eröffnete Institut besaß auch eine Ostasiatische Abteilung, von der Wedemeyer sagt, daß sie "praktisch eine Arbeitsstätte vornehmlich für japanische Geschichtsforschung, wenn auch keineswegs ausschließlich⁴⁶" war. Im Herbst 1913 entstand als Vervollständigung der Ostasiatischen Abteilung das Seminar für ostasiatische Kulturen und Sprachen. Als im Sommer 1914 Karl Florenz nach fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit in Japan ... Deutschland zurückkehrte, begründete die Presse dies

damit, daß er den für ihn neu geschaffenen, vorläufig außeretatmäßigen Lehrstuhl für japanische Sprache und Literatur an der Universität Leipzig annehmen wolle⁴⁷. Florenz ging jedoch nach Hamburg, und die Einrichtung eines japanologischen Lehrstuhls in Leipzig wurde aufgegeben.

Über das Institut für Kultur- und Universalgeschichte, dessen Gründung nach Lamprechts Worten "rein von der Entwicklung der Wissenschaften her erfolgt(e)"⁴⁸, ist an anderer Stelle geschrieben worden⁴⁹. Wir wollen hier die Ableitung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der japanischen Kultur und Geschichte aus dem universalhistorischen Konzept von Karl Lamprecht untersuchen und nach der gesellschaftlichen Komponente von Lamprechts Wissenschaft fragen. Wir müssen daher etwas weiter ausholen und erst einmal Karl Lamprechts Wissenschaftstheorie referieren.

Karl Lamprecht definierte moderne Geschichtswissenschaft als eine "sozialpsychologische Wissenschaft"⁵⁰ im Gegensatz zur individualpsychologisch ausgerichteten älteren Geschichtswissenschaft. Bei dem Gegensatz der beiden Richtungen handelte es sich nach Lamprecht "vor allem um die Bedeutung der sozialpsychischen Faktoren in der Geschichte in ihrem Verhältnis zu den individualpsychischen, etwas weniger genau ausgedrückt um die Auffassung einerseits der Zustände, andererseits der Helden als bewogender Kräfte des historischen Verlaufes"⁵¹. Mit dieser Definition von Geschichte, das Adjektiv "modern" war da durchaus angebracht, und mit seiner Theorie und Methode wurde Lamprecht von der sich als seriös verstehenden, konservativen Geschichtswissenschaft, die Geschichte als letztlich transzendentes Wechselspiel von großen Persönlichkeiten und Staaten bewunderte, auf das heftigste und unseriöseste angegriffen und am Ende auch zur Kapitulation gezwungen⁵².

Als das methodologisch Neue seines Verfahrens bezeichnete Lamprecht das "Hinabdringen bis auf die untersten und in der Tiefe konstituierenden seelischen Elemente ... der Kulturzeitalter"⁵³. Die Kulturzeitalter laufen nach Lamprecht nicht nur nach einer gewissen psychischen Mechanik ab, sondern manifestieren sich selbst auch in der unverbrüchlichen Reihenfolge einer bestimmten Anzahl von Kulturzeitaltern⁵⁴. Im Kulturzeitalter sieht er das Nebeneinanderwirken zweier Kräfte: einmal "die Kraft der Erscheinungswelt, die ständig neue Mengen von Reizen und Assoziationsmöglichkeiten liefert"⁵⁵ und zum anderen "die Kraft der sozialen Psyche, welche diese Erscheinungen ... immer wieder durch Sonderung (Analyse) und Zusammenfassung (Synthese) zu beherrschen weiß"⁵⁶. Die soziale Psyche ist für Lamprecht insofern die Dominante, "als sie eine bestimmte Potenz der Entwicklung" besitze, "die durch äußere Einflüsse besonders gefährdet oder zurückgedrängt werden, niemals aber in der Auswirkung eben ihres innersten Charakters zu Änderungen veranlaßt werden kann"⁵⁷. Nicht nur im Ablauf der Kulturzeitalter entdeckt Lamprecht gewisse historische Gesetzmäßig-

keiten, er führt auch aus, daß die "geistigen Werte neuer Kulturzeitalter der Regel nach im Zusammenhang mit wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen entstehen"⁵⁸. Hierbei wagte es Lamprecht zum großen Entsetzen der Historikerzunft sogar, sich auf Karl Marx zu berufen, den er aber von seinem Standpunkt aus auch kritisierte⁵⁹.

Die Frage für Lamprecht war nun, ob sich die Erscheinung der Kulturzeitalter, die er in der deutschen Geschichte entdeckt hatte, in vergleichbarem Maße auch in anderen nationalen Geschichten nachweisen ließ⁶⁰. Lamprecht selbst hatte schon die Kulturzeitalter der deutschen Geschichte in stetem Hinblick u.a. auf die Entwicklung Japans aufgestellt⁶¹.

Entsprechend der Theorie einer dominanten sozialen Psyche sind für Lamprecht im universalhistorischen Zusammenhang Sozial- und Wirtschaftsge-schichte sekundär, sein Interesse konzentriert sich auf die reinen Äußerungen der sozialen Psyche, d.h. "die Elemente höchster geistiger Betätigung: die Elemente der Sittlichkeit und Religion, noch mehr der Kunst, Dichtung und Wissenschaft"⁶². Er stellt ausdrücklich fest: "Dementsprechend darf eine Theorie des Charakters und des Ablaufes der Kulturzeitalter selbst dann nicht, wenn die Überzeugung vorläge, daß dieser Charakter und Ablauf durchaus und ausschließlich wirtschafts- und sozialpolitisch bestimmt sei, von Wirtschaftsgeschichte und Sozialgeschichte als prinzipiellen Fermenten ausgehen, sondern muß ihre Einteilungsprinzipien dem höchsten geistigen Leben entnehmen: nicht nach der Art ihrer Wurzel, sondern nach ihren Blüteerscheinungen sind die Kulturzeitalter abzugrenzen und zu ordnen. Dies um so mehr, als man ... gewiß ist, mit der Abgrenzung nach den Blüteerscheinungen zugleich auch die wurzelhaften Vorgänge völlig auseinanderzuhalten"⁶³. Unter dem Aspekt der sich letztlich nicht verändernden sozialen Psyche ist auch die Wertschätzung zu verstehen, die Lamprecht der Prähistorie, der "unter vorsichtiger Anwendung des biogenetischen Grundgesetzes" zu pflegenden Kinderkunde und der Völkerkunde zollt⁶⁴. Diese Wissenschaften sollen von der sozialen Psyche im Urzustand künden.

Nach Lamprechts Wissenschaftstheorie gehörte also die Erforschung der ostasiatischen Kulturen und ganz speziell die der japanischen Kultur als integrierender Bestandteil zu einer kultur- und universalgeschichtlichen Forschung⁶⁵. Seine Förderung der ostasiatischen Studien trug nicht nur institutionell in der Gründung des Seminars für ostasiatische Kulturen und Sprachen ihre Früchte, sondern z.B. auch in der Hinführung seines Assistenten André Wedemeyer⁶⁶ zur japanischen Geschichte. Dessen Habilitationsschrift ist bezeichnenderweise eine Untersuchung der japanischen Frühgeschichte⁶⁷.

Ein besonderes Verdienst Karl Lamprechts um die Förderung der Ostasienwissenschaften liegt auch in dem Aufbau einer über 8000 Bände starken, "hauptsächlich n...ler japanologischen Seite"⁶⁸ ausgebauten Ostasiatika-

Bibliothek, die dem neuen Seminar für ostasiatische Kulturen und Sprachen als Depot überlassen wurde. Mit verschiedenen anderen Überlassungen und Zuwendungen kam das neue Seminar auf eine Bibliothek, die an die 10.000 ostasiatische und 2100 europäische Bände sowie über 600 Broschüren, Sonderdrucke u. dgl. enthielt. In Hinsicht auf ostasiatische Studien nannte Wedemeyer diese Bibliothek "die am besten ausgestattete Bibliothek auf dem europäischen Kontinent und eine der besten in der außerjapanischen Welt"⁶⁹.

Die gesellschaftliche Begründung für seine Wissenschaft sah Lamprecht in der Notwendigkeit der Entwicklung einer neuen äußeren Kulturpolitik⁷⁰, die nicht mehr hauptsächlich eine Wirtschaftspolitik sein sollte, "die alle Dinge der Welt nach kapitalistischem Maßstabe mißt". "Eine auswärtige Kulturpolitik", schrieb Lamprecht, "die von dauerndem Erfolge begleitet werden will, darf den fremden Völkern, die Objekt ihrer Tätigkeit sind, nicht bloß mit den eigenen Bedürfnissen kommen"⁷¹. "Diese durchaus emanzipatorisch klingende Vorstellung wird im Argumentationszusammenhang aber wieder relativiert:

"Nur da werden feste und wahrhaft glückliche Beziehungen hergestellt werden können, wo den Völkern, an die man sich wendet, die Überzeugung beigebracht werden kann, daß man ihre Interessen zu wahren entschlossen ist und für sie ein Herz hat. Für die deutsche Politik nun ist hier die vorliegende Aufgabe glücklicherweise leicht und in einer Vollkommenheit, die den anderen Völkern wohl schwer in demselben Grade zur Verfügung stehen möchte, zu lösen. Es gibt eine Beschäftigung, die jenseits des Horizonts aller der uns hier zunächst bedrückenden Fragen praktischen Handelns die Dinge ruhig und fest, leidenschaftslos und doch wohlwollend, in einem objektiven Pathos sozusagen reiner Liebe, umfaßt; das ist die wissenschaftliche Widmen wir uns dem Sein und Denken der auswärtigen Völker namentlich auch mittlerer und niederer Kulturen in rein sachlichem Interesse, mit der bloßen Absicht ruhigen und teilnehmenden Verständnisses, so werden wir mehr als ihren Verstand, wir werden ihr Herz gewinnen, und damit eine feste Grundlage unseres Einflusses gewinnen in jedem Betracht. Die Wissenschaft ist darum geeignet, die heutigen Bestrebungen äußerer Kulturpolitik, die ja objektiv betrachtet viel mehr ihre Domäne sind als die des Wirtschaftslebens, mit einem reinen Geiste großer Ideen und idealer Zusammenhänge zu erfüllen; sie wird auf diese Weise die Fortentwicklung der kulturpolitischen Bestrebungen adeln und hoffentlich auf eine Höhe erheben, die den Völkern, an die sich unsere Kultur wendet, die Überzeugung

gewähren wird, nicht bloß um deutscher Machtinteressen wegen, sondern zugleich aus den strengen Anforderungen einer universalistischen Betrachtung der Welt und aus reiner Menschlichkeit sei man ihnen näher getreten. ...

Es handelt sich dabei zugleich um einen Vorgang von allgemeinstem internationalen Interesse. Es handelt sich darum, den neuen idealistischen Motiven, die unsere Kultur zu durchdringen beginnen, auch auf dem Gebiet des praktischen Handelns höchster Art Eingang zu verschaffen, und zwar aus der durch alle Geschichte beglaubigten Erfahrung heraus, daß nur auf diese Weise auch das praktische wirtschaftliche und sonstige Handeln auf die Dauer in seinen Erfolgen gesichert werden kann. Es handelt sich weiter, aus dem Horizont der deutschen Geschichte her betrachtet, um die Verquickung jener Ideale, für die unsere Väter vor hundert Jahren stritten und die uns den Ehrentitel eines Volkes der Dichter und Denker eingebracht haben, und der neuen Ideale wirtschaftlich-machtpolitischen Handelns, die sich als die natürliche und berechtigte Konsequenz unserer nationalen Einigung ergeben haben. Eine Synthese zweier sehr verschiedener Vergangenheiten unserer Nation steht bevor. Die Motive der einen und der anderen müssen wirken; und nur in der Vereinigung beider auf dem Gebiet der äußeren Kulturpolitik wie auf zahlreichen anderen Gebieten liegt die Gewähr für eine glückliche weitere Entwicklung unseres nationalen Bewußtseins und unserer nationalen Zukunft⁷²."

Ich habe diese in hochgeschraubter Sprache abgefaßte Ausführung Lamprechts deswegen in größerer Länge zitiert, weil hier seine Widersprüchlichkeit sehr deutlich zum Vorschein kommt. Kurz gesagt, bleibt die hier propagierte Synthese zweier gegensätzlicher Angehensweisen an fremde Völker, nämlich einmal die in reiner Menschlichkeit, d.h. die wissenschaftliche, und einmal die wirtschaftlich-machtpolitische, d.h. die neuen Ideale, auch wenn sie hier gleicherweise ethisch positiv bewertet werden, nicht nur alogisch, sondern auch historisch unlegbar. Hier dominiert Lamprechts Theorie über die historische Praxis, und die Zerbrechlichkeit solcher Argumentation beweist ein Ausfall, wie ihn Lamprecht mit seiner "Geistigen Mobilmachung"⁷³ tat. Da ist nur mehr die Rede von "Viel Feind", viel Ehre", vom deutschen "Weltmachtvolke", das "zur Weltherrschaft mindestens mit berufen erachtet" wird, das "zu den Auserwählten" gehört und das "ein Volk von Brüdern" geworden ist, weil "ein unendlicher Erguß nationaler Energie in den sie bis zum Grunde durchleuchtenden Strahlen ethischer Urgefühle" frei flutet. Hier erscheint ein für jegliche demagogische Manipulation geeigneter Be-

griff von Volk, der insofern in Lamprechts Theorie angelegt ist, als Lamprecht schon früher von der sozialen Psyche sagt, daß "ob man dabei für die psychischen Vorgänge und Erscheinungen in einer hypothetischen Volksseele ein Substrat sucht, ... ist eine Frage nur zweiten Ranges"⁷⁴. Von einem mit einer angeblich individuellen Volksseele ausgestatteten Volk läßt sich leicht sagen, daß es eines von Brüdern geworden sei. Voraussetzung ist dabei die Negierung sich widersprechender gesellschaftlicher Interessen im Volk.

Den späten Lamprecht heißt denn auch Ernst Engelbert einen eindeutigen "Kulturpolitiker des deutschen Imperialismus"⁷⁵, und Fritz Fischer rechnet ihn zu einer als "gouvernemental-liberal zu bezeichnenden Gruppe", deren politische Ziele sich nicht wesentlich von denen der nationalistisch-imperialistischen Alldeutschen unterschieden⁷⁶. Karl Lamprecht war in der Tat Mitglied des Alldeutschen Verbandes, wurde aber in seinen späten Jahren wegen seiner Annäherung an Bethmann Hollweg als Abtrünniger angesehen, und außerdem fand Lamprechts universalhistorisches Konzept immer wieder Kritik von Alldeutschen⁷⁷.

Bei Karl Lamprecht finden wir emanzipatorische universalhistorische Ansätze; in der konkreten gesellschaftlichen Situation unterwarf er jedoch seine Wissenschaft den Zielen seines Staates.

Für die deutsche Japanologie brachte die universalhistorische Methode solche bedeutenden Japan-Historiker hervor wie André Wedemeyer und Oskar Nachod⁷⁸. Letzterer, ein vermöglicher Privatgelehrter, wird wohl wegen fehlender Kenntnisse der japanischen Sprache gemeinhin nicht als Japanologe erachtet, doch seine historischen und bibliographischen Arbeiten über Japan⁷⁹ weisen ihm einen hohen Rang unter den deutschen Japanologen zu.

Von einem Japanologen wurde die Lamprechtsche Geschichtstheorie schon sehr bald auf eine noch vereinfachendere Ebene gezogen. Der Lamprechtsschüler Johannes Oberschaar⁸⁰, der 1932 erster Professor für Sprache und Kultur des modernen Japan an der Universität Leipzig werden sollte, setzte die soziale Psyche der Lamprechtschen Theorie gleich mit dem "seelischen Leben einer Nation" oder "den nationalen Anlagen"⁸¹. In welche Richtung dies zielte, zeigen Oberschaars weitere Ausführungen über den Nachweis der Qualität nationaler Anlagen. Nach ihm beweisen das "die politischen Großtaten der Nation, die selbstverständlich einen Schluß auf die inneren Fähigkeiten des Volkes zulassen, ganz sicher wenigstens auf diejenigen, welche die geistige und moralische Kraft für Krieg und Expansion darstellen"⁸². Krieg und Expansion erscheinen hier wie selbstverständlich mit positiver Wertung. Die soziale Psyche ist zu machtpolitischen Aktivitäten degeneriert.

Hamburg

Am 20.10.1908 wurde in Hamburg das Kolonialinstitut eröffnet. Diese Gründung war der gemeinsamen Initiative von Hamburger Senat und Reichskolonialamt zu verdanken. Ziel der Anstalt war nach der Vereinbarung vom 21.1.1908: "1.) Die gemeinsame Vorbildung von Beamten, die vom Reichskolonialamt an das Institut überwiesen werden und von anderen Personen, die in die deutschen Schutzgebiete zu gehen beabsichtigen und 2.) die Schaffung einer Zentralstelle, in der sich alle wissenschaftlichen kolonialen Bestrebungen konzentrieren können. ..."⁸³ Was unter den kolonialen Bestrebungen zu verstehen ist, erläutert ein Brief des damaligen Staatssekretärs im Reichskolonialamt Bernhard Dernburg: "Die Vorlesungen würden sich vorzugsweise auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der deutschen und fremden Kolonien, insbesondere die Handelsbeziehungen derselben (,) auf tropische Landwirtschaft, auf Landeskunde und Ethnographie der deutschen Schutzgebiete, auf Tropenhygiene, auf die Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege unserer und eventuell auch fremder Kolonien zu erstrecken haben"⁸⁴.

Im Jahre 1909 wurde am Kolonialinstitut eine Professur für Sprachen und Geschichte Ostasiens geschaffen, auf die Otto Franke berufen wurde. Es gab auch schon Sprachkurse für Japanisch. Die besonders starke Betonung der Erforschung der Kultur der fremden Länder am Kolonialinstitut hatte eine aufschlußreiche Begründung; denn "eine pflegliche Eingeborenepolitik, die", so können wir lesen, "unter Vermeidung der Proletarisierung die Völker europäisieren, ihre gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung nicht dem Zufall überlassen wollte, setzte die Kenntnis der Kulturen voraus"⁸⁵.

Welche Interessen standen nun hinter der Einrichtung des Lehrstuhls für Sprache und Kultur Japans, mit welcher Zielsetzung wurde die Japanologie am Kolonialinstitut gefördert? Eine Kolonie konnte im Jahre 1914 niemand mehr Japan nennen. Der Staatssekretär Dernburg hatte schon bei einem Japanbesuch 1910 festgestellt, "daß man es bei den Japanern mit einem sehr stolzen und selbstbewußten Volke zu tun habe" und "es ... hier nicht wie in dem Verkehr mit den niederen Völkern Afrikas (sei), denen unsere Kultur mehr oder weniger aufgepreßt werde; sondern der Japaner wisse selbst sehr wohl zu prüfen und zu unterscheiden und das Echte vom Unechten zu trennen"⁸⁶.

Der Professorenrat des Kolonialinstituts hatte einen Antrag gestellt, in dem u.a. die Errichtung des genannten japanologischen Lehrstuhls gefördert wurde. In der Begründung hieß es u.a.:

"Daß Japan heute in den Entwicklungsvorgängen am Stillen Ozean und somit in der gesamten Weltpolitik ein bedeutungsvoller Faktor ist, braucht hier nicht weiter begründet zu werden. Aber auch

wirtschaftlich stellt das Land mit seinem kolonialen Außenbesitz Formosa, der Liou-tung-Halbinsel und Korea ein ungemein wichtiges Arbeitsgebiet für Deutschlands Handel und Industrie dar, und zwar um so mehr, je höher der Wohlstand des Mutterlandes und damit auch der der Außenländer, sowie das Maß ihrer Bedürfnisse steigen. Entsprechend seiner politischen Machtstellung sind aber auch das Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen Japans stärker geworden: Das Land, das einmal auf dem Wege war, im abendländischen Kulturkreise aufzugehen, ist heute stolzer als je auf seine Eigenart; es wacht sorgsam über den Wert seiner alten Kultur, dringt auf Anerkennung seiner Sprache und verteidigt mit Eifer seine geistige Unabhängigkeit von Europa. Der fremde Kaufmann findet jetzt - und in der Zukunft wird das noch mehr der Fall sein, in Japan wesentlich andere Lebens- und Geschäftsbedingungen als in der früheren Zeit, in der er durch größere Kapitalkraft und bessere Weltkenntnis seine Unerfahrenheit in japanischen Kulturverhältnissen ausgleichen konnte. Heute wird er sich gründlich um diese letzteren kümmern müssen, wenn er überhaupt zu einer selbständigen Stellung gelangen will. Er wird daher, ebenso wie in China, die Sprache des Landes studieren, die sittlichen, religiösen und politischen Anschauungen des Volkes kennen lernen und die geschichtlich gewordenen Lebensbedingungen der Nation begreifen müssen, wenn er jene Unabhängigkeit erwerben will, die für sein Geschäft, wie für seine Stellung im Lande nötig ist.⁸⁷

Die hier der Japanologie zugeschriebene Wichtigkeit für Politik und Handel spiegelt das Selbstverständnis der Wissenschaftler einer Anstalt wider, die nicht ohne Grund Kolonialinstitut hieß und im deutschen akademischen Betrieb eine "Neuerung bot", nämlich "die kolonialwissenschaftliche Fakultät. In ihr sollten alle im Sinne des Kolonialinstituts verbundenen Professoren anderer Fakultäten zusammentreten, also je zwei Fakultäten angehören. Es war der interessante Versuch, die Fachvertreter nicht nach ihrer Fachverwandtschaft, sondern nach dem heterogenen Gesichtspunkt einer Aufgabe zusammenzufassen⁸⁸". Was der Professorenrat "wissenschaftliche Auslandskunde und Auslandsforschung⁸⁹" nannte, bezeichnete der Hamburger Senat treffender als "das neue und eigenartige Gebiet der kolonialen und überseeischen Wissenszweige⁹⁰". Ein Späterer sprach diesbezüglich von der "hamburgischen Note. Sie verlangte den Philologen, der nicht nur Philologe war und bei allem Verständnis für das historisch Gewordene nicht das Gegenwärtige aus den Augen ließ⁹¹".

Die klare Zielsetzung des Antrags des Professorenrats fand in diesem Punkt die lebhafteste Zustimmung des kaufmännischen Beirats Kolonialinstituts: Es

"muß unter allen Umständen, namentlich wenn man die auswärtigen Konkurrenzbestrebungen in Betracht zieht, das Kolonialinstitut in Hamburg dadurch gestärkt werden, daß es in der Lage ist, Sprache und Kultur derjenigen Länder zu erforschen und zu lehren, die für den hamburgischen Handel und für den Handel ganz Deutschlands von Bedeutung sind, ..."

Allgemein ist zu wiederholen, daß das starke Aufblühen des deutschen Exports dadurch ermöglicht wurde, daß die deutschen Kaufleute mehr als diejenigen anderer Länder es verstanden haben, die Sitten und Gebräuche der überseeischen Länder zu begreifen und sich mit ihren Waren diesen Bedürfnissen anzupassen. Man wird jetzt einen Schritt weiter gehen und mehr als es von anderen Ländern geschieht, Kultur und Sprache derjenigen Länder studieren müssen, mit denen man geschäftlich arbeiten will.

Eine japanologische Professur erscheint um so nötiger, als nicht nur das Land als solches zu studieren ist, um die Beziehungen zwischen Deutschland und Japan zu fördern, sondern auch weil man sich im Osten, vielleicht aber auch in der übrigen Welt, infolge der politischen Machtstellung, die sich Japan errungen hat, auf die starke Konkurrenz dieses Landes gefaßt machen muß. ...⁹²"

Was Kolonialwissenschaft nach den Vorstellungen des kaufmännischen Beirats leisten sollte und könnte, spricht aus seiner Stellungnahme zur gleichzeitig beantragten Gründung einer besonderen kolonialgeschichtlichen Abteilung im Historischen Seminar des Kolonialinstituts:

"Auch in wirtschaftlicher Beziehung würde eine kolonialgeschichtliche Abteilung beim Historischen Seminar von sehr großem Werte sein. ... Aber nicht nur die Kaufleute, die nach Übersee gehen, und die Beamten, die in unseren Kolonien zu wirken haben, würden Nutzen von einer solchen Abteilung haben, sondern auch manche, die heute ihr Geld wahllos in Kolonialwerten anlegen, würden, falls ihnen Gelegenheit dazu geboten würde, sich eingehender mit der Kolonialgeschichte im allgemeinen befassen und ihre Anlagen sehr viel richtiger wählen können. Man kann insofern also auch von einem direkten Vorteil für das anlagesuchende Publikum sprechen, indem später wohl auch dafür Sorge getragen werden müßte, daß diese Kolonialgeschichte, namentlich die deutsche, in einer allgemein verständlichen Form herausgegeben wird, um das Publikum generell darüber zu belehren, wie man die Überseeverhältnisse und -werte teilen muß⁹³".

Von den im Kolonialinstitut betriebenen Wissenschaften erwarteten sich die Kaufleute die notwendigen Daten und Kenntnisse, die der Handel brauchte, und zwar für den Kapital- und Warenexport, für die Erkundung der Bedürfnisse an Waren im Importland und - wie im Falle Japans - für vorbereitende Maßnahmen gegen die vor auszusehende weltweite Konkurrenz dieses Landes. Der Handel sah sich seinerseits dazu gezwungen, mehr Zeit und Geld als früher in Bildung zu investieren, um der neuen Lage begegnen zu können und um gegenüber dritten Ländern im Vorteil zu bleiben. Die Nutzenorientierung der Wissenschaftsinvestition zeigt sich in der Beschränkung, Interesse nur den Ländern zu widmen, mit denen man geschäftliche Beziehungen unterhalte oder plane. Hierunter fiel auch Japan.

Im Interesse des Hamburger Handels wurde also auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für Sprache und Kultur Japans am Kolonialinstitut Karl Florenz⁹⁴ berufen. Sein Einstand als Japanologe am Kolonialinstitut war sein Vortrag "Deutschland und Japan"⁹⁵ vom 30. Oktober 1914, in dem er über Japans nach längerer Ruhepause wiedergewonnenen "alten Unternehmensegeist, der sich seit Menschengedenken auf kontinentale Eroberungen richtete"⁹⁶, sprach und die japanischen Interessen, vornehmlich die wirtschaftlichen, in Ostasien umriß. Über den Zwiespalt seiner Gefühle gab Florenz in dieser für damalige Zustände vergleichsweise beherrschten Rede ein eindrucksvolles Zeugnis: "Aber auch in dieser Stunde, wo mich der heilige Zorn erfüllt gegen die Nation, der ich 25 Jahre lang gedient habe, ... und wo ich tiefbewegten Herzens auf eine nun fast vernichtete Lebensarbeit zurückblicke, auch in dieser Stunde will ich als rechter, d.h. als gerechter Deutscher Zeugnis dafür ablegen, daß ich den Glauben an bessere menschliche Eigenschaften der Japaner noch nicht ganz verloren habe"⁹⁷. Seinen ungezügeltten Haß schüttete er dagegen auf die von ihm als Urheber dieses Krieges zwischen Deutschland und Japan angesehenen Engländer und auf den japanischen "Baron Kato, der ein rücksichtsloser Streber und ein Engländerknecht"⁹⁸ sei. Der Tenor der Florenzschen Rede deutet darauf hin, daß er die imperialistische Politik als solche nicht in Frage stellte, sondern als normal und gegeben betrachtete. Was er nicht verwinden konnte, war die japanisch-englische Allianz gegen Deutschland.

Anders als Lamprecht, entwickelte Florenz keinen eigenen theoretischen Ansatz für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der japanischen Kultur. Sein Ruf als Japanologe ist jedoch unbestritten. Hinzuweisen ist hier u.a. auf seine Übersetzungen der Grundlagen des Shintō und auf seine - im deutschsprachigen Bereich immer noch allein dastehende - Geschichte der japanischen Literatur⁹⁹.

Berlin

Das Seminar für Orientalische Sprachen (SOS) wurde am 27. Oktober 1887 im Beisein hoher Regierungsbeamter feierlich eröffnet¹⁰⁰. Über die Aufgaben des Seminars klärt uns die "Bekanntmachung, betreffend das Seminar für Orientalische Sprachen an der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin" des königlich-preußischen Ministers der geistlichen usw. Angelegenheiten von Goßler vom 5.8.1877 auf. Zu dem Kreis der Auszubildenden sagt Punkt 2 dieser Bekanntmachung: "Mitglieder des Seminars können sowohl künftige Aspiranten für den Dolmetscherdienst des Auswärtigen Amtes, als auch Angehörige sonstiger Berufsstände werden, sofern sie den erforderlichen Grad geistiger und sittlicher Reife besitzen"¹⁰¹. Punkt 3 legte allgemein den Lehrplan fest: "... Der Unterricht umfaßt folgende Sprachen: Chinesisch, Japanisch, Hindustani, Arabisch, Persisch, Türkisch und Suaheli." In Verbindung mit den Sprachen sollten auch "die Realien der betreffenden Sprachgebiete, insbesondere Religion, Sitten und Gebräuche, Geographie, Statistik und neuere Geschichte behandelt werden." Als Unterrichtsziel war festgesetzt:

- a. Kenntnis der Grammatik und desjenigen Theiles des Wortschatzes, welcher im täglichen, mündlichen wie schriftlichen Verkehre am meisten zur Anwendung kommt;
- b. Uebung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Sprache;
- c. Bekanntschaft mit den am häufigsten vorkommenden Schriftstücken öffentlichen und privaten Charakters;
- d. bezüglich der Realien: Vermittlung des Verständnisses für Land und Leute¹⁰².

Der Zweck des SOS lag also in der pragmatisch geplanten Ausbildung von Dolmetschern für den deutschen auswärtigen Dienst. Das unterstreicht die unter Punkt 4 der Bekanntmachung erwähnte Privilegierung der SOS-Absolventen, die als "künftige Aspiranten für den Dolmetscherdienst des Auswärtigen Amtes ... Aussicht (hatten), bei eintretenden Vakanzen vor anderen Aspiranten berücksichtigt zu werden"¹⁰³. Dieses Privileg wiederholte noch einmal die "Notiz, betreffend die Dolmetscherlaufbahn" des Auswärtigen Amtes (Januar 1888), in der weiterhin festgestellt wurde: "Es gilt deshalb für den Dienst der Dolmetschereleven die Regel, junge Juristen einzustellen, welche wenigstens das erste Examen bestanden haben"¹⁰⁴. Für eine Ausbildung von Dolmetschern im auswärtigen Dienst zugeschnitten war auch die recht scharfe Diplomprüfungsordnung des SOS, die u.a. neben einem in Deutsch abgefaßten Lebenslauf noch zwei eigenhändig geschriebene Versionen desselben in Englisch und Französisch erforderte¹⁰⁵.

Mit der Entwicklung des deutschen Imperialismus verlagerte sich auch der Schwerpunkt der Ausbildung im SOS. Immer mehr angehende Kolonialbeamte, die sich für eine Betätigung in den Kolonien vorbereiten wollten, besuchten die Kurse im SOS. Das Sprachlehrprogramm wurde erweitert, vor allem um die in den deutschen Kolonien gesprochenen Sprachen. Zu den anspruchsvollen Sprachlehrbüchern des SOS, als deren erstes Rudolf Langes auch ins Englische übersetzte "Lehrbuch der japanischen Umgangssprache" (Berlin 1890, 21909) publiziert wurde, trat "mit der weiteren Entwicklung unserer Kolonien das Bedürfnis nach einer anderen Publikation ..., welche den rein praktischen Zweck verfolgt: linguistische Arbeiten, die aus unseren Kolonien eingehen und geeignet sind, den Zwecken der Kolonialentwicklung zu dienen, möglichst schnell in einer möglichst billigen Ausstattung zu veröffentlichen"¹⁰⁶. Diese Reihe hieß dann auch inkorrekt, aber bezeichnend, "Archiv für das Studium deutscher Kolonialsprachen".

"Das Kolonialstudium" oder die "Kolonialwissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen"¹⁰⁷ - wie der langjährige Direktor des SOS, Eduard Sachau, die Realienkunde bezeichnete - entwickelte sich nach den in den "Mitt(h)eilungen des SOS" (ab 1898) gedruckten Seminarchroniken von ständigen Kursen wie "wissenschaftliche Beobachtungen auf Reisen, Tropenhygiene und tropische Agrikultur" über im weitesten Sinne kulturhistorische Vorlesungen bis hin zu sehr spezialisierten Sprach- und landeskundlichen Kursen für entsprechende Berufszweige wie Kaufleute, Bankbeamte usw. Die sprachliche Schulung von Militärs nahm einen immer gewichtigeren Raum ein¹⁰⁸. So fiel dem SOS die Aufgabe zu, anlässlich des Boxeraufstandes in China eine Reihe von Offizieren in möglichst kurzer Zeit mit den Grundkenntnissen der chinesischen Sprache auszurüsten¹⁰⁹.

Der Sinologieprofessor Otto Franke, der selbst eine Zeit am SOS gewesen war, bemerkte in einer späteren, sehr polemischen Schrift gegen das SOS, daß die Forschung am SOS in Kultur und Geschichte orientalischer Länder "erst spät, und dann auch nur tastend, zögernd, in bescheidenstem Maße"¹¹⁰ anfang, doch weisen die Beiträge in den "Mitt(h)eilungen des SOS (Erste Abt[h]eilung - Ostasiatische Studien)" in der wissenschaftlichen Qualität keine Unterschiede zu anderen zeitgenössischen Arbeiten auf diesem Gebiet auf. Man kann vielmehr feststellen, daß in breiten Kreisen der Öffentlichkeit, der Wissenschaft, des Militärs und der Politik die Arbeit des SOS geschätzt wurde, was die Diskussion in den Jahren 1912/13 widerspiegelt, die sogar in einer Reichstagsitzung ihren Niederschlag fand, ob nämlich das SOS zu einer Auslandshochschule umgewandelt werden sollte¹¹², die "zugleich als Kolonialakademie wirksam sein"¹¹² könnte.

Der Unterricht im Japanischen, "welches in regelmäßiger Folge von Offizieren des Heeres und der Marine studiert wurde"¹¹³, wurde in Personal-

union auch an der Kriegsakademie abgehalten. Ihn hielt jeweils ein deutscher Professor mit einem japanischen Lektor. Unter den japanischen Lektoren finden wir als ersten den später in Japan hochberühmten Philosophen Inoue Tetsujirō. Erster deutscher Japanischlehrer mit dem Titel eines Professors war Rudolf Lange¹¹⁴. Ab dem Wintersemester 1905/06 trat dazu Hermann Plaut¹¹⁵ als Hilfslehrer des Japanischen. Ab August 1916 lehrte Clemens Scharschmidt¹¹⁶ in Vertretung des kranken Lange und erhielt nach dessen Ausscheiden aus dem Dienst auch die entsprechende Professur. Unter den Schülern des SOS, die einmal als akademische Japanologen Karriere machen sollten, befanden sich Karl Florenz und Friedrich Max Trautz¹¹⁷. Ebenso war August Gramatzky¹¹⁸, der - soweit ich sehen kann - die erste japanologische Dissertation vorlegte und damit promovierte, "Seminarium orientalis Berlinensis, quod Sachau floret auspiciis, quinquies sex menses ... sodalis"¹¹⁹. Er wie sein Lehrer, Hans Georg Conon von der Gabelentz¹²⁰, hätten damit auch etwas für die Etablierung der Japanologie an deutschen Universitäten geleistet, doch flicht ihnen die traditionelle Begründerlehre nicht nur keinen Kranz, sie nimmt sie gar nicht zur Kenntnis. Ein weiterer nicht zu übergehender Absolvent des SOS (1899); der Jurist Karl Vogt¹²¹, fand seine Einstellung als Dolmetschereleve bei der Kaiserlichen Gesandtschaft zu Tōkyō (1903) und wurde später der bedeutendste deutsche Übersetzer und Interpret japanischer Gesetzestexte.

Tōkyō

Am 1. Januar 1863 begann Max von Brandt als erster preußischer Konsul in Japan seine Tätigkeit. Für die Deutschen in Japan, damals hauptsächlich junge Abenteurer und unternehmungslustige Kaufleute, bedeutete die Anwesenheit eines eigenen Konsuls eine große Erleichterung, genossen sie doch nun einen eigenen diplomatischen Schutz und konnten des bis dahin benötigten Schutzes der anderen Mächte entraten. Noch im gleichen Jahre - zwei Tage vor dem Heiligen Abend (!) - wurde auf Initiative des preußischen Konsuls in Yokohama der Klub Germania gegründet¹²². Die Japandutschen praktizierten zu eigenem Vorteil die deutsche Reichseinigung schon einige Jahre vorher.

Zehn Jahre darauf, Max von Brandt war inzwischen zum Ministerresidenten des Deutschen Reiches in Japan aufgewertet worden, hatte sich die Situation in Japan grundlegend gewandelt. Der spätfeudale Ständestaat der Tokugawa-Dynastie war zusammengebrochen, und das neue Großjapanische Kaiserreich hatte sich auf den Weg gemacht, durch intensives Studium sämtlicher Institutionen der imperialistischen Großmächte deren zivilisatorischen Vorsprung aufzuholen und die eigene Unabhängigkeit wiederzuerlangen.

die in den aufgezwungenen ungleichen Verträgen mit den Großmächten verlorengegangen war. Diese Phase war u.a. auch gekennzeichnet von einem hohen Beschäftigungsgrad ausländischer Gelehrter und anderer Spezialisten im Dienste der japanischen Regierung. Der deutsche Anteil an solchen Gelehrten und Spezialisten erlebte mit der notwendigen Verspätung von ein, zwei Jahren nach dem Sieg über Frankreich und der Reichseinigung eine große Steigerung; waren es 1872 nur neun deutsche Spezialisten - das waren 2,3% der Gesamtzahl beschäftigter Ausländer in Japan - so finden wir für die Jahre 1876 bis 1895 625 deutsche Berater - entsprechend 16% der Gesamtzahl - in japanischen Diensten¹²³. Die meisten Spezialisten - knapp 44% der Gesamtzahl - entsandte die unumstrittene Spitzenmacht der damaligen Zeit, Großbritannien. Den zweiten Platz eroberten sich die Deutschen¹²⁴.

Nachdem die Briten im Jahre 1872 die Royal Asiatic Society of Japan gegründet hatten, deren Ziel "the collection of information and the investigation of subjects relating to Japan or other Asian countries"¹²⁵ war, wirkte wiederum Max von Brandt auf die Gründung einer ähnlich ausgerichteten deutschen Gesellschaft hin.

Schon 1862 - bei einem Zwischenaufenthalt in Japan - hatte Max von Brandt sich intensiv mit der europäischen Literatur über Japan beschäftigt. "(Ich) legte so den Grund zu einer Kenntnis der älteren Geschichte Japans, der Sitten, Gebräuche und Anschauungen des Landes, die mir später vom größten Nutzen gewesen ist, nicht nur bei der Fortsetzung meiner historischen und ethnographischen Studien, sondern auch ganz besonders bei der Erledigung der mir zufallenden politischen und kommerziellen Aufgaben ... und ich habe mich oft darüber gewundert, daß man weder in Berlin, noch in London oder Paris auf den Gedanken gekommen ist, durch die Herstellung kurzer historischer Kompendien den mit der Behandlung ostasiatischer Fragen betrauten Persönlichkeiten ... die Möglichkeit zu geben, sich leicht, schnell und zuverlässig über die Grundzüge der geschichtlichen Entwicklung der Völker zu unterrichten, mit denen sie zu thun haben. Es würden dadurch, vielleicht, manche Irrtümer und Thorheiten vermieden werden, für die die Gesamtheit hinterher schwer zu büßen und mit Blut und Geld zu zahlen hat¹²⁶." Die Gründung einer auf die Erforschung Japans und Ostasiens ausgerichteten Gesellschaft lag folgerichtig im Sinne Max von Brandts¹²⁷.

Im Jahre 1873 war es dann so weit: "Am 22ten März d.J., dem Geburtstage Seiner Majestät des Kaisers und Königs, traten eine Anzahl in Yedo (Tōkyō, d.V.) und Yokohama ansässiger Deutsche zusammen, um eine deutsche Gesellschaft für Natur und Völkerkunde Ostasiens zu gründen. Als Zweck der Gesellschaft wurde bezeichnet einen gemeinsamen Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Einzelnen zu schaffen, und auf diese Weise einer Seits zu Forschungen anzuregen, anderer Seits die Ergebnisse

derselben grösseren Kreisen zugänglich zu machen¹²⁸." Als Gründungsmitglieder der offiziell am 5. Juli 1873 gegründeten Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG) wurden 71 Herren anerkannt, von denen 30 aus Yokohama kamen, 25 aus Tōkyō, 7 aus Hyōgo, 3 aus Nagasaki, 1 aus Shanghai, 2 aus Peking, 1 aus Futschou und 2 aus Singapur. Tōkyō war damals der Zentralort der deutschen Diplomaten und Spezialisten in Japan, Yokohama der des deutschen Handels. Von den 71 Gründungsmitgliedern der OAG waren 50 Kaufleute¹²⁹, der Sitz der Gesellschaft war aber in Tōkyō. Den Zweck der Gesellschaft formulierte der § 3 der Statuten folgendermaßen: "Zweck der Gesellschaft ist, den Mitgliedern Gelegenheit und Veranlassung zum Austausch ihrer Ansichten und Erfahrung in Betreff der Länder Ostasiens zu gewähren, die Erforschung dieser Länder zu fördern, und in den von der Gesellschaft herauszugebenden 'Mittheilungen' ein Archiv für die Vermehrung unserer Kenntnisse Ostasiens zu schaffen¹³⁰." In diesen Mitteilungen der OAG kamen vornehmlich die deutschen Diplomaten und Spezialisten in japanischen Diensten zu Wort, und die Vertreter des Deutschen Reiches bestimmten auch die Richtung der OAG. Unter den fünfzehn Vorsitzenden der OAG in der Zeit von 1873 bis 1907 finden wir nicht weniger als elf Diplomaten, wenn auch ab 1893 die Vertreter des Deutschen Reiches den aktiven Vorsitz der OAG nicht mehr ausüben konnten. Die enge Bindung zur Politik dokumentiert der Beschluß der OAG vom 19. Mai 1907, nach dem der jeweilige Vertreter des Deutschen Reiches um die "Übernahme des Ehrenvorsitzes" gebeten werden sollte¹³¹.

Die ehrgeizigen Pläne der OAG sahen neben der Veröffentlichung der Mitteilungen zweiwöchentliche Vorträge, abwechselnd in Tōkyō und in Yokohama - dort im Haus des Klubs Germania - vor, ferner den Aufbau einer Bibliothek und den eines Museums. Letzteres wurde aus Kostengründen im Jahre 1878 wieder aufgelöst und die Sammlung dem Völkerkundemuseum in Leipzig vermacht. Trotz des sehr hohen Beitrags, der den internationalen Mitgliederkreis exklusiv hielt, wurde bereits im Februar 1874 die Zahl von einhundert Mitgliedern überschritten.

Die Geschichte der OAG ist mehrfach dargestellt worden, doch beschränken sich die entsprechenden Abhandlungen leider sehr auf die äußerliche Entwicklung der OAG und ihrer Repräsentation in Japan¹³². Die Rolle dieser ältesten und traditionsreichsten deutschen Gesellschaft zur Förderung der Ostasienswissenschaften und die sich in ihrer Entwicklung widerspiegelnden politischen und gesellschaftlichen Interessen verdienten eine genauere Analyse. Daß die ersten wissenschaftlichen japanologischen Institutionen und Gesellschaften Europas in Japan geschaffen wurden, hatte Barthold zwar schon 1925 festgestellt¹³³, doch scheinen deutsche Japanologen erst da von Wissenschaft sprechen zu können, wo dieselbe von einem Ordinarius oder wenigstens von einem Professor vertreten wird.

Für den von Anfang an hohen wissenschaftlichen Standard der Aufsätze in den Mitteilungen sorgten vor allem die deutschen Experten und Wissenschaftler in japanischen Diensten. Hinter der Freistellung und Entsendung dieser Spezialisten stand aber auch ein politisches Kalkül der deutschen Regierung. "Ihr Leitmotiv war, wie aus einem Schreiben des deutschen Gesandten von Holleben an das Auswärtige Amt hervorgeht, 'sich die geistige Herrschaft über Japan nach und nach anzueignen', ohne dabei 'selbst materielle Opfer zu bringen.'¹³⁴ Noch drastischer formuliert die Funktion der deutschen Experten in japanischen Diensten der Theologieprofessor Otto Schmiedel, der 1887-1892 im Auftrag der evangelischen Ostasienmission in Japan tätig war:

"Jeder arbeitete in dem Amt, in dem er von den Japanern angestellt war. Aber außer dem Dienst, den er zugleich der deutschen Wissenschaft in fremdem Lande erwies, mußte er versuchen, auch zugunsten des deutschen Volkstums und seines Einflusses in Japan seine Kraft einzusetzen. Wie der Kaufmann oder Konsul oder Generalkonsul in den Hafenstädten einander in die Hände arbeiten, um die Ausfuhr und Einfuhr des heimischen Handels zu steigern, so mußte der Gesandte und die Gelehrtenrepublik der Deutschen in Tokio es sich angelegen sein lassen, den Export fremder und Import heimischer Lehrkräfte zu steigern, d.h. immer mehr Deutsche in einflußreiche Ämter, sei es als Professoren, sei es als Ratgeber bei den Ministerien, möglichst an die Stelle von Franzosen, Engländern und Amerikanern zu bringen, um dadurch den Einfluß in wissenschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Beziehung zu heben. ... Wir stemmten alle unsere Schultern an und gebrauchten die Ellenbogen, um möglichst viel Fremde aus einflußreichen Stellen herauszukomplimentieren und sie durch Vertreter u n s e r e s Volkes zu ersetzen¹³⁵."

Die zweifelsohne auch nach zeitgenössischen Maßstäben nicht von christlichen Tugenden durchdrungenen Ausführungen Otto Schmiedels finden ihr Komplement in dem Selbstverständnis der Sittlichkeit des eigenen Handelns. Max von Brandt zum Beispiel, der in seinen Erinnerungen die Kritik von W.E. Griffis an der Brutalität der frühen Politik der imperialistischen Großmächte gegenüber Japan anführt, weist diese vornehm weit von sich und seinen Lesern¹³⁶. Er schildert breit und nicht ohne ein Gefühl der Genugtuung seine Bemühungen, der preußischen Regierung die Kolonisation Formosas vorgeschlagen zu haben¹³⁷. Ebenso deuten seine Ausführungen über das rassische Überlegenheitsgefühl der Weißen und die daraus resultierenden "großen Erfolge der Männer unserer Rasse den erdrückenden Massen der Asiaten gegenüber" wie auch die Feststellung über sein "wohlthuendes Gefühl, auf meine lange Tätigkeit in Ostasien zurückblicken zu können, ohne

in ihr einen Akt der Oberhebung oder der Willkür zu finden, dessen ich mich in Europa geschämt haben würde¹³⁸", darauf hin, daß auch der leiseste Ansatz einer Selbstkritik oder Kritik imperialistischer Politik vergebens zu suchen wäre.

Die Förderung japanologischer Forschung durch die OAG wird also nur dann verständlich, wenn man sie nicht nur als Befriedigung eines rein wissenschaftlichen Triebes nach Erkenntnissen über Japan erklärt, sondern auch das unmittelbar empfundene Bedürfnis gedenkt, das deutscher Handel und deutsche Interessenvertreter in Japan an Kenntnissen über Japan hatten. Dies verdeutlicht vielleicht auch ein Vergleich mit einer mit ähnlicher Zielsetzung wie die OAG gegründeten Gesellschaft in Deutschland, nämlich der Deutsch-Japanischen Gesellschaft (Wa-Doku-Kai)¹³⁹. Sie wurde am 11. Juni 1890 von fünfzehn deutschen und sechs japanischen Herren in Berlin aus der Taufe gehoben¹⁴⁰. Zweck der Gesellschaft war, "einen geselligen Vereinigungspunkt der an Japan interessierten Deutschen und der in Deutschland lebenden Japaner zu schaffen und die Kenntnis der ostasiatischen Kultur in Deutschland zu verbreiten¹⁴¹." Dazu dienten Vorträge, Diskussionen, Besichtigungen, eine Buchsammlung und "Veröffentlichungen von Mitteilungen, vornehmlich bibliographischen Inhalts¹⁴²", die nach ersten Anläufen im Jahre 1901, aber erst seit 1908 in loser Reihenfolge erschienen. Einen Großteil der in der Deutsch-Japanischen Gesellschaft gehaltenen Vorträge publizierte der geschäftstüchtige Tamai Kisaku in seiner stark kommerziell ausgerichteten Zeitschrift "Ost-Asien". Das große Vorbild dieser Gesellschaft war die OAG, der im Falle der Auflösung der Deutsch-Japanischen Gesellschaft das Vermögen der Gesellschaft zufallen sollte¹⁴³. Im April 1912 beschloß sie die Auflösung. Ober die Funktion eines bürgerlichen Zirkels, der Japaner und an Japan interessierte Deutsche zusammenführen wollte, ist die Deutsch-Japanische Gesellschaft wohl nicht hinausgekommen, auch wenn sie im Jahre 1910 zwei hohe japanische Diplomaten und einen deutschen Botschafter a.D. als Ehrenmitglieder vorweisen konnte. Für eine intensive Förderung japanologischer Forschung fehlte ihr im Gegensatz zur OAG und ihren Mitgliedern in Japan das unmittelbare Interesse.

Aus einer weiteren Gruppe von Japan-Deutschen, den Austauschoffizieren, muß zumindest eine Person erwähnt werden, die einen sehr großen Einfluß auf die theoretische Ausrichtung der deutschen Japanologie gewinnen sollte, nämlich Karl Haushofer¹⁴⁴. Er war 1908-1910 in Japan und veröffentlichte nach seiner Rückkehr das "wehrgeographische Buch" "Dai Nihon" (Großjapan, Berlin 1913). Haushofer bezog fortan Japan als festen Bestandteil in seine geopolitischen Totalschau- und -interpretationen mit ein. Sein "Dai Nihon" verfehlte schon damals seine Wirkung bei den Japandeutschen nicht¹⁴⁵. Die Auseinandersetzung mit Haushofer und seiner geopolitischen Schule, die messianisch den deutschen und japanischen Imperialismus propagierte, muß

allerdings auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden, weil die geopolitische Schule entscheidend durch die Nachkriegszeit geprägt wurde und im deutschen Faschismus ihre Hochblüte erfuhr.

Wer und/oder was hat die deutsche Japanologie begründet?

Die systematische Entwicklung der auf die Erforschung außereuropäischer Länder, Kulturen und Völker gerichteten Forschung erfolgte mit der Entwicklung eines neuen Typs Kolonialismus, des Territorialkolonialismus, der wiederum als Bedingung die Entwicklung der industriellen, d.h. der maschinellen Massenproduktion hatte. In der früheren Epoche des sog. Raub- und Handelskolonialismus hatte nur die christliche Mission Wert auf Kenntnisse der Sprache, Geschichte und Sitten der zu bekehrenden Völker gelegt, der Freibeuterhandel hatte allenfalls ein Interesse daran besessen, zu erfahren, welche Schätze oder andere wertvolle Waren das betreffende Land bot. Ein typisches Beispiel für diese Haltung war der Brauch, fremde Länder nach den dort vorkommenden oder dort vermuteten Edelmetallen zu benennen, wie denn auch Japan "Argentana", Silberland, geheißt wurde¹⁴⁶.

Mit der Vertreibung der katholischen Missionare aus Japan im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts versiegte auch der Strom der wissenschaftlichen Informationen aus Japan, brach die erste, von Ausländern betriebene Erforschung der japanischen Sprache, Kultur und Geschichte abrupt ab. Nicht nur hatten die Angehörigen der allein zum Handel mit Japan privilegierten holländischen ostindischen Kompanie kein Interesse an Japanforschung, die scharfen Verbote der japanischen Feudalregierung gegen eine Informationsübermittlung an irgendwelche Ausländer und die drakonischen Strafandrohungen taten ihr übriges.

In diese Zeit gehören die sehr individuellen, unsystematischen Forschungen Engelbert Kaempfers¹⁴⁷, die Sammlung und Erkundung von Raritäten und exotischen Kuriositäten für die gelehrte Welt. "Amoenitatum exoticarum politico-physico-mediciarum Fasciculi V", d.h. "Fünf Bändlein fremdländischer, staats- und naturwissenschaftlich heilsamer Reize", lautete der barocke Titel Kaempfers einziger zu seinen Lebzeiten veröffentlichter Schrift. Als selbst exotischer Hofmedicus gefiel Kaempfer seinem Herrn, dem Grafen zu Lippe, besser denn als Erforscher ferner Länder. Es erscheint daher nur als folgerichtig, wenn wiederum ein gebildeter Sammler, der britische Botaniker Sir Hans Sloane, den gesammelten schriftlichen Nachlaß Kaempfers dem Universalerben abkaufte und die erste Ausgabe des Kaempferschen Japan-Werkes in England besorgte. In England, Frankreich, Holland und Rußland fanden sich bald Interessenten für Kaempfers Geschichte und Beschreibung von Japan, waren es doch Länder, die einen direkten Kontakt zu Ostasien

hatten, sei es durch die jeweiligen ostindischen Handelskompanien, sei es durch territoriale Expansion.

Die Entwicklung der Industrie, die Einführung der maschinellen Massenproduktion, schuf das Bedürfnis nach einer neuen Art Kolonie, die zugleich Rohstofflieferant und Absatzmarkt der Fertigprodukte sein sollte. Dies erforderte Territorialherrschaft und hohe Kapitalinvestitionen mit langfristiger Verzinsung, auf der wissenschaftlichen Seite entsprechend die systematische Erforschung der natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der fremden Länder. Diese neuen Wissenschaften sollten vor allem den politischen und kommerziellen Interessen¹⁴⁸ der Länder dienen, welche solche Wissenschaften etablierten und finanzierten. Den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Entwicklung und der der Wissenschaften sahen Gelehrte des 19. Jahrhunderts sehr klar. So schrieb Gustave Dugat im Jahre 1868: "Mais à l'époque moderne, une autre mission leur (den Orientalisten, d.V.) est destinée ... ils doivent se mêler au monde présent au moment où l'Europe envahit de toute part les contrées orientales, et où il s'agit de former des agents de civilisation, de les initier aux études asiatiques dans un but politique et commercial"¹⁴⁹.

Die ersten offiziellen deutschen Kontakte zum Fernen Osten suchte die preußische Expedition nach Ostasien (1859-1861). Veranlassung und Aufgabe dieser Expedition erinnert Max von Brandt folgendermaßen:

"Die Veranlassung zu der Entsendung der Mission war die Befürchtung, daß der vor nicht langer Zeit, teilweise in 1858 erfolgte Abschluß von Verträgen durch England, Frankreich und die Vereinigten Staaten mit China, Japan und Siam diese Länder bewegen könne, die Angehörigen und Schiffe von Nichtvertragsstaaten weniger günstig zu behandeln als die der vorerwähnten Mächte. Außerdem machte sich die Notwendigkeit, neue Absatzgebiete für die preußische und die deutsche Industrie zu finden, in immer erhöhtem Maße geltend"¹⁵⁰.

In dieser Blütezeit des Imperialismus erlebten die Wissenschaften von den kolonisierten oder zu kolonisierenden Ländern ihren ersten Höhepunkt. Sie firmierten unter verschiedenen Namen wie Kolonial- oder Auslandswissenschaft, Orientalistik - welche auch die Afrikaforschung umschloß und noch heute umschließt¹⁵¹ -, Völkerkunde¹⁵² usw. Im Deutschen Kaiserreich, das nach der Einigung von 1871 einen Platz unter den großen Kolonialmächten erstrebte, erfuhren die Kolonialwissenschaften in der Zeit vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg eine besonders intensive staatliche Förderung. In diese Zeit fällt auch die Begründung der deutschen Japanologie. Die früheste deutsche Institution, die sich die Erforschung Japans zum Ziel setzte, war die stark vom Reichsvertreter

mitinitiierte OAG. Hier liegt die Antwort auf das "Wer" unserer Fragestellung. Unabhängig von ihr wurde im Jahr 1887 das SOS in Berlin gegründet, wiederum unabhängig davon wurde japanologische Forschung im Rahmen des Lamprechtischen Instituts für Kultur- und Universalgeschichte betrieben und schließlich ein Lehrstuhl für Sprache und Kultur Japans am Hamburger Kolonialinstitut eingerichtet.

Diese verschiedenen Initiativen zu japanologischer Forschung in Deutschland, im Rahmen der deutschen Gesellschaft, erfolgten zwar unabhängig voneinander, aber nicht zufällig. Ihren Zusammenhang versteht man nur aus der konkreten gesellschaftlichen Entwicklungsstufe des Deutschen Kaiserreichs, nämlich aus den gesellschaftlichen Bedürfnissen an Wissenschaft, die einer imperialistischen Politik nützen konnte. Hierin liegt die Antwort auf das "Was" unserer Fragestellung, und hier liegt der primäre Grund für die Entwicklung der sog. Kolonialwissenschaften in Deutschland. Das Bewußtsein, mit den neuen Wissenschaften dem aufstrebenden Deutschland, besonders seiner Weltmachtpolitik und seinem Handel zu nützen, prägte auch alle Institutionen, an denen Japanologie betrieben wurde. D.h. über die Funktion der Auslandswissenschaften im Kaiserreich bestand zwischen Regierung, Handel und akademischer Intelligenz keine Meinungsverschiedenheit. Die Sprache und die Vorstellungen der deutschen Politiker zeigten sich nur häufig unverblümt, ungeschliffener. Wenn der Leiter des Reichskolonialamtes vor einer Vereinigung von Gelehrten und Künstlern im Jahre 1907 in einer Rede u.a. sagte, "unsere Philologen bringen uns durch Feststellung der Worte und Wortkombinationen das Geistesleben der Eingeborenen näher¹⁵³", so mag das den Philologen nicht gerade berauschend geklungen haben. Einvernehmen kann man aber voraussetzen, wenn Dernburg die Beispiele der Leistungen der einzelnen Wissenschaftsvertreter folgendermaßen zusammenfaßt:

"Diese Beispiele zeigen ..., wie man in moderner Weise kolonisieren soll, wie sich bei dieser Kolonisation die angewandte und die theoretische Wissenschaft die Hand zu reichen haben und wie die Fehler vermieden werden können, die unnütze Opfer, viel Blut und mancherlei Schwierigkeiten zu Hause und draußen verursachen. Dieses Fortschritts werden sich dann schnell der Handel und das Kapital bemächtigen. Eine verständige Regierung wird diese Bahn zielbewußt verfolgen, und die Periode des Übergangs, in der die Opfer noch den Nutzen überwiegen, wird wesentlich abgekürzt werden¹⁵⁴."

Anmerkungen

- 1 Erwähnt sei hier die Serie Review of Japanese Studies Abroad, in: The Japan Foundation Newsletter (künftig JFN), bisher 22 Folgen, von JFN 3/2 (July 1975) bis 6/5 (December 1978 - January 1979); darunter auch Bruno Lewin: Japanese Studies in the Federal Republic of Germany, in: JFN 4/2 (June 1976), S. 2-7. - Ferner die Sektion Nihon kenkyū - Japanese Studies, in: The Japan P.E.N. Club, Hrsg.: Nihon bunka kenkyū ronshū - Studies on Japanese Culture, Bd. 2, Tōkyō: The Japan P.E.N. Club 1973, S. 541-597. - Josef Kreiner u.a., Hrsg.: Japanforschung in Österreich, Wien: Institut für Japanologie der Universität Wien 1976 (künftig JIO).
- 2 Vgl. z.B. Wilhelm Gundert: Die Bedeutung Japans und die Aufgabe der deutschen japanologischen Arbeit, in: ZDMG 90, N.F. 15 (1936), S. 247-264.
- 3 Vgl. Der Spiegel, 22. Jg., Nr. 22, Hamburg 27.5.1968, S. 32-34: "Bun-gaku hakushi". In Japan machte dies bekannt Ishida Ichiro: Boghum daigaku Nihon seishinshi kōza to Doitsu Nihon gakkai no genkyō, in: Bunka 33/1 (1969), S. 135 f.
- 4 Vgl. "1. Tagung der Fachschaften für Ostasienwissenschaften, München 24.-26.6.71", S. 1. - Ferner das "Arbeitspapier der Gruppe Studienplanung und -reform, vom Plenum des ersten Japanologentages in Rüsselsheim mehrheitlich verabschiedet", S. 1, Punkt 1.
- 5 Alexander Slawik: Auseinandersetzung mit der traditionellen Japanologie, in: JIO, S. 230.
- 6 Vgl. Reinhart Koselleck: Wozu noch Historie?, in: Hans Michael Baumgärtner und Jörn Rüsen, Hrsg.: Seminar: Geschichte und Theorie (Suhrkamp Taschenbuch wissenschaft 98), Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976, S. 17.
- 7 Hans Michael Baumgärtner, Jörn Rüsen: Einleitung, in: ebenda, S. 7.
- 8 Vgl. u.a. Christine Landfried: Ausgewählte Bibliographie, in: Reinhart Koselleck u.a., Hrsg.: Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft (Theorie der Geschichte - Beiträge zur Historik 1), München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1977, S. 477-490; Theodor Schieder und Kurt Gräubig, Hrsg.: Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft (Wege der Forschung 378), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1977.
- 9 Vgl. z.B. Ausführungen wie die von Alfred Heuss: Verlust der Geschichte, Göttingen: Vandenhoeck 1959, S. 61 ff.; oder von Hermann Heimpel: Kapitulation vor der Geschichte?, Göttingen: Vandenhoeck, 3. verm. Aufl. 1960, S. 45 ff.
- 10 In der internen Diskussion der Seminare, Abteilungen u.ä. Institutionen gab es zwar eine umfangreichere Produktion von Papieren, auch einzelne Vorträge, aber keine Publikationen. Eine Reaktion auf die Japanologiediskussion findet man in einigen Beiträgen in JIO.
- 11 Tilemann Grimm und Roland Schneider: Gegenwartsbezogene Ostasienwissenschaften, in: OE 24 (1977), S. 39-51, darin R. Schneider, S. 46-51.
- 12 Koselleck: Wozu noch Historie?, a.a.O., S. 21.
- 13 Da bis 1937 (Japan-Bibliographie) bzw. bis 1943 (Ostasiatische Rundschau, Nippon) die bibliographische Erfassung der wissenschaftlichen Produktion der deutschen Japanologen keine Schwierigkeiten bereitet, habe ich mich bei den Angaben zu den Japanologen auf die Erwähnung eventueller zur Person zusammengestellter Bibliographien beschränkt.
- 14 Vgl. Gerd Voigt: Aufgaben und Funktion der Osteuropa-Studien in der Weimarer Republik, in: Joachim Streisand, Hrsg.: Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung von der Reichseinigung von oben bis zur Befreiung Deutschlands vom Faschismus (= Deutsche Akademie der Wissen-

- schaften zu Berlin. Schriften des Instituts für Geschichte. Reihe I: Allgemeine und deutsche Geschichte 21), Berlin (DDR): Akademie Verlag 1965, S. 371.
- 15 Soweit ich sehen kann, erstmals in Meyers Neues Lexikon, Bd. 4, Leipzig 1962; und in der BRD in Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 9, Wiesbaden 1970.
- 16 Bd. 5, Oxford 1933.
- 17 Vgl. hierzu Geoffrey Bownas: From Japanology to Japanese Studies, in: K(jokusai) B(unka) S(hinkokai) - Bulletin on Japanese Culture, No. 85, Tōkyō 1967, S. 1-13, abgedruckt in: JIÜ, S. 261-279. - Cornelius Ouwehand: Über westöstliche Wege der Japanologie (Antrittsrede gehalten am 14. Juni 1969 vor der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich), abgedruckt in: JIÜ, S. 281-292. - Josef Kreiner: Nihongaku Nihonkenkyū to Nihonbunkakenkyū. Nihon wo taishō to suru gakumonkenkyū no honshitsu ni tsuite no ikkosatsu, in: The Japan P.E.N. Club, Hrsg., a.a.O., S. 566-571. - Ders.: Hauptrichtungen in der Erforschung japanischer Kultur - historische Entwicklung und gegenwärtige Probleme, in: JIÜ, S. 293-314.
- Bownas (JIÜ, S. 266) erwähnt nicht das Oxford English Dictionary, hat die englische Übersetzung von Nordenskiölds Reisebericht aber nachgelesen. Ouwehand (JIÜ, S. 283): "Das Wort 'Japanologie' wurde - soweit ich ihm nachgehen konnte - erstmals 1878 von Nordenskiöld in seinem Bericht über die 'Voyage of the Vega round Asia and Europe' mit Bezug auf Satow verwendet" stützt sich ganz offensichtlich, wenn auch nicht zitiert, auf Bownas; der zitierte Satz enthält eine Reihe von Fehlern: 1. Nicht das Wort Japanology wird gebraucht, sondern Japanologist; 2. Nordenskiölds Bericht erschien ursprünglich auf Schwedisch (Vegas färd kring Asien och Europa, 2 Bde., 1880/81), nicht auf Englisch; 3. Der in Frage kommende 2. Bd. erschien 1881, der Japanologe Satow wird dort im Septemberbericht 1878 erwähnt. Kreiner verwechselt einmal (P.E.N. Club, S. 566), wie Ouwehand, Japanology mit Japanologist, formuliert dies aber später richtig (JIÜ, S. 301). Kreiner beruft sich beide Male auf Bownas und zitiert nur die englische Übersetzung des Nordenskiöldschen Reiseberichts mit einer kleinen Abwandlung, nämlich statt "round" schreibt Kreiner "around". In der deutschen Übersetzung des Reiseberichts (Adolf Erik Freiherr von Nordenskiöld: Die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega, 2 Bde., Leipzig: Brockhaus 1882; hier Bd. 2, S. 302) heißt es: "In einem Aufsatz des gelehrten Japanologen E.M. Satow ..." Somit ist das Wort "Japanologie" im Deutschen bereits 1882 nachweisbar, allerdings nicht das Wort "Japanologie". Das schwedische Original konnte ich leider nicht einsehen.
- 18 Ludwig Rieß: Die ersten fünf und zwanzig Jahre der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, 1873-1898. Skizze der Geschichte der Gesellschaft - Im Auftrage des Vorstandes verlesen in der Festsetzung in Tokyo am 29. Oktober 1898, in: ders.: Allerlei aus Japan, Bd. 2 (Deutsche Bücherei 28), Berlin: Neelmeyer o.J., 2. Auflage, S. 135.
- 19 Franz Babinger: Johann Joseph Hoffmann (1805-1878). Ein Würzburger Orientalist, in: Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg 54 (1912), S. 220.
- 20 Deutsche Japan-Post (künftig: DJP) 13. Jg. Nr. 10, Yokohama, 6.6.1914, S. 324 r; ebenda, Nr. 11, Yokohama, 13.6.1914, S. 362 r.
- 21 Geheimrat Rudolf Lange. Ein Nachruf von Clemens Scharschmidt, in: Ostasiatische Rundschau (künftig: OAR) 14. Jg. Nr. 18, Hamburg, 15.9.1933, S. 397 l.
- 22 Vgl. Bownas, a.a.O.
- 23 Vgl. Kimura Kinji: Großes Japanisch-Deutsches Wörterbuch, Tōkyō: Hakuyūsha 1967, s.v. "kokugaku". Vgl. ferner Ouwehand, a.a.O., S. 286.
- 24 Vgl. Karl Florenz: Geschichte der japanischen Litteratur (Die Litteratur des Ostens in Einzeldarstellungen 10), Leipzig: Amelang 1909, S. 625 f.; ferner Herbert Zachert: Die Tokugawa-Zeit und ihr Einfluß auf

- Wesen und Nationalgeist der Japaner, in: MOAG 28 Teil G, Tōkyō 1938, S. 16.
- 25 Vgl. Sagara Morio: Großes Deutsch-Japanisches Wörterbuch, Tōkyō: Hakuyūsha 1965, s.v. "Japanologie".
- 26 Statuts de la Société Franco-Japonaise de Paris, in: Bulletin de la Société Franco-Japonaise 4 (1906), S. 5.
- 27 Otto Franke: Das Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin und seine geplante Umformung, Leipzig: Quelle & Meyer 1924, S. 30.
- 28 Bio- und bibliographische Angaben zu den Japanologen erscheinen an der zugehörigen Stelle.
- 29 In ders., Hrsg.: Kleines Wörterbuch der Japanologie, Wiesbaden: Otto Harrassowitz, 1968, s.v. "Japanologie".
- 30 Ebenda.
- 31 Vgl. Bruno Lewin: Japanese Studies in the Federal Republic of Germany, a.a.O., S. 21-r.
- 32 Horst Hammitzsch: Die Japanologie in Deutschland, in: MOAG 28 Supplementband, Tōkyō 1966, S. 139.
- 33 Ebenda.
- 34 Ebenda, S. 140.
- 35 Ebenda, S. 141.
- 36 Wilhelm Gundert, a.a.O., S. 247 f.
- 37 Scharschmidt, a.a.O., S. 397 l.
- 38 Ebenda, S. 397 r.
- 39 Friedrich Maximilian Trautz: Philipp Franz von Siebold, der Begründer der deutschen Japan-Wissenschaft, in: Zeit, Beiblatt Zeitspiegel Nr. 124 126, Berlin, 27.-29.5.1924.
- 40 Johann Joseph Hoffmann (16.2.1805 - 23.1.1878); vgl. Babinger, a.a.O., S. 219-232 (mit Bibliographie). - Ders.: Johann Josef Hoffmann, Professor der ostasiatischen Sprachen 1805-1878, in: Lebensläufe aus Franken 1 (1919), S. 197-204. - Reinhard Kammer: Hoffmann, Johann Joseph, in: NDB, Bd. 9, S. 426 r-427 l. Zu der japanischen Einschätzung vgl. Tōkyōdō, Hrsg.: Sekai jimmei jiten - Tōyōhen, Tōkyō: Tōkyōdō 1960, S. 751 l.; Itazawa Takeo: Shīboruto, (Jimbutsu sōsho 45), Tōkyō: Yoshikawa Kobunkan, S. 160; Frits Vos: Japanese Studies in the Netherlands, in: JFN 3/2 (July 1975), S. 5 l.
- 41 Zu Pfizmaier (16.3.1808 - 18.5.1887) s. Constant von Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, 22. Teil, Wien 1870, Nachdruck, New York und London 1966, S. 193-195. - Biographie Universelle (Michaud), Bd. 33, Paris o.J., Nachdruck, Graz 1968, S. 14-15. - Almanach der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 37. J., Wien 1887, S. 166-168 (kurzer Nekrolog). - Richard L. Walker: August Pfizmaiers Translations from the Chinese, in: JAOS 69 (1949), S. 215-223. - Eine sehr ausführliche Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen Pfizmaiers findet sich jetzt in: JIÜ, S. 7-52.
- 41a Philipp Franz von Siebold (17.2.1796 - 18.10.1866); zur Bibliographie seiner Arbeiten s. Hans Körner: Die Werke von Philipp Franz von Siebold, in: Engelbert Kaempfer (1651-1716) - Philipp Franz von Siebold (1796-1866) Gedenkschrift, MOAG Supplementband XXVIII, Tōkyō 1966, S. 119-129. - Zu den Arbeiten über Siebold s. ders.: Literatur zu Siebold, in: ebenda, S. 131-137. - Vgl. auch den Beitrag von Eberhard Friese in diesem Band.
- 42 Hammitzsch: Die Japanologie in Deutschland, a.a.O., S. 141.
- 43 Ders.: Heutiger Stand der Japanologie in der Bundesrepublik und ihre Probleme, in: moderne welt 2/4 (Düsseldorf 1960/61), S. 419.

- 44 Zu Conrady (28.4.1864 - 4.6.1925) s. Erich Schmitt: August Conrady †, in: *Ostasiatische Zeitschrift* 13, N.F. 3 (1926), S. 77-81. - Paul Pelliot: Auguste Conrady, in: *T'oung Pao* 24 (1926), S. 130-132. - Bruno Schindler: Der wissenschaftliche Nachlaß August Conrads, in: *Asia Major* 3 (1926), S. 104-115. - Erich Haenisch: Conrady, August, in: *Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, Hrsg.: *Neue Deutsche Biographie* (künftig zitiert als NDB), Bd.3, Berlin: Duncker & Humblot 1957, S. 341 1-r. - Eduard Erkes: Georg von der Gabelentz und August Conrady, in: *Karl-Marx-Universität Leipzig 1409-1959, Beiträge zur Universitätsgeschichte*, Bd. 1, Leipzig: Enzyklopädie 1959, S. 439-463.
- 45 André Wedemeyer: Die ostasiatischen Studien in Leipzig, in: *Akademische Rundschau* 2/8 (Leipzig, Mai 1914), S. 432.
- 46 Ebenda.
- 47 Vgl. DJP 13/10, Yokohama, 6. Juni 1914, S. 324 f. - *Tōkyō Nichinichi shimbun*, 21. Juni 1914.
- 48 Karl Lamprecht: Einige Bemerkungen zu den letzten Hamburger Vorgängen, in: *Akademische Rundschau* 2/8 (Leipzig 1914), S. 443.
- 49 Vgl. z.B. unten Anm. 52.
- 50 *Moderne Geschichtswissenschaft. Fünf Vorträge*, Freiburg i.Br.: Heyfelder 1905, S. 1.
- 51 Ebenda.
- 52 Vgl. hierzu Ernst Engelbert: Zum Methodenstreit um Karl Lamprecht, in: *Streisand*, Hrsg., a.a.O., S. 136-152.
- 53 Lamprecht: *Moderne Geschichtswissenschaft*, a.a.O., S. 94.
- 54 Vgl. ebenda, S. 95 ff.
- 55 Ebenda, S. 95.
- 56 Ebenda.
- 57 Ebenda, S. 96.
- 58 Ebenda, S. 107.
- 59 Vgl. ebenda.
- 60 Vgl. ebenda, S. 90.
- 61 Vgl. ebenda, S. 91.
- 62 Ebenda, S. 118 f.
- 63 Ebenda, S. 119.
- 64 Vgl. Lamprecht: Einige Bemerkungen zu den letzten Hamburger Vorgängen, a.a.O., S. 437.
- 65 Vgl. Oskar Nachod: Lamprechts Bedeutung für die Wissenschaft vom Fernen Osten, in: *Ostasiatische Zeitschrift* 4/1-2 (1915), S. 110.
- 66 Zu Wedemeyer (29.3.1875 - 13.2.1958) s. Horst Hammitzsch: André Wedemeyer in memoriam (1875-1958), in: *OE* 5/2 (1958), S. 252-254 (mit Bibliographie).
- 67 André Wedemeyer: *Japanische Frühgeschichte: Untersuchungen zur Chronologie und Territorialverfassung von Altjapan bis zum 5. Jahrhundert n.Chr.*, Leipzig 1924. Gedruckt als MOAG Supplementband 11, Tōkyō 1930.
- 68 Wedemeyer: *Die ostasiatischen Studien in Leipzig*, a.a.O., S. 433.
- 69 Ebenda. - Vgl. auch *Das Institut für Kultur- und Universalgeschichte*, in: *Festschrift zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig*, hrsg. von Rektor und Senat, 4.Bd. 1.Teil, Leipzig: S. Hirzel 1909, S. 166.

- 70 Vgl. hierzu die zwar unkritischen, aber teilweise informationsreichen Ausführungen von Herbert Schönebaum: Karl Lamprechts Mühen um innere und äußere Kulturpolitik, in: *Die Welt als Geschichte* 15 (1955), S. 137-152.
- 71 Karl Lamprecht: Zur auswärtigen Kulturpolitik, in: *Frankfurter Zeitung*, 10.4.1914. Abgedruckt und hier zitiert nach der ungekürzten Fassung, in: *DJP* 13.Jg., Nr.6, Yokohama, 9.5.1914, S. 163 r.
- 72 Ebenda, S. 164 1-r.
- 73 in: *Akademische Rundschau* 2/11-12 (Leipzig, August/September 1914), S. 563-565, Zitate, S. 563. Vgl. dazu auch Lamprechts kriegsverherrlichende Rede, die zitiert ist bei Fritz Klein: *Die deutschen Historiker im ersten Weltkrieg*, in: *Streisand*, Hrsg., a.a.O., S. 231.
- 74 Karl Lamprecht: Zur universalhistorischen Methodenbildung, in: *Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften* 27/2 (1909), S. 40.
- 75 Engelbert, a.a.O., S. 150.
- 76 Fritz Fischer: *Griff nach der Weltmacht*, Düsseldorf: Droste 1971, S. 190.
- 77 Vgl. Hans Krause: Die alldeutsche Geschichtsschreibung vor dem ersten Weltkrieg, in: *Streisand*, Hrsg., a.a.O., S. 197, 202 f.
- 78 Zu Nachod (4.3.1858 - 2.10.1933) vgl. Dr. Oskar Nachod †, in: *OAR* 15.Jg. Nr. 3, Hamburg, 1. Februar 1934, S. 65 1.
- 79 Ein Standardwerk ist heute noch seine Dissertation: *Die Beziehungen der Niederländischen Ostindischen Kompagnie zu Japan im siebzehnten Jahrhundert*, Leipzig: Friese Sep.-Cto. 1897. Noch nicht vollständig überholt ist seine damals bahnbrechende, unvollendet gebliebene *Geschichte von Japan*, 2 Bde. (3 Teile), Gotha und Leipzig: Asia Major 1906, Leipzig: Asia Major 1929/30. Standardwerke bleiben seine *Bibliographien: Bibliographie von Japan 1906-1926*, 2 Bde., Leipzig: Karl W. Hiersemann 1928, Bd. 3: 1927-1929. Mit Ergänzungen für die Jahre 1906-1926, Leipzig: Karl W. Hiersemann 1931.
- 80 Johannes Oberschaar (4.3.1885 - 21.1.1965). Nach Mehnert gehörte er ursprünglich zu den oppositionellen "alten PGs", leistete später jedoch aktiven Widerstand gegen den Faschismus, weshalb er 1937 nach Japan emigrieren mußte; vgl. Gerhard Mehnert: Im Widerstand gegen die Faschisierung der Universität, in: *Karl-Marx-Universität Leipzig 1409-1959, Beiträge zur Universitätsgeschichte*, Bd.2, Leipzig: Enzyklopädie 1959, S. 334. Vgl. ferner Konan Daigaku Bungakkaï, Hrsg.: *Yubasharu kyōju tsuitō rombunshū*, Kōbe 1968 (mit Kurzlebenslauf und -bibliographie).
- 81 S. Johannes Oberschaar: *Preußisches und Japanisches Verfassungsrecht*, in: *MOAG* Bd. 14 Teil 2 (Tōkyō 1911-1913), S. 172.
- 82 Ebenda, S. 195.
- 83 Zitiert nach Hans Köhler: *Das Hamburgische Welt-Wirtschafts-Archiv (Geschichte einer wissenschaftlichen Anstalt)*, als Manuskript vervielfältigt, Hamburg 1959, S. 12.
- 84 Ebenda, S. 13.
- 85 Georg Thilenius: *Vom Akademischen Gymnasium zur Hamburgischen Universität*, in: *Festschrift der Hamburgischen Universität ihrem Ehrendoktor Herrn Bürgermeister Werner von Melle D.Dr.Jur. Dr.phil. h.c. Dr.rer.pol. h.c. Präsident der Hamburgischen Stiftung zum 80. Geburtstag am 18. Oktober 1933* dargebracht, Hamburg: Friederichsen, de Gruyter & Co. 1933, S. 13.
- 86 DJP 9.Jg. Nr.25, Yokohama, 17.9.1910, S. 28 r.
- 87 DJP 13.Jg. Nr.3, Yokohama, 18.4.1914, S. 70 1-r.
- 88 Georg Thilenius, a.a.O., S. 17.

- 89 DJP 13.Jg. Nr.3, Yokohama, 18.4.1914, S. 70 1.
- 90 Ebenda.
- 91 Georg Thilenius, a.a.O., S. 13.
- 92 DJP 13.Jg. Nr.3, Yokohama, 18.4.1914, S. 71 r.
- 93 Ebenda, S. 72 1-r.
- 94 Zu Karl Florenz (10.1.1865 - 9.2.1939) s. NDB, Bd. 5, S. 254; dort fälschlich der 1.4.1939 als Todesdatum. - Professor Dr. Karl Florenz zu seinem 70. Geburtstag, in: Nippon 1/1 (1935), S. 16-18. - Festgabe der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Karl Florenz am 10. Januar 1935, MOAG 25 Teil B, Tokyo 1935 (mit Bibliographie). - Karl Florenz †, OAR 20.Jg. Nr.4, Hamburg, 16.2.1939, S. 102 r - 103 l. - Wilhelm Gundert: Prof. Dr. Karl Florenz zum Gedächtnis. in: Nippon 5/2 (1939), S. 65-68. - Carl von Weegmann: Professor Dr. Karl Florenz zum Gedächtnis, in: MN 2/2 (1939), S. 349-354. - Herbert Zachert: Prof. Dr. Karl Florenz zum Gedächtnis, in: NOAG 50, Tokyo, 30.4.1939, S. 4-6.
- 95 In: Deutsche Vorträge Hamburger Professoren 1914, Hamburg: L. Friedrichsen 1914, Nr.6, S. 1-21.
- 96 Ebenda, S. 9.
- 97 Ebenda, S. 18.
- 98 Ebenda, S. 19 f.
- 99 Zu den bibliographischen Angaben s.o. Anm. 94.
- 100 Vgl. das "Gesetz, betreffend die Errichtung eines Seminars für Orientalische Sprachen. Vom 23. Mai 1887", in: Centralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen, Jg. 1887, S. 435-436. Nach der Bekanntmachung (s.u.) war als Eröffnungstermin der 18.10. vorgesehen gewesen.
- 101 In: ebenda, S. 742.
- 102 Ebenda, S. 743.
- 103 Ebenda, S. 744.
- 104 Zitiert nach Eduard Sachau: Das Seminar für orientalische Sprachen. In: Max Lenz: Geschichte der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Bd. 3, Halle a.d. Saale: Buchhandlung des Waisenhauses. 1910, S. 241.
- 105 Vgl. Centralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen, Jg. 1889, S. 581.
- 106 Sachau, a.a.O., S. 246.
- 107 Ebenda, S. 243 f.
- 108 Vgl. die Seminarchroniken in den Mitt(h)eilungen des Seminars für Orientalische Sprachen - Erste Abt(h)eilung - Ostasiatische Studien (künftig zitiert als MSOS), 1888 ff.
- 109 Vgl. Mercklinghaus: Nekrolog auf Carl Arendt, in: MSOS 5 (1902), S. 175.
- 110 Otto Franke: Das Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin und seine geplante Umformung, Leipzig: Quelle und Meyer 1924, S. 29 f.
- 111 Die Diskussionsbeiträge werden ausführlich referiert bei Heinrich Pohl: Die deutsche Auslandshochschule, Tübingen: J.C.B. Mohr 1913, bes. S. 12 ff.
- 112 Ebenda, S. 51.
- 113 Ebenda, S. 50, Anm. 1.
- 114 Rudolf Lange (12.7.1850 - 24.8.1933); zu ihm vgl. oben Anm. 21.
- 115 Hermann Plaut (1846 - 7.3.1909); vgl. MSOS 12 (1909), S. 2. Er gehörte dem Lehrkörper des SOS seit 1904 an. Im Gesamtverzeichnis des Lehrkörpers der Universität Berlin, Bd. 1, 1810-1945, bearbeitet von Johannes Asen, Leipzig: Otto Harrassowitz 1955, S. 150, findet sich als Todesdatum der 4.3.1909.
- 116 Clemens Scharschmidt (11.7.1880 - 26.4.1945), nach Gesamtverzeichnis des Lehrkörpers der Universität Berlin, Bd. 1, a.a.O., S. 169: Lehrer am SOS 1916, ao. Prof. 4.12.34, Prof. 12.2.40, entpflichtet 13.3.44. Zu ihm vgl. MSOS 32 (1929), S. 111. - OAR 16.Jg. Nr.1 (Hamburg Januar 1935), S. 25 r. - Ebenda, 21.Jg. Nr.7 (Juli 1940), S. 141 r. - Ebenda, 24.Jg. Nr.9/10 (Oktober/November 1943), S. 123 r - 124 l. An letztgenannter Stelle heißt es, daß Scharschmidt "nicht zuletzt aus Gesundheitsgründen für das nächste Semester von seiner aktiven Lehrtätigkeit" beurlaubt worden sei. Nach Mitteilung des Sohnes Dietrich Scharschmidt (Brief vom 18.10.79) war es allerdings Professor Six, "Gruppenführer der SS", der "eine nicht mehr mögliche Verwendung" von Clemens Scharschmidt feststellte. Jedenfalls wurde dieser noch dienstverpflichtet "und mußte ... 1944 (an einem per Verkehrsmittel nicht erreichbaren Ort) dreimal in der Woche in einem Bauernhof den Schweinestall säubern." Herrn Dietrich Scharschmidt danke ich auch für die Obermittlung des Todesdatums seines Vaters, das in allen einschlägigen Werken nicht zu finden ist.
- 117 Friedrich Max(imilian) Trautz (3.6.1877 - 6.4.1952): Privatdozent an der Berliner Universität (1927); Deutscher Leiter des Japaninstituts in Berlin (1926), dann weggelobt als Deutscher Direktor des Deutschen Forschungsinstituts in Kyoto (1930-38); ao. Professor (unbesoldet 1933); apl. Professor (1939). Zum ihm vgl. OAR 18.Jg. Nr.11 (Hamburg Juni 1937), S. 303 r. - OAR 23.Jg. Nr. 6 (Juni 1942), S. 135 r. Siehe ferner die Bibliographie von H. Walravens in diesem Jahrbuch.
- 118 August Gramatzky (13.1.1862 - 22.8.1942); vgl. Martin Ramming: Dr. August Gramatzky †, in: Nippon - Zeitschrift für Japanologie 9 (1943), S. 39-40.
- 119 August Julius Wilhelm Paul Gramatzky: Kokinwakashū maki no dai roku Tokagami Fuyu no Uta. Altjapanische Winterlieder aus dem Kokinwakashū (Grundschrift, Umschrift und Übersetzung) nebst Motooris Prosaumschreibung (Grundschrift und Umschrift), Wörter- und Formenverzeichnis und Zusammenstellung der chinesischen und japanischen Schriftzeichen (Sōsho und Hiragana), Halle-Wittenberg 1892. Hier zitiert nach der Druckausgabe, Leiden 1892, S. 355.
- 120 Hans Georg Conon von der Gabelentz (16.3.1840 - 11.12.1893); vgl. Walter Böttger: Gabelentz, v. der, Hans Georg Conon, in: NDB, Bd. 6, S. 3 1-r (dort weitere Literatur).
- 121 Karl Vogt (1872 - 14.5.1960); vgl. Wilhelm Röhl: Dr. Karl Vogt †, in: NOAG 87 (1960), S. 7-8.
- 122 Vgl. Kurt Meißner: Die Deutschen in Yokohama (Alt-Yokohama), in: MOAG 39 Teil A (1956), S. 6 f.
- 123 Vgl. Emi Kotchi: Government Fiscal Activity and Economic Growth in Japan, 1868-1960, Tokyo: Kinokuniya 1972, S. 117.
- 124 Vgl. ebenda.
- 125 Rules of the Asiatic Society of Japan, in: TASJ 2 (1882), S. xi.
- 126 Max von Brandt: Dreiunddreissig Jahre in Ost-Asien, Erinnerungen eines deutschen Diplomaten, Bd.1, Leipzig: Wigand 1901, S. 314.
- 127 Vgl. ebenda, Bd.2, S. 385 f.
- 128 MOAG 1 (1873), S. 1.
- 129 Vgl. Kurt Meißner: Superkargo Fr. Aug. Lühdorf - Ein Vorläufer der Eulenburg Expedition, in: OAG Nachrichten Nr. 54, Tokyo 9.5.1940, S. 1.
- 130 MOAG 1 (1873), S. 1.
- 131 Vgl. Carl von Weegmann: 85 Jahre O.A.G., in: MOAG 39 Teil F (1961), S. 8.

- 132 Vgl. Anm. 18, 131 und Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens 1873-1933. Herausgegeben vom Vorstände, Tokyo 1933.
- 133 Vgl. Vassili V. Barthold: La découverte de l'Asie. Histoire de l'orientalisme en Europe et en Russie. Traduit du Russe et annoté par B. Nikitine, Paris: Payot 1947, S. 156. Das russische Original erschien 1925.
- 134 Zitiert nach Rudolf Hartmann: Einige Aspekte des geistig-politischen Einflusses Deutschlands auf Japan vor der Jahrhundertwende, in: Mitteilungen des Instituts für Orientforschung 12 (1966/67), S. 475.
- 135 Otto Schmiedel: Die Deutschen in Japan, Leipzig: Koehler 1920, S. 187 f.; vgl. auch Hartmann, a.a.O., S. 475 f., Anm. 38, 469, Anm. 15.
- 136 Vgl. von Brandt: Dreiunddreissig Jahre in Ost-Asien, a.a.O., Bd.2, S. 222.
- 137 Vgl. ebenda, S. 140 ff.
- 138 Ebenda, S. 62.
- 139 Das Titelblatt für Mitteilungen trägt allerdings die japanischen Schriftzeichen für Wa-Doku-Kyokai.
- 140 Vgl. die Entwicklung der Deutsch-Japanischen Gesellschaft (Wa-Doku-Kai) in den ersten zwanzig Jahren ihres Bestehens, in: Mitteilungen der Deutsch-Japanischen Gesellschaft 3/12 (1910), S. 93.
- 141 Satzungen der Deutsch-Japanischen Gesellschaft (Wa-Doku-Kai) in Berlin § 1 (Fassung 1910), in: ebenda, S. 112.
- 142 Ebenda § 2, in: ebenda, S. 112.
- 143 Vgl. ebenda § 12, in: ebenda, S. 114.
- 144 Karl Haushofer (27.8.1869 - 10.3.1946); zu ihm s. jetzt Hans-Adolf Jacobsen: Karl Haushofer - Leben und Werk -, 2 Bde. (Schriften des Bundesarchivs 24/I-II), Boppard/Rhein: Harald Boldt 1979.
- 145 Vgl. DJP 13.Jg. Nr. 11, Yokohama, 13.6.1914, S. 335 r.
- 146 Vgl. Bernhardus Varenius: Descriptio regni Japoniae - Beschreibung des japanischen Reiches. Hrsg. von Martin Schwind und Horst Hammitzsch, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1974, S. 35.
- 147 Engelbert Kaempfer (16.9.1651 - 2.11.1716); s. Bibliographie der Werke Engelbert Kaempfers, zusammengestellt von Karl Meier-Lemgo, in: Engelbert Kaempfer (1651-1716) - Philipp Franz von Siebold (1796-1866) Gedenkschrift, a.a.O., S. 53-56. - Bibliographie der Sekundärliteratur zu Engelbert Kaempfer, zusammengestellt von Karl Meier-Lemgo, in: ebenda, S. 57-61.
- 148 Vgl. Cent-Cinquantenaire de l'École des Langues Orientales. Histoire Organisation et Enseignements de l'École Nationale des Langues Orientales Vivantes, Paris: Imprimerie Nationale de France 1948, S. 7; Hugh Borton: The Development of Japanese Studies in the United States, in: The Japan P.E.N. Club; Hrsg., a.a.O., S. 541; Barthold, a.a.O., S. 226.
- 149 Gustave Dugat: Histoire des orientalistes de l'Europe du XII^e au XIX^e siècle précédée d'une esquisse historique des études orientales, 2 Bde., Paris: Maisonneuve 1868-1870, hier Bd.1, S. 1 f. Vgl. auch die Ausführungen über die Entwicklung der Indologie und den Ausbau der englischen Kolonialherrschaft in Indien bei Theodor Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland. (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland 8), München: Cotta 1869. Nachdruck, New York und London 1965, S. 341 f.
- 150 Von Brandt: Dreiunddreissig Jahre in Ost-Asien, a.a.O., Bd.1, S. 8 f.
- 151 So in der Denkschrift zur Lage der Orientalistik. Im Auftrage der Deutschen Forschungsgemeinschaft und in Zusammenarbeit mit zahlreichen Fachvertretern herausgegeben von Adam Falkenstein, Wiesbaden: Steiner 1960.
- 152 Vgl. Ph. Fr. de Siebold (= Philipp Franz von): Lettre sur l'utilité des musées ethnographiques et sur l'importance de leur création dans les États européens qui possèdent des colonies, ou qui entretiennent des relations commerciales avec les autres parties du monde, à M. Edme-François Jomard, Conservateur-Administrateur du Dépôt Géographique de la Bibliothèque Royale de France, Paris: Benjamin Duprat 1843, S. 17: Siebold führt hier einen ganzen Katalog der Nützlichkeit für Politik, Militär, Handel, Mission, Industrie auf.
- 153 Bernhard Dernburg: Zielpunkte des deutschen Kolonialwesens, Berlin: Mittler 1907, S. 12.
- 154 Ebenda.

6. Sitzung

Herbert Worm: "Japanologie im Nationalsozialismus. Ein Zwischenbericht", in: Formierung und Fall der Achse Berlin - Tôkyô. Herausgegeben von Gerhard Krebs und Bernd Martin, München: iudicium, 1994, 153-86. 2. Buchvorstellungen

Gerhard Krebs / Bernd Martin (Hrsg.)

Formierung und Fall
der Achse
Berlin-Tōkyō



Monographien aus dem
Deutschen Institut für Japanstudien
der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung

Band 8
1994

JAPANOLOGIE IM NATIONALSOZIALISMUS

EIN ZWISCHENBERICHT¹

Herbert Worm

„Sie, die Sie das Hitlerregime nicht erlebt haben, haben ein Recht auf Information“, konzidierte 1965 ein Redner der berühmt gewordenen Münchner Ringvorlesung über „Die deutsche Universität im Dritten Reich“ seinem studentischen Publikum, „damit Sie sich über das, was damals an den deutschen Universitäten geschehen ist, ein Urteil bilden können. Ich werde also berichten: so vollständig, so nüchtern und so objektiv, wie ich es eben vermag“ – und zwar nicht als „unbeteiligter Zeuge“, sondern als eine Art „Mitangeklagter“.

Solche Bekenntnisse – bald beißend und auf hohem Niveau von Wolfgang F. Haug als Dokument eines „hilflosen Antifaschismus“ kritisiert – waren der Versuch einer liberalen Professorenminderheit, dem für das akademische Selbstbild peinlich werdenden Druck studentischer Enthüllungsbildungsarbeit zu antworten. In der Regel waren es eher die größeren, gesellschaftlich exponierten und alteingesessenen Fächer der Universität, die sich zu öffentlichen Stellungnahmen gedrängt sahen. Äußerungen dieser Art aus Japanologiemund sind mir jedenfalls nicht bekannt.

Zwar blieben die heute mit der zeitgeschichtlichen Chiffre „1968“ charakterisierten Ereignisse der sechziger und siebziger Jahre auch für die Japanologie nicht ohne Folgen: Methodik und Ziele wurden zum Teil engagiert in Frage gestellt, eine stärkere Ausrichtung des Lehrplans an „gesellschaftlichem Bedarf“ sowie eine „umfassende kritische Analyse des gegenwärtigen Japan“ eingeklagt, doch im Unterschied zu Massenfä-

¹ Diese veränderte und teilweise erweiterte Fassung meines Vortrags erscheint ohne Quellenangaben und Anmerkungen. Ich verweise deshalb auf die Langversion, die nach Abschluß der Archivstudien in den Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde bei der OAG Hamburg erscheinen wird. – Ausgewertet wurden vor allem Aktenbestände des Bundesarchivs (Koblenz, Potsdam), des Berlin Document Center, des Staatsarchivs Hamburg und des Universitätsarchivs der Karl-Marx-Universität Leipzig. Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern dieser Archive bin ich für ihre Hilfe sehr zu Dank verpflichtet. Gleiches gilt für Eckart Krause vom Hamburger Projekt „Hochschulalltag im Dritten Reich“ und für Dr. Rainer Hering vom Hamburger Staatsarchiv. Für das „Gegenlesen“ ein herzliches Dankeschön an Jens Heise!

chern wie der Germanistik führte die Kritik am Kanon im Verein mit einer politisch aufgeladenen Spannung zwischen den Generationen im gesellschaftlich relativ isolierten „Orchideenfach“ zu keiner Konfrontation, die das tabuisierte Thema „Japanologie im Dritten Reich“ auf die Tagesordnung eines der frühen Japanologentage gezwungen hätte.

Der durchaus erinnerenswerte „Fall Eckardt und die Ordinarienuniversität“, der die Berliner Japanologie in den sechziger Jahren blockierte, war insofern ein Fall für sich, als es sich hierbei um eine Sorte Hochschullehrer handelte, die sich ihren in NS-Zeiten gesellschaftskonform gepflegten schamlosen Antisemitismus und geradezu pathologischen Hang zur Kollegendenunziation – gepaart mit zweifelhafter fachlicher Kompetenz – über Auschwitz und den Zusammenbruch hinaus bewahrt hatte. Er konnte deshalb auch als lokaler Einzelfall behandelt werden und führte sogar zu einer gewissen Solidarisierung der westdeutschen Professoren mit den Berliner Studenten und ihren Forderungen – und unterschwellig möglicherweise auch zu einem Abladen der „Sünden des Faches“ auf den disqualifizierten Außenseiter.

WEIßWÄSCHER AM WERK

Die Japanologie gehört zu den relativ neuen universitären Disziplinen, deren grundlegende Institutionalisierungs- und Professionalisierungsphase noch so jungen Datums ist, daß erst allmählich ein Gefühl für fachspezifische Traditionen entsteht. Wenn auch von Schulbildung im Sinne von „Denkschulen“ nicht die Rede sein kann, so sind aus der zeitlichen Distanz inzwischen doch distinktive Konfigurationen und Praxen erkennbar, die wiederum einzelnen Leitfiguren zugeordnet werden können. Trotzdem gehört ihre Wissenschaftsgeschichte noch nicht zum selbstverständlichen Angebot des japanologischen Grundstudiums. Auch eine umfassende Fachgeschichte hat diese Disziplin, trotz der verdienstvollen Pionierarbeiten von Goch und Friese, noch nicht vorgelegt.

Was es statt dessen gibt, sind Geschichten, mündlich tradierte Erzählungen und Anekdoten, die auf Seminarfesten oder beim gemütlichen Teil der Japanologentage die Runde machen. Etwa jene über die beiden todesmutigen U-Bootfahrer – nach 1945 dann für lange Jahre die Repräsentanten der bundesdeutschen Japanologie –, die mitten im Zweiten Weltkrieg fast den Tod gefunden hätten, immerhin in ostasiatischen Gewässern. Oder jenes hartnäckige Gerücht, das partout wissen will, die Berufung des jugendlichen H. nach L. („nicht 'mal habilitiert war der!“) sei

vor allem seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Hitler – oder war es doch zu Göring? – zu verdanken gewesen.

Natürlich gab es nach 1945 genug Anlässe zur Selbstdarstellung und öffentlichen Reflexion, sei es in Form von Nachrufen, Festschriften oder fachgeschichtlichen Kurzdarstellungen. Nur liegt es offenbar in der Natur solcher Texte, daß sie einer kritischen Selbstbefragung nicht gerade förderlich sind. Noch im Jahre 1992 hält es ein allseits geschätzter und zudem alles andere als „belasteter“ Nachkriegsjapanologe für richtig, in einem sechs Seiten langen Nachruf auf seinen ehemaligen Lehrer die nationalsozialistische Vergangenheit dieses bisher wohl einflußreichsten deutschen Japanologen mit keinem einzigen Wort zu erwähnen; nicht einmal die sonst so beliebte, alles vergebende Formel von der „Verstrickung“ wird bemüht. Könnte man das darin zum Ausdruck gebrachte altbackene Wissenschaftsverständnis mit seiner biographisch scharfen Trennung von privatem und öffentlichem Wirken – wobei das politische dem tabuisierten privaten, die „reine Wissenschaft“ dem öffentlichen Leben zugeschlagen wird – gerade noch goutieren, wird der Fall bedenklich, wenn auch in der Würdigung des wissenschaftlichen Gesamtwerkes weder die eindeutig politisch eingreifenden Texte noch die zeitgeschichtlich affirmative Wahl und Durchführung der „reinen“ Themen problematisiert werden.

Mag in diesem besonderen Fall das Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung einer rigorosen wissenschaftlichen Ethik im Wege gestanden haben, scheint bei den folgenden Beispielen vor allem der Wille eines Zeitgenossen am Werk zu sein, den selbst mitzuverantwortenden Abschnitt der eigenen Fachgeschichte für die Nachwelt schönzuschreiben.

Im Jahre 1950 etwa las man in der orientalistischen Fachzeitschrift *ZDMG (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft)*, der Hamburger Lehrstuhl für Japanologie sei „leider nach 1945 den finanziellen Nöten der Zeit zum Opfer gefallen, hoffentlich nicht für immer!“ – Schreiber und Leser kannten die wahren Umstände und verstanden es somit, den Text zu deuten.

Ein Jahrzehnt später, im Jahre 1960, erfuhr man in der *Modernen Welt* – immerhin eine „Zeitschrift für vergleichende, geistesgeschichtliche und sozialwissenschaftliche Forschung“ –: „Bis zum Kriegsende im Jahre 1945 nahm die Japanologie bei uns eine Entwicklung, die man im allgemeinen als günstig bezeichnen könnte.“ Oder 1966, diesmal in einer japanologischen „Gedenkschrift“: „Wir haben es oben bereits ausgesprochen, daß die an sich gesunde Entwicklung der deutschen Japanologie nach dem 2. Weltkrieg im Jahr 1945 ein jähes Ende fand. ... waren die bestehenden Lehrstühle zumeist verwaist, wurden in einigen Fällen sogar zugunsten anderer Lehrstühle umgewandelt.“ – Ja, warum wohl? Hat das am Ende etwas mit der „günstigen“ und „gesunden“ Entwicklung bis 1945 zu tun?

Radikal löst dann 1975 ein Nicht-Japanologe das heikle Entsorgungsproblem: „Einige dieser ehemaligen Lektoren [in Japan, H. W.] übernahmen später Lehrstühle für Japanologie in der Bundesrepublik, z. B. Gundert (Rektor der Universität Hamburg), Hammitzsch (Leipzig, München, Bochum)...“ – Wen kümmert's, daß Gundert in der BRD weder einen Rektorenposten – noch sonst eine Stelle innehatte, sondern von den Besatzungsbehörden entlassen worden war ... Bewußte Manipulation oder pure Gedankenlosigkeit? Der verantwortliche Herausgeber der weiter oben zitierten Schrift, Horst Hammitzsch, zufällig auch Autor der übrigen Zitate, hätte darauf vielleicht eine Antwort gewußt.

Ende der siebziger Jahre aber lief die Zeit für solche eher propagandistische Darstellungen endgültig aus. Im Jahre 1977 bezieht man sich in der Fachzeitschrift *Oriens Extremus* m. W. erstmals schriftlich, öffentlich und in deutlicher Abwehr auf die Japanologie der NS-Zeit. Damals bemerkte Roland Schneider in polemischer Absicht: „Der ‚Gegenwartsbezug‘ vieler Teile der Japanologie der Kriegszeit (selbst bei der Behandlung von vormodernen Gegenständen oft in fataler Weise – z. B. *goningumi*: Blockwartssystem u. ä. gegeben) ist nicht zu bestreiten ... Die betonte Hinwendung zu Gegenständen des vormodernen Japans nach dem Kriege, die nicht ohne Zusammenhang mit den vorhergegangenen Jahren gesehen werden kann ...“

Ins Herz der Frage aber trifft erst Peter Fischer 1979 in seiner Arbeit zu *Buddhismus und Nationalismus im modernen Japan*, wo er das Problem der Verantwortung des Wissenschaftlers an einer etwas unerwarteten Stelle wie folgt diskutiert: „Auch im Nachkriegsdeutschland stand ... eine Erforschung des japanischen Buddhismus der Vorkriegszeit nicht zu erwarten. Zu sehr hatten sich zahlreiche Wissenschaftler durch ihre Publikationen während der NS-Zeit ... diskreditiert, als daß sie sich einem Thema zugewandt hätten, das unvermeidlich Fragen nach der persönlichen Verantwortung wie auch nach der Haltung der christlichen Religionen zu NS-Staat, Unterdrückung der Bevölkerung, Judenverfolgung und Krieg aufgeworfen hätte, woran trotz vielfach bekundeter Bereitschaft zur Vergangenheitsbewältigung nur die wenigsten ein echtes Interesse besaßen.“

Unverbindlicher formulierte Fingerzeige mehrten sich in den Jahren darauf, bleiben aber nun, da sich die einst einflußreichen *sensei* auf das Altenteil zurückgezogen haben, wohlfeile Forderungen, die das Tabu zwar benennen, es aber mangels einer materialgesättigten gründlichen Detailforschung, die Roß und Reiter nennt, nicht wirklich brechen können.

Noch 1989 kann man sich auf dem „International Symposium on National Approaches to Japanese Studies“ in Tōkyō dazu nicht entscheiden. Der wissenschaftsgeschichtlich bewanderte Josef Kreiner vertritt dabei

die von ihm nicht belegte Auffassung, „German Japanology for the most part managed to escape the ideological trap between 1933 and 1945 by avoiding questions of importance and restricting itself to more philological, inward-looking studies.“ Sepp Linhart hält indes dagegen: „However, even if Japanese studies in Germany as a whole during the Nazi-period do not evoke such an ideologically one-sided impression as is sometimes assumed – although up to now there has been no systematic study of scholarship on Japan during this period – it must not be forgotten that some of the foremost scholars on Japan became advocates of Nazi ideas, a fact which can be clearly discerned from their writings.“

Auch unser Beitrag ist leider noch weit davon entfernt, eine Summe anbieten zu können. Vorgestellt werden hier bestenfalls Elemente eines personen- und institutionsgeschichtlichen Puzzles, das noch keine eindeutigen Antworten auf die Frage nach dem Verhältnis von Japanologie und Nationalsozialismus, nach ihrer Funktion und Wirksamkeit, nach den internen und externen Determinanten disziplinärer Entwicklung oder nach den sozialen Bedingungen des Wissenschaftleralltags mit seinen vielfältigen Verflechtungen und Wechselbeziehungen zu Staat und Gesellschaft erlauben.

SUBSYSTEM JAPANOLOGIE

Versucht man nämlich solchen Fragen nachzugehen, wird einem bald klar, daß die gerne als „kleines Fach“ apostrophierte Japanologie nicht einfach auf ihren universitären Primärbereich isoliert werden kann. Sieht man sie statt dessen als Teil eines gesellschaftlichen „Subsystems Japanologie“ (SJ), ergibt sich folgende vorläufige Definition und Beschreibung: Unter SJ verstehen wir dann ein mehr oder weniger engmaschig geknüpftes deutsch-japanisches Netzwerk staatlicher, halbstaatlicher und privater Institutionen (Verbände, Vereine, Initiativen), dessen auf das Phänomen „Japan“ gerichtete Interessen über die Zirkulation von Personen, Nachrichten und Geldern, fördernd oder verhemmend, interaktiv geregelt werden.

Als Träger dieser Interessen seien auf deutscher Seite genannt: die drei zentralen Universitätsinstitute Seminar für Orientalische Sprachen Berlin (SOS, gegr. 1887) bzw. seine diversen ns-zeitlichen Nachfolgeinstitute, das Seminar für Sprache und Kultur Japans der Universität Hamburg (gegr. 1914) sowie das Japanische Institut der Universität Leipzig (gegr. 1932) werden flankiert von den Berliner Einrichtungen Japaninstitut e.V. (gegr. 1926), Deutsch-Japanische Gesellschaft (DJG, gegr. 1890/1929), Gesell-

schaft für Ostasiatische Kunst, Bunkenkai (Verein der japanischen Regierungsstipendiaten), Japanischer Studentenverein in Deutschland, Deutsch-Japanische Akademikertagung (1939–1944), Japanische Botschaft, Ministerien, insbesondere Auswärtiges Amt (AA), Dienststelle Ribbentrop, Reichserziehungsministerium mit Japanreferat des Reichsstudentenführers sowie, nach Kriegsbeginn, das Oberkommando der Wehrmacht mit Dolmetscher-Lehrabteilung Fernost und geheimer Japan-Gruppe in der Chiffrierabteilung seines Nachrichtendienstes. In Hamburg kam schließlich noch der Ostasiatische Verein (OAV Hamburg-Bremen, gegr. 1900) hinzu.

Auf japanischer Seite sind in Tōkyō ansässig: die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG, gegr. 1873, mit Ortsgruppen in Deutschland), das Japanisch-Deutsche Kultur-Institut (1927 gegr. als Schwesterinstitut des Berliner Japaninstituts), die Deutsche Schule (1904/1923), die Sophia-Universität (1913), die Evangelische Gemeinde deutscher Sprache (1885), die Deutsche Botschaft, die deutsche Presse (Deutsches Nachrichtenbüro, Völkischer Beobachter), das Außenministerium (Gaimushō) sowie diverse japanische Universitäten, Oberschulen (Kōtōgakkō) und akademische Gesellschaften. In Kyōto existierte zudem seit 1934 das Deutsche Forschungsinstitut.

Erst eine detaillierte Beschreibung und Analyse dieses Netzwerkes würde das Geflecht persönlicher Beziehungen, seien sie kollegialer, freund- oder feindschaftlicher Natur, zum Sprechen bringen, würde Machtstrukturen offenbaren, würde die Generationen, Berufsfelder und Schichten übergreifenden, vorwiegend männlichen Seilschaften mit ihren japanisch anmutenden Geber- und Nehmer-, Vorgänger- und Nachfolgerpositionen entdecken und die Bedeutung dieser zwar kleinen, aber wachsenden neuen Elitegruppierung erkennen, die sich damals um die identitätsstiftende Arbeit „draußen im ostasiatischen Feld“ zu formieren begann.

EINE AN SICH GESUNDE ENTWICKLUNG ...

Dergestalt die Unzulänglichkeit unserer derzeitigen Bemühungen vor Augen, lenke ich den Blick des Lesers zurück auf die allgemeine Situation der deutschen Japanologie im engeren Sinne. Was in der Nachkriegszeit gern als Phase des großen Aufschwungs gerühmt wurde, bezieht sich, genau genommen, auf die vor allem nach 1936 allerorts geschmiedeten Ausbaupläne – Luftschlösser zumeist, die nach dem Zusammenbruch 1945 zuerst einmal für Jahre in der Versenkung verschwanden.

Neben den eingangs genannten traditionellen Zentren in Berlin, Hamburg und Leipzig, hatte es unter den ungefähr sechzig deutschen Universitäten und Hochschulen nur einige wenige gegeben, die, gewöhnlich im Rahmen von Orientalischen bzw. Ostasiatischen Seminaren, auch Japanischunterricht oder japanologische Lehrveranstaltungen anboten. Etwa in Köln (Diätendozentur), Bonn, Marburg, Jena oder Heidelberg (Dolmetscher-Institut). Oft waren es japanische Wissenschaftler, die dort als Lektoren oder Gastprofessoren den Unterricht bestritten. Die von japanischer Seite immer wieder empfohlene Besetzung japanologischer Lehrstühle mit japanischen Professoren wurde deutscherseits trotz Personalmangels nur sehr zögerlich aufgenommen. In Berlin etwa gab man Ende 1936 zu bedenken, daß „nämlich ... die Mentalität des Japaners bewußt dahin strebt, japanische Dinge in idealisierter Form darzustellen und sie so zu frisieren, daß bei den Hörern ein schiefes Bild entsteht. Das Eindringen solcher geschickten Propaganda in die Räume der Wissenschaft bedarf einer ebenso geschickten Kontrolle.“

Zusammengefaßt ergibt sich für den Stand von Juli 1942 die folgende Aufstellung: 1 ordentliche Professur in Hamburg (Wilhelm Gundert), 1 ordentliche Professur (nur für Landes- u. Volkskunde) an der Auslandswissenschaftlichen Fakultät der Universität Berlin (Clemens Schar Schmidt), 1 Honorar-Professur in Berlin (nebenamtlich, Martin Ramming), 1 planmäßiges Extraordinariat in Leipzig (Horst Hammitzsch), 1 außerplanmäßiges Extraordinariat in Bonn (Oscar Kressler) und 1 Dozentur in Hamburg (Walter Donat). Zählt man die raren Mittelbau-, Lektoren- und Lehrbeauftragtenstellen hinzu, werden es kaum mehr als zwei Dutzend Lehrkräfte gewesen sein, und das bei circa 1600 Lehrenden im Reich.

Weitere Lehrstühle wurden in Gutachten und Denkschriften „für die Zeit nach dem Kriege“ gefordert, so in Frankfurt, Göttingen, Bonn, München, und für eine noch spätere Ausbauphase in Marburg, Heidelberg und Breslau. Für Tōkyō gab es außerdem einen Plan zur Schaffung eines japanologischen Forschungsinstituts unter deutscher Regie.

Die noch zu Zeiten der staatlichen Unabhängigkeit vorbereitete Gründung eines Japan-Instituts an der Universität Wien fiel im März 1938 mit dem Einmarsch der deutschen Truppen und dem „Anschluß“ Österreichs an das Deutsche Reich zusammen. Sein Betrieb konnte deshalb erst im April 1939 unter japanischer Leitung (Oka Masao) und schwierigsten Bedingungen aufgenommen werden.

Eine Gründung der NS-Zeit, die bislang weitgehend übersehen wurde, soll hier noch nachgetragen werden. Eine Akte des Sicherheitsdienstes des Reichsführer-SS (SD-Hauptamt) gibt darüber in einem vom Amtschef der Gruppe VI (C 4–11, Russisch-japanisches Einflußgebiet), dem SS-Stan-

artenführer Schellenberg gezeichneten Vermerk vom 12.3.1943 die folgende Auskunft:

Bei der Bearbeitung des Heimatraumes nach nachrichtendienstlichen Möglichkeiten wurde die Frage der Heranziehung der Wissenschaft, zu der weitgehend Verbindungen bestehen, zur Unterstützung des Nachrichtendienstes besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ausgehend von der Erkenntnis, daß derzeit im Fernen Osten eine Umgestaltung der Machtverhältnisse auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet unter Führung Japans vor sich geht, wurde die Schaffung eines Instituts für die politische Erforschung Ostasiens in Erwägung gezogen. Als Arbeitsgebiet soll das vorgenannte Institut die wissenschaftliche Erforschung des gesamten ostasiatischen Raumes einschließlich seiner Randzonen und Querverbindungen umfassen. Die Arbeit erfolgt ausschließlich nach strengen wissenschaftlichen Maßstäben in aktuell politischer Ausrichtung ... Zielsetzung ist die Erarbeitung wissenschaftlich stichhaltigen Materials auf breiter Grundlage zum Zwecke der schnellen und zuverlässigen Erstellung von Informationen und Berichten für den Auslandsnachrichtendienst des Amtes VI.

Die Leitung soll von dem hiesigen Mitarbeiter Privatdozent Dr. Walter Donat, ehemaliger langjähriger Direktor des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts in Tokio, übernommen werden. In der Person Dr. Donat, der als anerkannter Fachmann für Ostasien vom Amtschef VII [SS-Standartenführer Professor Dr. Alfred Franz Six, Weltanschauliche Forschung und Auswertung, H. W.] als Ordinarius für Japanologie im Auslandswissenschaftlichen Institut der Universität vorgesehen ist, ist die Gewähr geboten, daß das Ostasien-Institut des Amtes VI für den Auslandsnachrichtendienst eine wertvolle Unterstützung sein wird.

Von den sechs vorgesehenen Länderreferaten waren nach diesem Dokument zwei für Japan und ein weiteres für „Mandschukuo“ (zusammen mit der Mongolei und Tibet) reserviert. Der Standardetat des Instituts belief sich auf 204.360 RM, bei einem Personalstand von insgesamt 30 Mitarbeitern; mit 20.400 RM Jahresgehalt gehörte Donats Stelle zu der am höchsten dotierten Position eines Japanologen im ganzen Reich. (Zum Vergleich: mein Vater kam als gefragter Facharbeiter in der kriegswichtigen Metallindustrie Süd-Württembergs auf einen „guten“ Jahreslohn von 2.304 RM).

Weiter heißt es in Schellenbergs Text:

Nach außen hin, vor allem den Japanern gegenüber, wird das Institut durch das Auslandswissenschaftliche Institut der Universität

Berlin getarnt. Aufgrund einer Vereinbarung mit dem Amtschef VII werden dem Leiter des Ostasien-Instituts des Amtes VI für den Briefverkehr mit Dienststellen, Instituten und sonstigen Behörden die Kopfbögen des Auslandswissenschaftlichen Instituts zur Verfügung gestellt werden. Die Pläne für das Ostasien-Institut wurden bereits Ende November v. J. nach mündlichem Vortrag des Amtschefs VI vom Reichsführer SS genehmigt.

DIE TRADITIONELLEN ZENTREN DER JAPANOLOGIE. DATEN UND ZAHLEN

a) Hamburg

Gesamtdaten über Studierende der Japanologie im Deutschen Reich sind bislang noch nicht systematisch erhoben worden, so daß wir uns vorerst mit recht unvollständigen Angaben begnügen müssen; Hochrechnungen für die Geisteswissenschaften insgesamt kommen für 1938 auf ca. 5.000 Studierende.

Für Hamburg liegt allerdings mit der von Gundert 1936 angelegten „Stammrolle des Seminars für Sprache und Kultur Japans“ eine aussagekräftige Quelle vor. Erstmals können nun über Studienverlauf und Zusammensetzung der Studentenschaft des Seminars Angaben gemacht werden, die über die üblichen pauschalen Seminarstatistiken hinausgehen. Danach stieg bei insgesamt 1.700 Immatrikulierten in der Japanologie die Teilnehmerzahl von SS 1936 auf WS 36/37 um über 100% von 8 auf 17, um sich bis SS 1939 bei durchschnittlich 12 einzupendeln. Mit dem Ausbruch des Krieges aber hat ihre Zahl, wie Gundert im Herbst 1941 berichtet, „schlagartig abgenommen. Augenblicklich sind alle männlichen Studierenden, die unter normalen Umständen ihr japanologisches Studium am hiesigen Seminar fortsetzen würden, zum Heeresdienst eingezogen.“

Bis 1945 waren in den 17 Semestern bzw. Trimestern insgesamt 56 Studierende (41 Männer, 15 Frauen) für Japanologie eingeschrieben. Überraschend hoch ist der Anteil der Gasthörer: genau die Hälfte; möglicherweise ein Indiz für das im Zeichen der „Achsenfreundschaft“ in der Öffentlichkeit merklich gestiegene Interesse am MIRACOLO NIPPONICO. Von den Hauptstudenten sind 50% als stud. phil. und 28% als stud. iur. eingeschrieben, der Rest verteilt sich auf stud. dolm., stud. naut. und stud. rer. pol. Bei den Gasthörern finden sich die folgenden Berufsgruppen: Lehrer, Kaufmännische Angestellte, Juristen, Militärs, Journalisten, Hausfrauen, Schriftsteller, Zahntechniker sowie Schüler und Schülerinnen. Eine Überprüfung der Verweildauer kommt zu dem Ergebnis, daß ein Groß-

teil das 3. Semester nicht überdauert. Vier schließen mit einem Diplom ab und drei melden sich bei Kriegsausbruch zur Notpromotion. Ganze fünf der ermittelten Namen treten auch in der Nachkriegszeit japanologisch in Erscheinung.

b) Berlin

In Berlin hatte man zwar das Seminar für Orientalische Sprachen (SOS) sowie das Japaninstitut, deren Mitarbeiter zeitweilig auch als Lehrbeauftragte oder Honorarprofessoren an der Universität engagiert wurden, aber die Gründung eines eigenen Lehrstuhls für Japanologie im Rahmen der Philosophischen Fakultät, analog zum bereits 1912 eingerichteten Ordinariat für Sinologie, war in der Weimarer Zeit trotz verschiedener Initiativen nicht gelungen. Nach 1933 ließ dann die Japan-Lobby keine Zeit verstreichen, um den neuen Herren die alten Pläne mit Nachdruck ins Gedächtnis zu rufen. Wenigstens die Hauptstadt Berlin sollte eine Neugründung wert sein, denn „Deutschland kann jetzt von Japan viel lernen und sollte die verschiedensten Gebiete des japanischen staatlichen, völkischen und geistigen Lebens, auch zu seinem eigenen Nutzen, studieren ... Die Lage gebietet daher“, schreibt Admiral a. D. Paul Behncke – der populäre „Held der Skaggerakschlacht“ und spätere Präsident der einflußreichen Deutsch-Japanischen Gesellschaft – 1935 an den neuen Erziehungsminister, „auch bei nüchternster Betrachtung, eine stark betonte und anderen Ländern und Wissensgebieten gegenüber bevorzugte Beschäftigung mit Japan.“

Ein anderer Privatmann, seines Zeichens „Orientalistischer Mitarbeiter der Antikomintern“, forderte zur gleichen Zeit eine forcierte Reorganisation des SOS:

Aufgabe wird sein, dem Seminar reformmäßig seinen ursprünglichen politischen Charakter wiederzuerleihen und es durch Dienstbarmachung für die nationalsozialistische Weltpolitik zu neuem Leben zu erwecken. – Die nationalsozialistischen Aufgaben und Ziele des Seminars liegen auf einer Ebene mit denen des Propagandaministeriums und des Außenpolitischen Amtes. Die zu leistende Arbeit gliedert sich in Angriff und Abwehr: das Seminar hat zu seinem Teile für die Wahrheit und gegen die Lüge über das nationalsozialistische Deutschland in der Welt mitzukämpfen.

Mit dem Ziel einer Modernisierung der Herrschaftstechniken entstand 1940 schließlich, in Zusammenführung der durchaus divergierenden Interessen von Erziehungsministerium, Auswärtigem Amt und Reichsführer-SS aus dem altherwürdigen SOS durch Fusion mit anderen Einrich-

tungen die neue Auslandswissenschaftliche Fakultät (AWF) sowie das Deutsche Auslandswissenschaftliche Institut (DAWI) – das sich 1944 nur mit Mühe einer vollkommenen Einverleibung in das Reichssicherheitshauptamt/Auslandsnachrichtendienst/Abt. VI G (siehe Ostasien-Institut!) widersetzen konnte.

Zu den aus seinen Vorläuferinstituten übernommenen Japanologen Clemens Scharschmidt und Martin Ramming gesellten sich 1942 noch der Regierungsrat im Propagandaministerium Dr. habil. Leopold Schéidl aus Wien (Geographie Ostasiens) und 1943 der AA-Mitarbeiter Dr. habil. Walter Donat (Volks- und Landeskunde Japans); somit war auch bei den Japanologen der AWF die für diese Fakultät festgestellte 60%ige Parteimitgliedschaft (universitätsweit lag sie bei 34%) fast erreicht.

Das Lehrangebot dieser Dozenten wurde gelegentlich durch Gastvorträge ergänzt: 1942 las Wilhelm Gundert über „Fremdvölkisches Kulturerbe und Eigenleistung in Deutschland und Japan“, Otto Kümmel, der General-Direktor der Staatlichen Museen Berlin, über „Wege zum Verständnis der japanischen Kunst in Deutschland“, Major z. V. Otto Mossdorf, Schriftleiter bei der nationalkonservativen *Deutschen Allgemeinen Zeitung* Berlin, über „Der soldatische Charakter des deutschen und japanischen Volkes“, Horst Hammitzsch über „Die völkische Wiederbesinnung im Schrifttum des 18. und 19. Jahrhunderts in Deutschland und Japan“ und Albrecht Fürst von Urach, Japan-Korrespondent des *Völkischen Beobachters* und späterer Mitarbeiter des AA, über „Die künftigen Neuordnungsprobleme Deutschlands und Japans“.

Unter den 53 Diplomabgängern der Jahre 1933 bis 1940 sind neben den Geisteswissenschaftlern vor allem die Juristen auffällig stark vertreten. Mit der Hamburger Japanologin Maria-Luisa Hirsch hatte zwar 1926 eine der ersten Frauen am SOS mit dem Sprachdiplom abgeschlossen, insgesamt aber scheinen sie – zumindest unter den AbsolventInnen – bis 1940 in der Minderheit gewesen zu sein. Erst das Kriegsesemester 1942/43 ist dann „vom Studentischen her gesehen von einem starken Übergewicht des weiblichen Elements geprägt“. Nach der Seminarchronik legten im Sommersemester 1942 zwei Männer und fünf Frauen ihre Sprachprüfung in Japanisch ab: „Von den Männern ist einer kriegsverletzt, der andere war für die Prüfung von der Wehrmacht für einige Tage beurlaubt. Alle Kandidaten außer einer Frau hatten das Abiturium“. Über das Wintersemester 1942/43 wird berichtet:

Die Teilnahme an den verschiedenen Kursen wies Zahlen auf, wie sie in den 55 Jahren seit Einrichtung des japanischen Unterrichts in Berlin nie erreicht wurden. Am Anfängerkursus (1. Semester) nahmen 27 Hörer teil, so daß in Erwägung gezogen werden mußte, die-

se für eine durchgreifende praktische sprachliche Ausbildung viel zu große Menge in 2 Parallelkurse aufzuteilen. – Zu der Sprachprüfung hatten sich 10 Kandidaten gemeldet, von denen 9 bestanden, und zwar 3 Männer und 6 Frauen, die sämtlich im Besitz des Reifezeugnisses sind und mindestens 5 Semester dem Studium des Japanischen gewidmet hatten. Von den Männern ist einer ein kriegsversehrter aktiver Offizier, einer ist wissenschaftlicher Angestellter bei einer militärischen Behörde und einer ist Student. Auch von den Frauen arbeiten drei neben dem Studium bereits halb- oder ganztäglich bei Behörden.

c) Leipzig

In Leipzig existierte seit 1932 ein Japanisches Institut, gleichwohl war man unzufrieden. Angesichts der Tatsache, daß „die Sprache des Ordnungsvolkes des Fernen Ostens, das Japanische, immer mehr in den Vordergrund“ trete und immer mehr Universitäten des Reiches bestrebt seien, „Lehrstühle für Japanisch neu zu errichten, obwohl geeignete Lehrkräfte dafür gar nicht zur Verfügung stehen,“ hätten Japans Botschafter und sein Stab bei einem Besuch ihre Verwunderung darüber zum Ausbruch gebracht, „daß das einzige aus japanischen Geldmitteln (Motoyama-Stiftung) gespeiste Deutsche Japaninstitut von Deutschland aus stiefmütterlich mit einem Extraordinariat bedacht sei! ... In der Tat“, gibt dieses Schreiben an den Dekan der Philosophischen Fakultät warnend zu bedenken, „muß dieser Umstand den in Ehrenfragen sehr empfindlichen Japanern auffallen, und kann von ihnen nicht anders gedeutet werden, als daß man ihr Geld und ihre kulturelle Mitarbeit nicht wünscht. Da durch den machtpolitischen Aufstieg Japans das japanische Selbstbewußtsein außerordentlich gestärkt worden ist, kann es nicht ausbleiben, daß diese falsche Meinung recht unangenehme Rückwirkungen auf unsere eigenen kulturellen Bestrebungen in Japan haben wird ...“

Die Zahl der Studierenden, heißt es in diesem Werbetext, übertreffe „die älteren Studienorte, wie Berlin und Hamburg um das 10–20fache“. Diesen „im Kriege erzielten Fortschritt“ dürfe man, „außer dem Umstande der Bestellung eines festbesoldeten Lektors, auch der Tüchtigkeit von Professor Dr. H. zugute schreiben“. Eine Mitteilung, die im November 1943 von Hammitzsch selbst dahingehend präzisiert wird, daß unter den 26 Studierenden „vier Volljapanologen“ seien.

GUNDERTS BERUFUNG NACH HAMBURG

Wilhelm Gunderts Berufung nach Hamburg war die erste Besetzung eines japanologischen Lehrstuhls nach den neuen NS-Leitlinien. Sie war jedoch keine Folge der politisch und/oder rassistisch begründeten Vertreibungspolitik im Hochschulbereich, die manchen Wissenschaftler um Amt und Heimat brachte. In der Tat findet sich unter den hundertten von Namen mehr oder weniger prominenter Hochschullehrer, die gleich in den ersten Jahren der NS-Herrschaft in die Emigration getrieben worden sind, zwar mancher Sinologe oder Orientalist, aber kein einziger Japanologe. Das Jahr 1933 bildet so gesehen für die engeré Fachgeschichte keine gravierende Zäsur.

Aus der unmittelbaren Umgebung des Faches jedoch, ganz gewiß aber im vorhin skizzierten „Subsystem Japanologie“, sind durchaus Opfer zu beklagen. Genannt sei hier nur Alexander Chanoch – 1923 von Florenz promoviert und danach in Berlin bei der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in leitender Stellung – sowie die oben bereits erwähnte Maria-Luisa Hirsch, ebenfalls eine Florenz-Schülerin. Chanoch, gleich im April 1933 als „Jude und Kommunist“ von höchster Stelle denunziert, ist vermutlich sofort emigriert, Frau Hirsch, ab Juli 1933 wegen kommunistischer Untergrundarbeit in einen Hochverratsprozeß verwickelt, konnte 1937, nach Gefängnis, Schutzhaft und KZ, dank der Hilfe ihres ehemaligen Lehrers am SOS, Clemens Schar Schmidt, und der des holländischen Manyōshū-Gelehrten und Faschisten Jan Lodewijk Pierson, nach England entkommen.

Im Dezember 1934 erreichte die Abschrift eines Ersuchens die Hochschulbehörde Hamburg, welches das Auswärtige Amt an das Reichserziehungsministerium gestellt hatte. Das Anliegen:

Der langjährige deutsche Leiter des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts in Tōkyō, Dr. Gundert, hegt den dringenden Wunsch, nach Deutschland zurückzukehren, um hier eine akademische Lehrtätigkeit aufzunehmen. Dr. Gundert ist jetzt 54 Jahre alt. Er war ursprünglich Theologe und ist als Missionar vor etwa 25 Jahren nach Japan gekommen, war im Verlauf seines Aufenthalts Lehrer an japanischen Schulen und hat sich in Japan eine tiefgründige Kenntnis der japanischen Sprache, Literatur, Religion und Religionsgeschichte angeeignet, als deren wohl unbestritten bester deutscher Kenner er heute anzusehen ist. Seine jetzige Stellung gewährt ihm weder ein auskömmliches Einkommen noch irgendeine Sicherung für die Zukunft. Es kommt hinzu, daß Dr. Gundert infolge der täglichen Kleinarbeit im Institut kaum zu wissenschaftlicher Arbeit kommt.

Es bedrückt ihn, daß er seine eigentlichen Fähigkeiten nicht zur vollen Entfaltung bringen kann.

Außerdem habe man vernommen, so das Ersuchen weiter, daß Professor Florenz in Ruhestand getreten sei und befürworte daher die Erfüllung von Gunderts Wünschen. Die Emeritierung des bereits siebzighährigen Karl Florenz – Gründungsordinarius der Hamburger, ja der deutschen Japanologie – war in der Tat für März 1935 festgelegt und eine Berufungskommission war bereits tätig geworden.

Mit einem Schreiben vom 17. Dezember 1934 bittet Rektor Rein – treibende Kraft schon vor 1933 für die Etablierung einer „völkisch“ ausgerichteten „politischen Universität“ – seinen ehemaligen Kollegen, den Sinologen Otto Franke um Rat und faßt seinen Eindruck von den zwei in die engere Wahl gezogenen Kandidaten dahingehend zusammen, „daß Dr. Ramming die mehr politische Natur ist gegenüber dem aus der Mission hervorgegangenen Dr. Gundert. Gerade aber auf den politischen Einschlag kommt es uns im Rahmen der gesamten Universitätspolitik von Hamburg besonders an.“

Frankes postwendende Antwort aus Berlin bestätigt im großen ganzen des Rektors Eindruck und meint zu Gundert noch, für sein Empfinden sei dieser „etwas gar zu japanisch“ und gehöre „zu den Ausländern, die so fasziniert vom japanischen Wesen sind, daß sie dabei Kritik und geschichtliches Augenmaß verlieren“ – allerdings könne sich dieser Zug „in einer deutschen Atmosphäre“ wieder geben.

Der Kommissionsbericht urteilt abschließend:

Während Gundert sein Augenmerk fast ausschließlich auf Religion und schöne Literatur richtet, bleibt bei Ramming das Literarische zwar keineswegs unbeachtet, aber im Vordergrund steht bei ihm, der acht Jahre hindurch als Botschafts-Dolmetscher zu den politischen und wirtschaftlich leitenden Kreisen Japans Beziehungen pflegen mußte, das Interesse am öffentlichen Leben Japans, an Geschichte, Recht, Wirtschaft, Presse, also an Dingen, deren Kenntnis man bei einem Hamburgischen Professor der Japanologie zu einem gewissen Grade voraussetzen muß.

Nach Zustimmung der Philosophischen Fakultät und mit Ermächtigung des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (REM) in Berlin beginnen im Juni 1935 die Berufungsverhandlungen mit Ramming. Einige Zeit später jedoch heißt es in einem Brief Rammings an einen Kollegen in Japan: „Sie haben wohl gehört, daß ich von Hamburg einen Ruf als Nachfolger von Florenz erhalten habe, allerdings mußte ich den sehr ehrenvollen Antrag aus Rücksicht auf uns

übergeordnete Stellen ablehnen. Was die Hamburger weiter unternehmen, ist vorläufig noch nicht geklärt.“

Was war passiert? Nach offenbar erfolgreichen Verhandlungen war der Ruf an Ramming zwar ergangen, doch hatte dieser schließlich durch Schreiben vom 7. September abgelehnt. Der Erziehungsminister ließ Hamburg wenig später lapidar mitteilen: „Ich habe in Aussicht genommen, Dr. Gundert vom Japan-Institut in Tokio zum Sommersemester 1936 auf den dortigen Lehrstuhl für Japanologie zu berufen. Dr. Ramming kommt hierfür nicht mehr in Frage.“ Ende November kommentiert der Kollege Rammings aus Kyōto: „Ich freue mich, von Ihnen von Ihrem Ruf nach Hamburg zu hören. Sie hätten ideal dorthin gepaßt. Rücksichten auf übergeordnete Stellen sind bitter und machen sich nie bezahlt. Ich erhoffe für Sie trotzdem das Beste. Dr. Gundert ist von hier vor wenigen Tagen auf dem Schiffswege abgereist, wie er sagt, um sich in Hamburg vorzustellen.“

Handelte es sich hier vielleicht um das Resultat einer der vielen universitätspolitischen Parteiinterventionen jener Jahre? Hatte es bei Franke über Ramming nicht geheißt: „Politisch hält er sich ganz zurück“, um dann aber gleich beschwichtigend hinzuzufügen, „es ist mir aber wiederholt aufgefallen, wie er in feiner Weise die deutsche Würde gegenüber den Japanern zu wahren weiß.“ Auch in der obligatorischen Kandidatenbeurteilung durch die Hochschulkommission der NSDAP in München könnte man eine für Ramming nachteilige feine Unterscheidung entdecken, wenn dort eine Berufung Gunderts ausdrücklich „befürwortet“, bei ihm dagegen nur festgestellt wird, gegen seine Berufung bestehe „keine Erinnerung“.

Zwar war Ramming (Jg. 1889) wie Gundert (Jg. 1880) dann auch im Nationalsozialistischen Dozentenbund (NSDoB), bei der NS-Volkswohlfahrt und im Reichskolonialbund organisiert, doch Mitglied der NSDAP wie Gundert (seit dem 1.4.1934) war Ramming eben nicht. Auch prangte sein Name nicht wie der Gunderts unter der Funktionsbezeichnung „Obmann f. Tokyo und den Norden“ auf einem Briefkopf des Nationalsozialistischen Lehrerbundes (NSLB). – „Nicht gedient“ galt im übrigen für beide Kandidaten.

Eine andere und, wie mir scheint, zwingendere Lesart legt der Inhalt eines Schreibens vom 7. Juli 1935 nahe: „Der deutsche Leiter des Japaninstituts, Dr. Martin Ramming, hat einen Ruf an die Hamburger Universität erhalten als Nachfolger des abgehenden Japanologen Professor Dr. Florenz. Vom Standpunkt der Interessen des Japaninstituts lege ich den allergrößten Wert darauf, daß Dr. Ramming an seinem jetzigen Posten verbleibt“, schreibt Dr. Wilhelm Solf in bestimmender Manier an einen leitenden Mitarbeiter des Reichserziehungsministeriums und beendet sei-

nen Brief mit der Anregung: „Ich würde es mit Dank begrüßen, wenn ich möglichst bald Gelegenheit hätte, weitere Einzelheiten im Zusammenhang mit gewissen Organisationsplänen, wie wir sie neulich miteinander besprochen haben, mit Ihnen mündlich zu erörtern. Vielleicht haben Sie die Güte mich anzutelefonieren, wann ich Sie am Kronprinzen Ufer aufsuchen kann.“

Das Ergebnis der aufgrund dieser Intervention geführten Verhandlungen auf höchster Ebene ist bekannt. Vielleicht war dies, wenige Monate vor seinem Tod, eine der letzten kulturpolitischen Weichenstellungen Solfs gewesen. Dieser Orientalist und Diplomat war als Krönung seiner AA-Karriere von 1920 bis 1928, also in äußerst schwierigen Zeiten, auf den Posten des Deutschen Botschafters nach Tōkyō berufen worden. In dieser Stellung war er u. a. auch maßgeblich an der Einrichtung der beiden Institute in Berlin und Tōkyō beteiligt. Beide, Gundert und Ramming, waren ihm somit über Jahre als Mitarbeiter unterstellt gewesen, sie waren sozusagen „seine Japanologen“. Sein Verhältnis zu Gundert, der in Japan zu Solfs Beraterkreis gehört hatte, scheint jedoch aus verschiedenen Gründen enger gewesen zu sein. Auch Senioritätserwägungen mögen eine Rolle dabei gespielt haben, letztlich doch dem Wunsch des älteren Gundert zu entsprechen.

Während Solf jedoch Gundert nach Tōkyō signalisierte, daß dieser es nun wagen könne, nach Deutschland aufzubrechen, wird im Reichserziehungsministerium die neue Karte R.210 für Ramming angelegt, mit folgender Ersteintragung: „Einsender: Solf Bln/Inhalt: Prof. i. Bln möglich?“ Solfs Loyalität galt demnach immer noch beiden, nur daß Ramming mit der Berufung zum ordentlichen Professor der Japanologie an der Universität Berlin noch bis zum 9. Januar 1945 warten mußte; genau genommen hat sie ihn, lebenszeitlich gesehen, sogar um 10 Monate vor seinem einstigen Rivalen in Hamburg erreicht. – Es sollte im übrigen die letzte Berufung eines Japanologen in nationalsozialistischer Zeit sein.

Die mit diesem Fall illustrierten besonderen Beziehungen zwischen der Japanologie und dem Auswärtigen Amt reichen, soviel ist schon deutlich geworden, weit in die Jahre vor 1933 zurück, und zwar in jene wilhelminische Zeit, als der Bedarf des AA nach einem Korps linguistisch vorgebildeter Beamter „... für den Kampf ums Dasein unter fremdartigen Menschen und Einrichtungen“ zur Gründung des oben bereits beschriebenen SOS in Berlin geführt hatte, zu dessen ersten Studenten ja auch der spätere Gründungsordinarius der universitären Japanologie, Karl Florenz, gehörte. Fast alle Japanologen der ersten Generationen waren danach auf die eine oder andere Weise mit dem AA mehr oder weniger intensiv, zeitweilig in direkter Abhängigkeit, verbunden. Auch nach 1945 wurde japanologisches Botschaftspersonal, das sich kurz zuvor noch als Teilhaber einer

SS-geführten europäischen Japanologen-Elite gesehen hatte, fürsorglich mit Pöstchen in Tōkyō etc. versorgt. Und wie in den Zeiten davor sah man sich nach Ablauf des Dienstverhältnisses verpflichtet, wegen einer adäquaten Unterbringung an deutschen Universitäten zu antichambrieren – diesmal allerdings ohne Erfolg.

Zurück nach Hamburg: Am 8. Juli 1936 wurde der 56jährige Wilhelm Gundert vom Reichserziehungsminister mit Wirkung vom 1. März d. J. nach Hamburg berufen, und zwar „mit der Verpflichtung, die Sprache und Kultur Japans durch Forschung und Lehre in enger Verbindung mit den praktischen Fragen und Aufgaben der Gegenwart, seien sie allgemein kultureller, politischer oder wirtschaftlicher Art, durch Vorlesungen und Übungen zu vertreten“. Pflichtbewußt versuchte der neue Ordinarius seinem Versprechen nachzukommen – damals noch in dem festen Glauben, der „weise Plan eines gütigen Gottes“ habe ihm den Weg gewiesen. Von 1937 bis 1938 versah er außerdem das Amt des Dekans der Philosophischen Fakultät, danach, bis April 1941, auch das des Rektors und „Führers der Hochschule“; das entsprach nach dem Hamburger Besoldungsgesetz einem bescheidenen Anstieg des Jahresgehalts von RM 14.000 (plus Kinderzuschlag) auf 16.459.

Im Juni 1936 führte sich Gundert mit einer programmatischen Antrittsvorlesung ein, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: Eine neue Stunde habe für die deutsche Japanologie geschlagen, heißt es da, „eine Stunde, die gerade dieser unserer Arbeit zum ersten Male eine klare sinnvolle Ausrichtung bringt und damit uns, die wir an ihr stehen, eine bisher nicht gekannte Zielsicherheit und Freudigkeit zu schenken vermag“. Zu verdanken habe man, so Gundert weiter, diese Sinnstiftung der nationalsozialistischen Bewegung, erst sie habe der alten *l'art pour l'art*-Japanologie gezeigt, was ihr eigentlich fehle, nämlich die „klar(e) Bezogenheit des Japanforschers auf sein eigenes Volkstum“.

Den zweiten wichtigen Anstoß zur Erneuerung des Faches sieht Gundert in der politischen Bedeutung Japans: Die Welt täte gut daran, „einmal den Atem anzuhalten und sich zu fragen: was ist es um dieses Land? woher kommt ihm diese Kraft? und wo will es mit ihm hinaus?“ Und weiter: „... jedes handelstreibende Volk Europas und Amerikas weiß von der unwiderstehlichen Kraft der japanischen Exportoffensive zu erzählen. Diese Entwicklungen vollziehen sich alle mit einer derartig naturgesetzlichen Sicherheit, daß der Gedanke, sie könnten nun auf einmal haltmachen, nur aus dem Reiche frommer Wünsche herzuleiten ist.“

Angesichts dieser Umstände könne man sich über den Zustand der Japanologie nur wundern: „Als ein letztes Anhängsel an die Orientalistik, an Ägyptologie und Assyriologie“ behandle die europäische aber auch die deutsche Wissenschaft die Erforschung Japans, hatte Gundert bereits

ein Jahr zuvor in seiner „Japanischen Religionsgeschichte“ bemerkt, nun fordert er den zügigen Ausbau des Faches und ermutigt die Studierenden, sich vermehrt, wenn auch nicht in Massen, der „Japankunde“ zuzuwenden: „Was wir brauchen, ist eine Auslese, eine Vorposten-truppe, die für einen höchst eigenartigen Beobachtungsdienst in vorgeschobenem Gelände besonders vorbereitet und geschult ist.“ Ausdauer und Wagemut seien allerdings gefragt, denn keineswegs garantierten japanologische Kenntnisse schon „eine wirtschaftlich gesicherte Zukunft“. Der diplomatische Dienst, die Presse und die hansische Kaufmannschaft seien also gefordert, bei Neueinstellungen sich solcherart Vorgebildeter zu erinnern. Auch die Japanologie selbst aber müsse nun, um den neuen Anforderungen gerecht zu werden, ihre bisherige Ausrichtung ändern und „bei ihrer wissenschaftlichen Betrachtung mit klarem Tatsachensinn von der Gegenwartsbedeutung Japans“ ausgehen.

Mißverständnisse ahnend, fügt er hinzu: „Wie sehr uns an Japan vor allem seine Gegenwart wichtig ist, so wenig dürfen wir darum gerade um dieser Gegenwart willen seine Vergangenheit aus dem Auge lassen.“ Nationalsozialistische Wissenschaft sei Dienst am eigenen Volk, woraus folge, daß der Gegenstand unserer Forschung „immer und in allem nur das japanischen Volk“ sein könne. In Japan aber habe sich „ein Volk sozusagen in Reinkultur“ entwickeln können, „als ein Ganzes, das von den frühesten Anfängen an bis heute eine in sich geschlossene Einheit darstellt“. Das Studium der japanischen Sprache „und zwar in allen ihren Entwicklungsstufen“ bleibe deshalb weiterhin die fachliche Grundlage der Japanologie. Allein eine gediegene philologische Vorbildung, nun aber kombiniert mit einem zweijährigen Studienaufenthalt in Japan selbst, werde mit der Zeit genügend Fachleute heranbilden, um „die un-gute Kluft zwischen allgemeiner Japanschriftstellerei und philologisch unterbauter wissenschaftlicher Arbeit“ überbrücken zu können. Ein solcher Ausbildungsgang liefere aber auch das Rüstzeug für die Behandlung der, wie er es nennt, „eigentlichen Grund- und Kernfrage der Japankunde“: nämlich die Frage nach „Wesen und Bedeutung des Tennotums“, dem „Schlüssel zum Geheimnis dieses Volkes“.

Im Einklang mit seiner Antrittsvorlesung zeichnet sich Gunderts Lehrangebot dann insgesamt zwar durch die Aufnahme gegenwartsbezogener Themen aus und demonstriert damit einen gewissen Bruch mit der Ara Florenz. Von einem Übergewicht solcher Veranstaltungen aber kann nicht die Rede sein. Der Seminarbetrieb mit seinem Zwang zu zeitraubender und mühsamer Arbeit am Originaltext – und daran wollte er ja erklärmaßen festhalten – mag dabei als konservatives Moment gegen propagandistische Höhenflüge gewirkt haben.

Auch die von Gundert vergebenen Diplomarbeiten können nicht ohne

weiteres unter „ns-inspirierte Japanologie“ verbucht werden, mit einer Ausnahme vielleicht: „Die japanische Ernährung und ihre Fragen unter Berücksichtigung neuerer japanischer Literatur“ aus dem Sommersemester 1937. Diese Hausarbeit zur „Auslandsprüfung über Japan“ – wie dieses Diplom genannt wurde – stammte von Richard Huch (geb. 1914) und führt, nach Gunderts Gutachten, „in überzeugender Beweisführung zunächst zu dem überraschenden Ergebnis, daß Japan heute die Selbstversorgung erreicht hat und diese durch gewisse Umstellungen auch im Fall eines Kriegs durchführen kann“. Die mit „ausgezeichnet“ benotete Arbeit erschien sofort im Jahr darauf in gedruckter Form als Veröffentlichung des Seminars. Ein begeisterter Rezensent schrieb: „... die japanischen Staatsmänner betrieben eine kluge Politik, wenn sie ... keine Geburtenbeschränkung aufkommen ließen ... Das stetige Wachsen der japanischen Volkskraft ... drängte daher zur Expansion ... Heute beweist die Schlagkraft der japanischen Armee, mit welcher weiser Vorsehung die Regierung Staat und Volk für die große Auseinandersetzung um die Neuordnung Asiens vorbereitete.“

Wer nun aber glaubt, angesichts solch traditionsferner Interessen auf eine Schmalspur-Japanologie schließen zu dürfen, befindet sich im Irrtum. Das Protokoll der mündlichen Prüfung – jeweils 30 Minuten über japanische Sprache, Geschichte und Geistesgeschichte – zeigt jedenfalls einen in jeder Hinsicht anspruchsvollen Fragenkatalog. In der Sprachprüfung etwa wird zur Übersetzung nicht nur ein druckfrischer Zeitungsartikel über eine aktuelle außenpolitische Frage aus der Feder Tokutomi Sohōs – später als Kriegsverbrecher der Klasse A eingestuft – vorgelegt, sondern auch ein Gedicht des Meiji-Tennō sowie ein Abschnitt aus der klassischen Kriegshistorie *Heike monogatari*. Die Fragen in Geschichte und Geistesgeschichte beziehen sich weitgehend auf die Vormoderne. Der einzige zeitgenössische Literat jedoch, der zur Sprache kommt, ist Yamamoto Yūzō, ein für seine linken Sympathien und seine Konflikte mit der Militärpolizei bekannter Schriftsteller. Die anderen beiden Diplomarbeiten stehen insofern in der florenzischen Seminartradition, als sie literaturhistorische Themen behandeln, ihre moderne Thematik jedoch stellt eine Erweiterung dar.

Gunderts Paukenschlag vom Sommer 1936 blieb nicht die einzige öffentliche Erörterung des „Japanologie-Problems“. Nur ein Beispiel sei hier kurz vorgestellt, auch weil es teilweise als direkte Antwort auf Gunderts Ausführungen – die im selben Jahr schon in der Fachzeitschrift *ZDMG* nachgedruckt wurden – konzipiert war. „Ich könnte Ihnen auch im Namen der Wissenschaft erwidern,“ heißt es in Otto Kümmels Rede zur Feier des zehnjährigen Bestehens des Japaninstituts Berlin am 4. Dezember 1936, „daß es höchst unwissenschaftlich ist, nach dem Nutzen einer Wis-

senschaft zu fragen, denn Gegenstand der Wissenschaft ist zunächst die Erkenntnis, nicht der Nutzen der Erscheinungen. Wir wollen doch das Wort Richard Wagners nicht vergessen, daß ‚deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen treiben‘.“ Eine Abfuhr erteilte der prominente Kunsthistoriker auch Gunderts eurozentrischer Auffassung, Japans Größe liege vor allem in seiner politischen Geschlossenheit, „während es in rein geistiger Beziehung kaum etwas aufzuweisen (habe), was sich den Schöpfungen der ganz Großen anderer Länder“ – genannt wurden Konfuzius, Buddha, Homer, Shakespeare, Schiller, Goethe, Bach – „völlig gleichwertig an die Seite stellen könnte ...“

Auch in anderer Hinsicht blieb Gunderts Rede nicht ohne Wirkung. Durch eine „Vorschulung für das Studium der Ostasienkunde ...“, die einen Teil des Wissensstoffes bereits in den voruniversitären Bildungsgang verlegt“ (Donat), sollte eine effektivere Nutzung universitärer Arbeitskraft erreicht werden. Eine immer wieder diskutierte Forderung, die schließlich 1944 zu einem Schulversuch am Joachimthalschen Elitegymnasium in Templin führte, wo Japanisch – gegen den erbitterten Widerstand der Altsprachler – vom dritten Schuljahr an als zweite Fremdsprache eingeführt wurde.

DIE ASSISTENTENSTELLE

Was Karl Florenz während seiner zwanzigjährigen Tätigkeit in Hamburg nicht gelungen war, die Einrichtung einer Assistentenstelle, sollte sich nun dank der neuen „praktisch-politischen Bedeutung“ des Faches verwirklichen lassen. Die wichtigste Aufgabe dieser Stelle sah Gundert in der bislang vernachlässigten Nachwuchsförderung: „Es klafft zwischen der ältesten oder doch älteren und der jüngsten Generation von deutschen Japanologen eine empfindliche Lücke“, heißt es seinem Antrag, „die baldmöglichst ausgefüllt werden sollte.“ Nicht zuletzt müßten jene jungen Wissenschaftler eine Chance erhalten, „die sich während ihres Aufenthaltes in Japan gründlich in die Japanologie eingearbeitet“, in Deutschland aber bislang trotz ihres wertvollen Expertenwissens keine Verwendung gefunden hatten.

Doch selbst für Gundert, der es verstanden hatte, in kürzester Zeit Zugang zu den maßgeblichen Kreisen zu finden, sollte sich die Einrichtung dieser mit bescheidenen 4.200 RM dotierten Stelle nicht als Selbstgänger erweisen. Selbst die Schützenhilfe Seiner Exz. Admiral a. D. Behncke von der DJG-Zentrale Berlin, der extra aus der deutschen Hauptstadt angereist

war, um anlässlich des Ostasiatischen Liebesmahls bei höchster Stelle vorstellig zu werden, wirkte, wenn überhaupt, nur mit Verzögerung.

Zum September 1937 schließlich bewilligt, hatte Gundert während seiner neunjährigen bewegten Amtszeit insgesamt fünf sogenannte „wissenschaftliche Hilfskräfte“ engagiert. Der erste – in Gunderts Worten „vor allen Dingen eine ganz ruhige Natur von anspruchslosem Auftreten, die in allen ihren Äußerungen ‚den engen blutmäßigen Zusammenhang mit dem guten Durchschnitt niederdeutschen Volkstums verrät‘“ – quittierte bereits nach fünf Monaten seinen Dienst und schlug die erfolgversprechendere Offizierslaufbahn ein. Der zweite gab ein noch kürzeres Gastspiel, um danach bei der DJG in Berlin und bei der Reichsstudentenführung mit SS-Aspirationen Karriere zu machen. Der dritte blieb wenigstens ein Jahr lang, bis er als Japanexperte in die Auslandspresseabteilung des Propagandaministeriums, später dann ins SS-Hauptamt, übernommen wurde. Der vierte dann, seinen ersten echten, da promovierten Assistenten, Carl Mibach – ein Kressler-Schüler aus Bonn –, hielt es wiederum nur drei Monate in Hamburg, auch er wurde vom Propaganda- bzw. Reichsluftfahrtministerium engagiert. Alle vier hatten ohne Probleme ihre „arische Abstammung“ ebenso wie ihre politische Zuverlässigkeit nachweisen können – drei waren Mitglied der NSDAP, einer beim NSLB. Der fünfte und letzte jedoch schlug etwas aus der Art und soll hier kurz vorgestellt werden.

Spätestens bei der Lektüre des Einstellungs-Fragebogens dürfte Gundert klar gewesen sein, daß sein neuer Mitarbeiter nicht ganz dem idealen Volksgenossen für den „Dienst auf vorgeschobenem Posten“ entsprach. Weder Arbeitsdienst noch Mitgliedschaft in der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen hatte er vorzuweisen, noch war der einstige Student der Rechte im NS-Studentenbund oder später, als Referendar, im NS-Rechtswahrerbund gewesen. Auch während seines selbstfinanzierten Studienaufenthaltes in Japan, in den Jahren 1937 bis 1941, soll er gezeigt haben, wie einem fürsorglich denunziatorischen Schreiben aus Tōkyō an einen Mitarbeiter der DJG Berlin zu entnehmen ist, daß er „nicht den Anforderungen entspricht, die wir heute an einen politischen Menschen stellen. Er ist nämlich in keinerlei Organisation tätig gewesen und hat dadurch ... einen gewissen Mangel an Einsatzbereitschaft gezeigt. Die heutigen Verhältnisse in Deutschland werden ihm Gelegenheit geben, das Versäumte nachzuholen.“ Hinsichtlich der wissenschaftlichen Qualifikation des dergestalt zur heimischen Resozialisation Empfohlenen gab es immerhin zu vermelden, „daß er sich nach fachmännischem Urteil sehr viel Japanisch angeeignet hat und daß er durch die Energie, mit der er sich hierfür eingesetzt hat, gezeigt hat, daß mehr in ihm steckt, als man auf Grund seines Verhaltens vermuten könnte. ... Ich befinde mich in Über-

einstimmung mit den hiesigen Stellen, insbesondere mit Herrn Dr. Donat“, heißt es abschließend, „wenn ich Herrn Benl Ihnen empfehle, denn ich stehe auf dem Standpunkt, daß jedem Menschen im Leben wieder eine Chance gegeben werden muß.“

Auch mangels einer Alternative entschied sich Gundert für den unsicheren Kantonisten. Zwei Empfehlungsschreiben einflußreicher japanischer Persönlichkeiten, des Tōdai-Literaturwissenschaftlers Hisamatsu Sen'ichi und vor allem des prominenten Präsidenten der Japanisch-Deutschen Medizinischen Gesellschaft, Ishibashi Chōei, dürften ihm seine Entscheidung erleichtert haben.

HAMMITZSCHS BERUFUNG NACH LEIPZIG

Zwei Aspekte stehen hier im Mittelpunkt: erstens der Verdacht der Lehrstuhlarisierung, da die Vakanz in Leipzig nicht Folge einer Emeritierung war, sondern die der Flucht des Gründungsprofessors. Zum zweiten soll die nach 1945 kolportierte Behauptung, die Wiederbesetzung mit Horst Hammitzsch sei vor allem außeruniversitären Einflüssen – diesmal allerdings von seiten der NSDAP – zu verdanken, überprüft werden.

„Augenblicklich wird auch in Leipzig, wo Ueberschaar sang- und klanglos verschwunden ist, ein Japanologe gesucht, es kommen dort wohl in erster Linie Ramming und Bohner in Frage“, berichtet im April 1938 ein Sinologe einem Kollegen nach China. Der im Brief erwähnte Hans Ueberschaar war nach zwanzigjähriger Tätigkeit als Deutsch-Lektor 1932 aus Japan nach Leipzig berufen worden. Im Oktober desselben Jahres tritt der planmäßige außerordentliche Professor in die NSDAP ein – gehört somit zu den „Alten Kämpfern“ – und engagiert sich für sie als Kulturwart, als Fachberater der Kulturpolitischen Abteilung Leipzig sowie in der Leitung der „Gaufachschaft Hochschule Sachsen“.

Vier Jahre später, im Dezember 1936, wird er mit der Begründung, die Staatsanwaltschaft habe gegen ihn ein Ermittlungsverfahren wegen Vergehen nach § 175 eingeleitet, aus der Partei ausgeschlossen. Das gerichtliche Verfahren wird zwar kurze Zeit später wegen Verjährung etc. wieder eingestellt, doch hinderte dies nicht das Ministerium für Volksbildung in Dresden daran, gegen das Votum des ostasienwissenschaftlichen Fachvertreters und des Dekans der Philosophischen Fakultät, nun selbst ein förmliches Dienststrafverfahren mit Lehrverbot zu eröffnen.

Spätestens jetzt gab es für Ueberschaar keine Zeit mehr zu verlieren: Nach „Röhm-Putsch“, Verschärfung der einschlägigen Gesetze und Intensivierung der Strafverfolgung setzte 1935/36 in Deutschland die sy-

stematische Verfolgung von Homosexuellen ein, wobei besonders rigoros, laut Vorschrift, verfahren werden sollte, „wenn der Täter der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen angehört oder eine führende Stellung einnimmt“. Nach Aussage eines Zeitzeugen verschwand Ueberschaar tatsächlich „sang- und klanglos“, indem er sich, eine Aktentasche mit dem Nötigsten als Gepäck, mit Unterstützung hochstehender japanischer Bekannter seiner bevorstehenden Gestapo-Verhaftung durch Flucht nach Japan entzog.

Im März 1938 erfährt Hammitzsch in Nagoya, wo er nach seiner Promotion in Leipzig eine Stelle als Deutsch-Lektor angetreten hatte, „die Affäre“ sei zwar immer noch nicht entschieden, man „rechnet aber damit, daß der Betreffende nicht auf seinen Posten zurückkehren wird. Er dürfte jetzt im Osten sein, wo er nach eigenen Angaben sich als Kriegsberichterstatter betätigen wollte.“

Einen Monat später jedoch lag der zwischenzeitlich eingesetzten Berufungskommission bereits Gunderts Großgutachten vor, das einen ausführlichen Gesamtüberblick über die Bewerberlage bietet. Unter den 14 Namen stehen in Gunderts Papier auf Platz 1 Hermann Bohner, gefolgt von Ramming. Auf Platz 4 Walter Donat, Platz 6 Hammitzsch. Allein sechs von insgesamt zwölf Seiten seines Gutachtens sind einem Loblied auf Bohner gewidmet – wie Gundert selbst Theologe und ehemaliger Ostasienmissionar.

„Mit Dr. Walter Donat ... kommen wir in eine jüngere Generation von Japanologen ... In dieser jüngeren Generation ist Donat ohne Frage führend, und ich wundere mich,“ moniert der Gutachter, „warum sein Name in ihrer Liste fehlt. ... Auch in den Organisationen der NSDAP in Japan hat er führende Stellungen. Er stellt einen neuen Typ der Japanologie dar, dem wie ich hoffe die Zukunft gehört. Er wäre nach der wissenschaftlichen, wie nach der organisatorisch-repräsentativen Seite hin für den Leipziger Posten glänzend geeignet.“ Für eine Berufung nicht in Frage kommt dagegen Position 13, Bruno Petzold, ein „großer Kenner des japanischen Buddhismus“ zwar, doch „dem nationalsozialistischen Deutschland gänzlich entfremdet“.

Die im Juli dann beim Reichserziehungsminister eingereichte Berufsliste zeigt folgende Reihung: Ramming, Bohner, Donat und Hammitzsch. Vor allem die Aufnahme eines vierten Platzes mit dem 28jährigen Hammitzsch, der ganze drei Veröffentlichungen vorzuweisen hatte, darunter seine mit „Gut“ angenommene Dissertation von 92 Seiten, einen Aufsatz von 27 Seiten (Gundert: macht „dünnen Eindruck“) sowie eine achtseitige Übersetzung, wollte begründet sein.

Man war nicht so vermessen, ihn mit den ersten Positionen auf eine Stufe stellen zu wollen, argumentierte deshalb vorwiegend zukunftsbe-

zogen („arbeitet dem Vernehmen nach an einer größeren Schrift“) und entschied pragmatisch: „Nur wenn wider alles Erwarten keine der drei vorerwähnten Persönlichkeiten für den Leipziger Lehrstuhl zu gewinnen sein sollte, würde eine [sic] Berufung Hammitzsch's näher getreten werden können, da seine solide Arbeitsweise, sein anständiger Charakter und sein tüchtiges Wesen die Hoffnung rechtfertigen, daß er wenigstens die unterrichtlichen Bedürfnisse erfüllen könnte.“

Hammitzsch selbst war sich seines schmalen Oeuvres durchaus bewußt und versuchte deshalb auf der politischen Schiene Eindruck zu machen: „In den ersten Jahren meines japanischen Aufenthaltes kam ich wenig zur wissenschaftlichen Arbeit, da sich mir an der 8. Hochschule zunächst eine große Aufgabe kultureller Aufklärungsarbeit bot“, heißt es in seinem von einem amtlichen Erstleser (Dekan?) mit Randbemerkungen wie „Stil!“, „seltsames Deutsch!“ übersäten „Lebenslauf“. Hammitzsch fährt fort:

Mein Amtsvorgänger hier war über 20 Jahre tätig gewesen und schließlich wegen seines Alters nach der Heimat zurückgekehrt. Ihm scheint es, wohl wegen seiner langen Abwesenheit von der Heimat, schwer gewesen zu sein, den jungen japanischen Studenten ein vollkommenes Bild des neuen Deutschlands zu vermitteln. ... neben meiner amtlichen Tätigkeit bin ich, in meiner Eigenschaft als Pg., Vertrauensmann der Deutschen Gemeinde Nagoya für die NSDAP, die Botschaft und das Generalkonsulat. Die Ausgestaltung der Staatsfeiertage und auch die Aufziehung des WHW [Winterhilfswerk der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt unter Aufsicht des Propagandaministeriums, H. W.] für die Gemeinde liegt in meiner Hand, und gerade diese Aufgabe eines Zusammenführens der teils schon recht langen Zeit in Nagoya ansässigen Deutschen in das Gebundensein der deutschen Volksgemeinschaft bietet mir größte innere Befriedigung.

Zur fachlichen Arbeit führt der Bewerber aus, „daß sich diese vor allem gegenwärtigen Fragen zuwenden muß ... Das Ziel meiner japanologischen Studien sehe ich in der Erlangung eines Lehrstuhles für Japanologie, und als meine Lebensaufgabe betrachte ich das Studium der in der völkischen Eigenart Japans verwurzelten geistigen Kräfte, welche der innere leitende Auftrieb dieses in so gewaltigem Emporschnellen zur Großmacht erwachsenen Volkes sind.“

Über das politische Profil der anderen Bewerber sind wir hinreichend informiert, erstaunen macht jedoch die von Gundert über Bohner vorgebrachte Einschätzung: „Politisch steht er bei aller Eigentümlichkeit seiner Persönlichkeit und seiner geistigen Entwicklung unbedingt auf Seiten des

nationalsozialistischen Deutschland.“ Alle vier scheinen jedenfalls, jeder auf seine Art, dem System gewogen und insofern auch professorabel.

Wie aber verhält es sich mit dem eingangs zitierten Gerücht über Hammitzsch' besondere Beziehungen zu Hitler? Die erste Eintragung in seiner Personalakte H. 782 beim Reichserziehungsministerium lautet: „Tag: 17.11.1938/Einsender: Angela Hammitzsch [sic]-Hitler/Inhalt: Unterbringung ihres Neffen/Tag: 31.1.39/Erlaß: Antwort.“ Bei dieser Angela H.-H. handelt es sich tatsächlich um eine Schwester Adolf Hitlers. Fest steht darüber hinaus, daß sie mit Hammitzsch' Onkel, Prof. Dr. ing. Martin H. verheiratet war und beide beste Beziehungen zu Teilen der NS-Prominenz pflegten. Den Wortlaut der oben genannten Korrespondenz kennen wir noch nicht, doch daß diese Tante während der laufenden Berufungsverhandlungen einiges unternommen hat, um ihren Neffen aufs rechte Gleis zu bringen, findet sich auch in anderen Quellen bestätigt.

So schreibt Onkel Martin im November 1939 an Hammitzsch nach Nagoya:

Ich bin aber ganz Deiner Auffassung, daß der Deutsche jetzt dort seine Pflicht zu tun hat, wo ihn das Vaterland besonders braucht. – Wenn also der deutsche Botschafter in Tokio Deine weitere Anwesenheit in Japan für dringend wichtig hält, so ist es in diesen Zeiten nur richtig, daß Du als Nationalsozialist Deine Pflicht tust. Vielleicht ist es zweckmäßig, daß Du auch persönlich dem Reichsminister für Volksbildung, Kunst und Wissenschaft [sic] von der veränderten Sachlage und der dadurch eintretenden Behinderung, dem Ruf an die Göttinger Universität jetzt nachzukommen, in einem geeigneten Schreiben Mitteilung machst. Wenn auch, wie Du schreibst, die Angelegenheit durch die deutsche Botschaft in Tokio geregelt werden soll, so kann doch ein persönlicher Brief Deinerseits an Dr. Rust nur vorteilhaft, aber auch wünschenswert sein, zumal Tante Angela in der Angelegenheit zweimal mit Dr. Rust persönlich in Berlin Rücksprache genommen hat.

Mit diesem Dokument wäre immerhin die versuchte Einflußnahme belegt, auch wenn sie sich nicht direkt auf die Berufung nach Leipzig, sondern auf das Angebot der Göttinger Universität, einen Lehrauftrag für Hammitzsch einzurichten, bezieht. Gegen eine strikt verschwörungstheoretische Erklärung spricht indes ein Schreiben von dem Leiter des Sächsischen Ministeriums für Volksbildung. In diesem Rechenschaftsbericht an den Reichserziehungsminister informiert dieser detailliert über den unglücklichen Verlauf der Berufungsverhandlungen mit Bohner, der den zuständigen Beamten an den Rand der Verzweiflung gebracht zu haben scheint. Nach über acht Monaten ergebnislosen Verhandeln wird darin

um die Erlaubnis zum Abbruch der Bemühungen um den Kandidaten gebeten. Wie ernsthaft danach dann mit Ramming und Donat verhandelt wurde, entzieht sich jedoch meiner Kenntnis.

Vorläufiges Fazit: Vielleicht war es doch eine ganz normale Berufung, bei der Hammitzsch eben äußerstes Glück hatte ...

EINE HABILITATION IN HAMBURG

Das meines Wissens einzige japanologische Habilitationsverfahren der ganzen NS-Zeit fand bald nach Gunderts Berufung im Herbst 1936 in Hamburg statt. Auch in diesem Fall lassen sich Spuren einer direkten Einflußnahme durch das Auswärtige Amt belegen: „Das Auswärtige Amt hat sich, um Herrn Dr. Donat seine Habilitation zu ermöglichen, in der Tat damit einverstanden erklärt, daß er seinen Posten an dem Deutsch-Japanischen Kulturinstitut in Tokio verspätet antritt, obwohl diese Verspätung seines Dienstantritts in verschiedener Hinsicht unerwünscht ist“, quengelt das AA bei der zuständigen Stelle im REM mit einer Note vom 21. August 1936 und fordert, „daß die Termine für die Habilitation des Herrn Dr. Donat im kommenden Semester möglichst frühzeitig angesetzt und nicht erneut hinausgeschoben werden“.

Die Intervention des AA war nötig geworden, nachdem Walter Donat – der 1925 von Julius Petersen in Berlin über das Thema „Die Landschaft bei Tieck und ihre historischen Voraussetzungen“ promoviert worden war – auf seinen Zulassungsantrag vom Dekan der Philosophischen Fakultät folgende Mitteilung erhalten hatte: „Ich sehe mich zu meinem großen Bedauern nicht in der Lage, das Verfahren endgültig zu eröffnen, ehe mir nicht die gesamte Habilitationsschrift vorliegt ...“ Ob nun mit oder ohne abgeschlossener Schrift: Ende November kam das Verfahren mit der mündlichen Prüfung zu einem vorläufigen glücklichen Abschluß.

Die Fürsorge des AA hatte jedoch weniger Dr. Donat als dem berühmten Professor Eduard Spranger gegolten, mit dessen Hilfe das Amt in Japan einen brillanten kulturpolitischen Coup zu inszenieren gedachte, und dessen Abreise ins Land der „Achsenfreunde“ ursprünglich auf September terminiert gewesen war. So kam die neue deutsche Führung des Kulturinstituts dank der Kooperation der Hamburger doch noch rechtzeitig an ihren „Einsatzort“ Tōkyō, wo Spranger dann durch zahllose Vorträge mit und manchmal auch gegen die Hilfe seines Adlatus – und nazistischen Aufpassers – Donat für bescheidene 1000 RM monatlich (bei vollen Bezügen in Berlin) der „kulturpolitischen Dekoration der frischge-

backenen deutsch-japanischen Freundschaft“ (Karl Löwith) unermüdlich dienen durfte.

Der damalige deutsche Botschafter in Tōkyō bescheinigte dem scheidenden Spranger ein Jahr später: „Auf hoher geistiger Warte stehend haben Sie die Ideale, von denen die Wissenschaft des nationalsozialistischen Deutschlands beseelt ist, praktisch betätigt und ihren Zehntausenden von Hörern ein Stück deutschen Geisteslebens vermittelt. Sie haben dabei ebenso explicite wie auch implicite den Hörern den Grundgedanken nationalsozialistischer Wissenschaftsauffassung nahegebracht, den Gedanken, daß jede Wissenschaft volksgebunden ist und auf den völkischen Kräften beruht.“

Es handelte sich um ein Bemühen, das dem Kulturwart der Landesgruppe Japan der NSDAP, Donat, offenbar nicht weit genug ging, wollte dieser doch – im offenen Konflikt mit Spranger – zusätzlich „einige weltanschauliche Impulse behandeln, hinter denen heute der Führer, die Partei und ein überwiegender Teil des deutschen Volkes steht [sic]“, und darüberhinaus „den Japanern zeigen, wie diese Impulse die Wissenschaft ebenso befruchten wie sie das ganze deutsche Leben befruchten. Also auch über die ‚rassische Verwurzelung‘ unserer Wissenschaft.“

Für seine Habilitationsschrift in Hamburg hatte Donat – EK II, Verdunetenabzeichen, Frontkämpferkreuz – sich das Thema „Der Heldenbegriff in der japanischen Literatur von den Anfängen bis zur epischen Gattung der Gunki-mono“ gewählt. Als Gutachter wirkten neben Gundert noch die Parteigenossen Fritz Jäger (Sinologie) und Rudolf Petsch (Literaturwissenschaft).

Gunderts Gutachten hebt zunächst die Wahl des Themas hervor: „Denn dieses betrifft nicht irgendeine nebensächliche Teilfrage, die nur für den engsten Fachkreis Interesse hätte, sondern geht bewußt auf die Frage los, die für eine im Dienst und Auftrag des deutschen Volkes betriebene Japanologie das Kernproblem bilden muß, nämlich die Frage nach Wesen und Bedeutung des japanischen Volkes, und zwar vom Standpunkt unseres Volkstums aus und für unser Verständnis.“ Nach weiteren Lobhudeleien kann aber auch Gundert nicht umhin, kritisch anzumerken, die Arbeit weise „gewisse wenn auch schwache Spuren davon auf, daß der Verfasser zwar an die in Japan geleisteten Vorarbeiten reichliche Zeit gewandt hat, bei der Niederschrift in Deutschland aber im Gedränge war und darum etwas flüchtig arbeiten mußte“. Nach einer „wissenschaftlichen Aussprache“ vor der Fakultät über „Formprinzipien der japanischen Poesie“, konnte schließlich der Antrag, Donat die Würde eines Dr. phil. habil. für das Fach „Japanologie“ anzuerkennen, gestellt werden. Die Annahme der Arbeit selbst war von Gundert und Jäger „mit allem Nachdruck“, von Petsch „auf das wärmste“ empfohlen worden.

Erst vier Jahre später, im Juni 1941, kam es dann während eines Heimaturlaubs – der kriegsbedingt zu einem Daueraufenthalt wurde – zur obligatorischen Lehrprobe in Hamburg. Das Thema: „Grundzüge des Japanischen Geistes.“ Ich zitiere aus Gunderts Bericht an den Dekan der Philosophischen Fakultät:

Ein weiterer Vorzug des Vortrages bestand in seiner politisch klaren Ausrichtung, indem seine Fragestellung deutlich vom Standort des nationalsozialistischen Deutschland ausging, dessen zentrales Interesse im Blick auf Japan der Frage gilt, was uns an dem Geist dieses Volkes verwandt ist und was fremd. Auch in rednerischer Hinsicht stand der Vortrag auf einer bemerkenswerten Höhe. Dr. Donat ist unter den deutschen Japanologen ohne Frage diejenige Persönlichkeit, die für die Entwicklung und den Ausbau einer deutschen japanologischen Wissenschaft an deutschen Universitäten zu allererst in Frage kommt. In einer jungen und von wenigen betriebenen Wissenschaft wie der Japanologie ist der Prozentsatz an Dilettanten einerseits und an zwar kenntnisreichen aber politisch völlig unbrauchbaren Einspannern andererseits naturgemäß besonders hoch. Dr. Donat ist nicht nur einer der ganz wenigen, die diesen gefährlichen Extremen entgangen sind, er verbindet auch wissenschaftliche Kenntnis und Urteil mit politischer Tüchtigkeit in besonders glücklicher Weise.

Mit den Worten des Dozentenbundführers der Hansischen Universität im Auftrag der NSDAP gesagt: „Der Verleihung der Lehrbefugnis für Japanologie an Dr. phil. habil. Donat stimme ich zu. Die bisherige Tätigkeit des Genannten insbesondere auch im Ausland bietet in vollem Umfang die Gewähr, daß er sich jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat einsetzen wird. ... Heil Hitler!“

PUBLIKATIONSWEGE

Die 1887 in Japan gegründete Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG) kann in unserem deutsch-japanischen Subsystem Japanologie ohne Zweifel eine zentrale Position für sich in Anspruch nehmen. Aufgrund der in ihr wirksamen spezifischen Interessenkoalition (AA, Handelskapital, Wissenschaft und Kunst) möchte ich vorschlagen, das von ihr organisierte Vortrags- und Verlagswesen als Ausdruck des „Kollektivgeistes“ der deutschen Kolonie in Japan zu verstehen, und zwar im Guten wie im Schlechten: So ist es ihr beispielsweise in der Weimarer

Zeit, trotz eher konservativer Grundstimmung, durchaus möglich, prominente Durchreisende wie Erika und Klaus Mann oder den „Herrn Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld“ zum Vortrag einzuladen (letzterer über „Sexualethnologie“), oder OAG-Mitgliedern wie dem jüdischen Philosophen und Juristen Professor Sternberg die Gelegenheit zu bieten, einen ganzen Vortragszyklus „Über Geschichte des Sozialismus“ zu gestalten. Auch die Themen des Dr. Donat sahen damals noch anders aus: „Saikakus Liebende Frauen“ bot er im Mai 1930 an.

Nach einer Schrecksekunde zeigte man sich auch bald nach 1933 wieder gelehrig: die Themen ihrer Japanologen und Japanexperten lauten nun eben „Grundlagen der nationalen Erziehung in Japan“ (1934), „Die nationalpolitische Auswertung historischer Gestalten in der Schulerziehung Japans“ (1934), „Literatur und Drama im Dienste der nationalen Erziehung Japans“ (1935), „Hirata Atsutane. Ein geistiger Kämpfer Japans“ (1936) oder „Pflege des Soldatengeistes in der Kaiserlich Japanischen Wehrmacht“ (1939). Der Oberbücherwart der Gesellschaft legt außerdem franziskanischen Padres nahe, in die zweite Auflage ihres Deutsch-Japanischen Wörterbuchs unbedingt auch „die Wörter des neuen Deutschlands“ aufzunehmen, etwa „der Führer“, „Nationalsozialismus“, „Arbeitsdienst“, „Gefolgschaft“, „Erbmasse“ und „Blutlinie“.

Die „Schulung der Japan-Deutschen“ durch die im Mai 1933 in Tōkyō gegründete NSDAP-Filiale, mit den „scharfen Hunden“ aus der Managerklasse alteingesessener Handelshäuser wie C. Illies & Co als nazistische Speerspitze, mag etwas nachgeholfen haben, doch der Eindruck einer vorausseilenden Selbstgleichschaltung drängt sich auf. Bis 1938 sollen dann 97,2% der unter Führung der Partei in die nun „juden- und emigrantenfreie“ Deutsche Gemeinde zusammengefaßten Tōkyō-Deutschen Mitglied geworden sein.

Die OAG Tōkyō bot neben den erwähnten populärwissenschaftlichen bis propagandistischen Versuchen in Heftchenformat gelegentlich auch die Chance zur Veröffentlichung gewichtiger japanologischer Forschungsarbeiten, für den Ausbau einer Japanologie in Deutschland jedoch, mit ihrem Bedürfnis nach schneller und direkter Kommunikation, konnte sie kein ideales Forum mehr bieten. Gunderts Antrittsvorlesung beispielsweise mußte in der ZDMG, dem Fachorgan der klassischen Orientalistik – von der man sich ja gerade emanzipieren wollte! – erscheinen und ist ein Indiz dafür, daß es damals an einer japanologischen bzw. ostasienwissenschaftlichen Fachzeitschrift fehlte. Noch Jahre sollte es dauern, bis die empfindliche Lücke, die durch die Vertreibung des jüdischen Verlegers und Sinologen Dr. Bruno Schindler (Leipzig) und den Verlust seiner von 1923 bis 1935 führenden *Asia Major* entstanden war, geschlossen werden konnte. Noch 1941 klagte Hammitzsch: „Von beson-

derer Bedeutung aber ist eine Stiftung, die es ermöglicht, eine Fachzeitschrift herauszugeben. Im Augenblick fehlt den deutschen Fachgelehrten fast vollständig die Möglichkeit der Veröffentlichung ihrer Arbeiten. Oft muß sogar, wie ich hörte, der Druck eines Aufsatzes vom Verfasser selbst bezahlt werden – ein recht unwürdiger Zustand.“

Zwar gab es in Berlin seit 1935 *Nippon*, mit dem Untertitel „Zeitschrift für Japanologie“ (hinter vorgehaltener Hand hieß es aber: „japanische Propaganda!“), sowie für Rezensionen und kleinere Beiträge, die *Orientalische Literaturzeitung* und für den Bereich Kunst die *Ostasiatische Zeitschrift* (seit 1912/13), in Hamburg außerdem die mit ihren japanologischen Personalnachrichten immer aktuelle *Ostasiatische Rundschau* des O.A.V., doch als eigentliche Fachzeitschrift galt allein die in Tōkyō seit 1938 an der katholischen Sophia Universität herausgebrachte, anfangs vorwiegend deutschsprachige *Monumenta Nipponica*. „Diese Zeitschrift ist inhaltlich und auch äußerlich ausgezeichnet aufgezogen“, schrieb Hammitzsch, fuhr dann aber fort: „Leider liegt die Gefahr nahe, daß im Ausland die Ansicht aufkommt, die deutsche Japanologie sei ganz in den Händen der Jesuiten.“ Dagegen half letztlich nur der japanologische „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“, in dessen Rahmen es Gundert tatsächlich noch 1944 gelingen sollte, die raren privilegierten Papierzustellungen für das erste und einzige Heft einer neuen Folge von *Asia Major* zu beschaffen – natürlich ohne jede Erwähnung, geschweige denn ein Wort des Dankes an Ihren einstigen Gründer, Bruno Schindler.

Um so attraktiver und profitabler hat sich, besonders nach 1936, die allgemeine Japan-Publizistik entwickelt. In Gunderts pathetischen Worten: „Vor den kleinen Kreis von Fachleuten, die bisher in stiller Verborgenheit ihrer Forschungsarbeit obliegen und je nach Neigung ihren Spezialproblemen nachgehen konnten, ist mit einem Schlage die breiteste Öffentlichkeit getreten und heischt Antwort auf brennende Fragen, fordert Belehrung über eine ihr fremde und weithin rätselhafte Welt, die zu verstehen ihr plötzlich dringendes Bedürfnis geworden ist.“

Auch die etablierten bürgerlichen Verlage wittern nun Morgenluft, bitten und bedrängen die wenigen Experten und solche, die sich dafür ausgeben. Übersetzungen werden angeregt, Pläne für Sammelbände, ja ganze Japan-Reihen von Romanen, Novellen, Lyrik, Dramen, Essays und Biographien geschmiedet, Fördermittel und Druckkostenzuschüsse eingeworben. Auch auf dem Büchermarkt der „Feldpostauflagen“ (oft gekürzte Ausgaben, billig und mit hoher Auflage gedruckt) ist das Thema Japan vertreten. Beispielsweise mit Fritz Rumpfs *Volksmärchen aus Japan*, einem Beitrag Hammitzschs in *Unseren Söhnen im Felde 1943* (F. A. Brockhaus Verlag, Erstauflage 18.000, Honorar RM 150,—) oder Eugen Herrigels *Das*

Ethos des Samurai, vom Soldatendienst des Reichsstudentenführers als „Feldpostbrief der Philosophischen Fakultät“ vertrieben.

Da stehen schließlich auch die offen nationalsozialistischen Blätter nicht mehr zurück und Japanologen erhalten die Ehre, „einen Aufsatz von etwa 15 Schreibmaschinenseiten über die Ethik der Japaner oder über ein ähnliches Thema“ liefern zu dürfen. „Ich weiß, daß Sie derzeit bei der Wehrmacht sind, aber vielleicht finden Sie doch Zeit, diesen zu schreiben“, bittet die Gauleitung Sachsen im Auftrag des reaktionären Verlags J. F. Lehmanns für *Deutschlands Erneuerung*. Schwerpunktheft über Japan organisieren *Die Bewegung*, das Zentralorgan des NSD-Studentenbundes, die *Nationalsozialistischen Monatshefte* von Alfred Rosenberg sowie *Wille und Macht*, das „Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend“ unter Leitung Baldur von Schirachs. Schließlich lockte *Berlin – Rom – Tokio*, die aufwendig produzierte „Monatsschrift für die Vertiefung der kulturellen Beziehungen der Völker des Weltpolitischen Dreiecks“, herausgegeben unter der Schirmherrschaft des Reichministers des Auswärtigen, Joachim von Ribbentrop, den potentiellen Mitarbeiter mit dem Satz: „Für gute Honorarzählung ist unsere Zeitschrift bekannt.“

Doch wer genau hinsieht, entdeckt auch hinter hohen Auflagen nicht immer nur platte nationalsozialistische Agitation bzw. „Achsenpropaganda“. Klaus Antoni kam kürzlich nach einer beispielhaft sorgfältigen, wissenschaftshistorisch informierten Lektüre von Rumpfs oben erwähnter Märchensammlung – die immerhin am 25. November 1938, dem Tag des Deutsch-Japanischen Kulturabkommens erschienen war – zu dem Schluß: „Während anderen Autoren jener Zeit die Volkskunde und insbesondere der Märchenschatz zur Quelle politischer Propaganda wurden, postulierte Rumpf, allein durch den Nachweis der grenz- und kulturüberschreitenden Verbreitung angeblich ethnisch determinierter Märchenstoffe, daß auch die japanische Volksüberlieferung dem interkulturellen Vergleich zugänglich ist.“ Außerdem macht Wolfram Eberhard in einer zeitgenössischen Rezension aus dem Exil in Ankara in der *Orientalischen Literaturzeitung* darauf aufmerksam, daß die Erwartung, Erzählungen „von heroischen Taten der Ritter und ihrer Gefolgsleute (seien) typisch für das japanische Volk“, im Märchen kaum erfüllt würden: „Wohl kommen gelegentlich bei ihm Ritter vor, aber sie sind nicht viel anders dargestellt, als ein besonders reicher Bauer, und nichts besonders ritterlich-heroisches wird von ihnen berichtet.“ Ob angesichts solcher Einschränkungen die Überzeugung eines anderen Rezensenten, „daß dieses Buch ein wertvoller Baustein zum Ausbau des gegenseitigen Verständnisses zwischen den beiden Nationen darstellt“, auch von gewissen japanischen Kulturpropagandisten geteilt wurde, deren Schlagworte „Unvergleichlichkeit“, „Einzigartigkeit“ und „Homoogenität“ lauteten, mag bezweifelt werden.

Weder als Feldpost- noch als Volksausgabe, doch deshalb nicht minder erfolgreich verkaufte sich 1942 eine der ersten deutschsprachigen Anthologien moderner japanischer Erzählungen mit dem verführerischen Titel *Flüchtiges Leben*. Diese Auswahl traf offenbar den Nerv der Zeit, so daß in ihrer Folge „verschiedene Verlagsanstalten beschlossen haben, weitere Übersetzungen japanischer Literatur herauszubringen“. Geplant waren Natsume Sōsekis *Kokoro*, Shiga Naoyas *An'ya kōro* und Shimazaki Tōsons *Hakai*, Literatur mithin, die, wie es im Vorwort des Übersetzers von *Flüchtiges Leben*, Oscar Benl, heißt, nicht „von der göttlichen Verehrung des Tennō, nicht von Bushidō und auch nicht von der unvergleichlichen Tapferkeit des japanischen Soldaten“ handelt.

Ein erfreuliches Stück Resistenz also, Abweichung von der offiziellen Linie? Ja und Nein. Könnte diese neue Tendenz mit ihren „dekadenten“ Geschichten von Freude, Kummer und Schmerz im japanischen Alltag im deutschen Kontext jener Jahre nicht sogar als höchstwillkommene Systemstabilisierung gewertet werden, wenn man bedenkt, das sich der Sicherheitsdienst der SS gerade damals genötigt sah, für seine geheimen Lageberichte einen längeren Exkurs über die „Sicht Japans in der Bevölkerung“ ausarbeiten zu lassen, nachdem die von ihm gepflegte angewandte Diskursanalyse ergeben hatte, daß das ganze Bushidō-Geraune der Medien – vom *Schwarzen Korps*, dem „Organ der Reichsführung der SS“, bis zur neuen *Gartenlaube* – langsam kontraproduktive Auswirkung zu zeitigen drohte?

„Der Umstand, daß in Japan eine nichtchristliche religiös-weltanschauliche Grundhaltung Leben, Politik und kriegsmäßigen Einsatz formt und bestimmt und offenbar große Erfolge aufweist, führe“, heißt es im Lagebericht vom August 1942, „vielfach zu Vergleichen mit der weltanschaulich-religiösen Situation im Reich selbst. Insgesamt ließen sich dabei gewisse Entwicklungen im Japanbild der deutschen Volksgenossen beobachten, die allmählich einer gewissen Korrektur bedürfen.“ ... „Für die bisherige Anschauung, daß der deutsche Soldat der beste der Welt sei, hätten z. B. die Schilderungen über die japanischen Schwimmer, die Minen vor Hongkong beseitigten, oder über die japanischen Flieger, die sich in Todesverachtung mit ihrer Bombenlast wortwörtlich auf die feindlichen Schiffe stürzten, ... einige Verwirrung gebracht ..., habe z. T. zu so etwas wie ‚Minderwertigkeitskomplexen‘ geführt. Der Japaner stelle sich sozusagen als ‚Germane im Quadrat‘ dar.“

Gewiß, ein extremes Beispiel vielleicht, doch sollte damit auch nur auf das Fehlen von wirkungs- und rezeptionsgeschichtlichen Analysen hingewiesen werden, die über den subjektiven Eindruck, den ein Blick in die einschlägigen Bibliographien der Zeit vermitteln mag, hinausgehen. Vor der pauschalen Bewertung auf hoher Ebene müßten zuerst einmal syste-

matisch gewonnene Aussagen (auch unter Berücksichtigung des damals herrschenden Systems der Meinungsmanipulation durch Geheimhaltung, Vorzensur, Sprach- und Maßregelung) nicht nur über die Wirkung der Politik auf die Japanologie, sondern auch über die Wirkung japanologischer Arbeit auf Entscheidungen der Politik und auf Einstellungen der Bevölkerung vorliegen.

SCHLUSSBEMERKUNG

Unser Beschreibungsversuch mag trotz aller Vorläufigkeit eine Ahnung von Alltag und Binnenperspektive der damaligen Japanologenszene vermittelt haben. Dabei bin ich mir meiner zuweilen plakativen Art der Textkollage durchaus bewußt, doch war die längst fällige, feingesponnene ideengeschichtliche Untersuchung von mir nicht versprochen worden. Somit ist auch die Frage der Fragen, ob es überhaupt eine genuin nationalsozialistische Japanologie gab oder doch „nur“ nationalsozialistische Japanologen, immer noch nicht geklärt. Wir wissen nun zwar, daß von den 40 bislang untersuchten Japanologen und Japanexperten, die zwischen 1933 und 1945 an Schulen, Universitäten, Forschungs- oder Vermittlungsstellen in Deutschland oder Japan Dauer- bzw. Zeitstellen bekleidet hatten, mindestens 38 Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen waren, davon 21 in der Partei selbst; ein einziger bereits vor 1932, zwei erst seit 1941. Auch wissen wir, daß einige davon der SA oder der SS angehörten. Ob sich aber ihr so dokumentiertes politisches Engagement auch in ihrer wissenschaftlichen Produktion widerspiegelt, und wenn ja, wie, vermag ich noch nicht zu sagen. Zwar ist ein Wissenschaftler auch für die Formulierung von Titeln und die Wahl des Publikationsforums verantwortlich, doch dürfen solche möglicherweise nur äußerlichen Zeichen allein noch nicht als hinreichender Grund für eine Abqualifizierung genügen.

Die Rekonstruktion des politisch-sozialen Feldes muß vielmehr in Beziehung gesetzt werden zu der des ideengeschichtlichen Zusammenhangs. Erst dann könnten auch Fragen nach rhetorischer Anpassung zur Verteidigung akademischer Handlungsräume oder nach der Differenz von „völkischem“, „rassistischem“ und „antisemitischem“ Diskurs (etwa im Falle Gundert und Donat; Hammitzsch spricht noch 1975 von „art-eigen und artfremd“!) seriös behandelt werden. Problematisiert würde in diesem Zusammenhang dann auch die japanologiespezifische doppelte Abhängigkeit ihrer Produktion von, einerseits ihren Leitwissenschaften, deren man sich in methodischer und theoretischer Hinsicht bedient (und

denen man sich je nach akademischer Primärsozialisation verpflichtet weiß), sowie andererseits von einem japanischen Wissenschaftssystem, dessen Themen, Forschungstrends und -strategien gerade in dieser Phase japanologischer Primärakkumulation von großer Bedeutung gewesen sein dürfte – und dessen Standards zudem eher von den Vorstellungen einer autoritären und herrschaftsstabilisierenden Gehorsamskultur denn von einer der Freiheit der Wissenschaft geprägt waren.

Vor diesem Hintergrund noch eine Anmerkung zu unserem Umgang mit der Fachgeschichte: Die eingangs zitierten Beispiele aus der Fachgeschichtsschreibung haben deutlich gemacht, daß die historisch-philologisch orientierte deutsche Japanologie der Nachkriegszeit in keiner Weise der Aufgabe des Historikers zu methodisch kontrollierter Erinnerung nachgekommen ist. Statt dessen hat sie ein eher fragefeindliches, konflikt-scheues und harmoniesüchtiges Fachklima geschaffen, in dessen Schatten sie auch die eigenen Unzulänglichkeiten, Verfehlungen und Verstrickungen in der Vergangenheit nicht durch Benennung, Erklärung und Reflexion, sondern durch Verdrängung (oder gar Einschüchterung) zu bewältigen versuchte. Eine Haltung, die weder für wissenschaftliche Redlichkeit noch für eine entwickelte demokratische Kultur spricht.

Wenn es nun aber stimmt, daß nur eine möglichst offene und selbstkritische Reflexion der eigenen Vergangenheit zu einer einigermaßen gesicherten Identität verhilft, stellt sich angesichts unseres Befundes die Frage nach der Identität unseres Faches, nach Kontinuität und Diskontinuität von Interesse, Denkweise und Lernkultur – und zwar über die aktive Dienstzeit der „schuldiggeworden“ Vätergeneration hinaus: Wir, die ungefährdeten Nachgeborenen haben ja nicht nachgefragt, birgt diese Arbeit des intensiven Nachfragens doch schwer kalkulierbare Risiken ...

JAPANS JUDENPOLITIK (1931–1945)

Françoise Kreissler

Die jüdische Realität lag seit jeher außerhalb des soziokulturellen und soziopolitischen Erbes der japanischen Geschichte. Daher waren die Voraussetzungen für den Judenhaß in Japan äußerst ungünstig. Zwar blieb bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts Antisemitismus ohne Juden ein in Ostasien unbekanntes Phänomen, doch schon um die Jahrhundertwende, als Nationalismus und Ultrationalismus in Japan mit einer kulturellen und z. T. auch wirtschaftlichen Verwestlichung parallel liefen, fanden sich Politiker und Intellektuelle, die den Theorien des rassistischen Antisemitismus zuneigten. Während aber im Lande selbst die wenigen – ausländischen – Juden nie Opfer antisemitischer Maßnahmen wurden, bewirkte Japans aggressive Außenpolitik in ihrer ersten Phase, ab etwa 1931, eine strenge Politik der Kontrolle gegenüber den jüdischen Gemeinden in der Mandschurei, in Nordchina und – einige Jahre später – verschärfte Maßnahmen gegen jüdische Emigranten in Shanghai, bis hin zu ihrer sozialen und wirtschaftlichen Ausgrenzung. Ausgehend von einer wohlwollenden Indifferenz den Juden gegenüber fand in den dreißiger und vierziger Jahren der theoretische bzw. propagandistische Antisemitismus Anklang in intellektuellen und militärischen Kreisen Japans, eine Judenfeindlichkeit, die im Zuge der Invasion Chinas ab 1937 zu pragmatischen antijüdischen Maßnahmen führte.

Als Japan sich Mitte des 19. Jahrhunderts dem internationalen Handel öffnete, ließen sich auch jüdische Kaufleute aus Europa, dem Irak, Indien und Syrien in den Häfen von Nagasaki, Kōbe und Yokohama nieder. Der Vertragshafen Yokohama war bereits Ende der 1860er Jahre das wichtigste Zentrum jüdischen Lebens in Japan. In den darauffolgenden Jahren und bis zum Ende des 1. Weltkriegs stieg die jüdische Einwanderung in sehr beschränktem Umfang, wenn auch regelmäßig, weiter an, wobei die Revolutionsereignisse in Rußland in den Jahren 1905 und 1917 jeweils Höhepunkte der Einwanderungswelle darstellten. Die Mehrheit dieser russischen Flüchtlinge siedelte zwar in Nordchina und in der Mandschurei, doch lag das Zentrum der jüdischen Hilfsorganisationen im Fernen Osten in Japan, von wo aus die Weiterwanderung der Flüchtlinge in die USA und nach Lateinamerika organisiert wurde.

Für die japanischen Regierungskreise und die Bevölkerung des Landes galten die jüdischen Einwanderer schlicht als Ausländer, die sich nicht